

Historische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitäts-Professoren: W. Andreas, O. Becker, G. Beckmann †, G. v. Below †, G. Beyerhaus, A. Brackmann, A. Cartellieri, F. Delitzsch †, W. Goetz, F. Hartung, A. Hasenclever, R. Holtzmann, P. Joachimsen †, H. Lietzmann, E. Marcks, F. Meinecke, G. Mentz, W. Mommsen, H. Oncken, F. Philippi, A. Wahl, A. Weber, G. Wolff, J. Ziekursch u. a. herausgegeben von Dr. Emil Ebering.

== Heft 310 ==

Studien über das Rittertum in England

vornehmlich während des 14. Jahrhunderts

Von

Dietrich Sandberger

==

Verlag Dr. Emil Ebering

Berlin 1937

Nachdruck mit Genehmigung vom
Matthiesen Verlag, Lübeck

KRAUS REPRINT LTD.

Vaduz

1965

Historische Studien

Verlag von Dr. Emil Beringer
München
1897

Preis 100 Mark

Studien über das Rittertum in England

von Dr. Emil Beringer

Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library

Dr. Emil Beringer

Verlag Dr. Emil Beringer

München

Verlag Dr. Emil Beringer
München

Preis 100 Mark


Printed in the United States of America

Vorbemerkung.

Auf die Beschäftigung mit englischer Geschichte wurde ich hingewiesen durch ein dreisemestriges Geschichtsstudium am King's College in London, das ich dem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes verdanke. Die vorliegende Arbeit wurde mir durch Stipendien der Tübinger Jubiläumsstiftung und des Württ. Kultministeriums ermöglicht. Ich möchte nicht verfehlen, den genannten drei Instanzen an dieser Stelle meinen Dank abzustatten. Für mancherlei Rat und Anregung bin ich den Herren Prof. Dr. A. Wahl, Prof. Dr. Albert Brackmann, Prof. Hearnshaw und Canon Dr. Jenkins zu großem Dank verpflichtet. Der Verwaltung des Britischen Museums und der Public Record Office und dem Dean und Chapter des College of Arms gebührt mein Dank für die bereitwillige Öffnung ihrer handschriftlichen Schätze.

Stuttgart, den 18. Mai 1935.

D. S.



Digitized by the Internet Archive
in 2024

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<i>Einleitung</i>	9—14
<p>Die Literatur über das Rittertum in England S. 9. — Bedeutung des Rittergedankens im Zeitalter Eduards III. S. 11. — Das Ritterideal S. 12. — Quellen der Arbeit S. 14.</p>	
<i>Erstes Kapitel: Das Turnier</i>	15—75
<p>Bedeutung des Turniers im ritterlichen Leben, S. 15. — Stellung der Kirche, S. 16. — Das Turnier in England verboten, S. 17. — Die Regelung Richards I., S. 19. — Charakter der Kampfspiele, S. 21. — Einwirkung der Politik, S. 22. — Weiterentwicklung unter Heinrich III., S. 26. — Die Persönlichkeit Eduards I., S. 28. — Der kleine Krieg von Chalon, S. 29. — Aufschwung unter dem Einfluß Eduards, S. 30. — Statutum Armorum S. 32. — Bewaffnung S. 34. — Theatralische Ausgestaltung, S. 35. — Tabula rotunda, S. 36. — Unter Eduard II., S. 39. — Neubelebung beim Regierungsantritt Eduards III., S. 41. — Die Blütezeit, S. 44. — Eduards Romantik, S. 48. — Der König kämpft mit, S. 50. — Uniformierung der Kämpfer, S. 51. — Festliche Ausgestaltung, S. 53. — Die wirtschaftliche Seite, S. 54. — Die Tafelrunde von 1344, S. 55. — Der Hosenbandorden, S. 59. — Die Stimmung des Volkes, S. 65. — Kriegsgefangene beim Turnier, S. 66. — Die Turniere Richards II., S. 67. — Literarische Ausgestaltung, S. 70.</p>	
<i>Zweites Kapitel: Das ernsthafte Turnier und der außergerichtliche Zweikampf</i>	76—92
<p>Begegnungen in Schottland, S. 76. — St. Inglevert, S. 78. — Turnierzweikämpfe zwischen Engländern und Schotten, S. 80. — Herausforderungen festländischer Ritter, S. 83. — Die Bedeutung der Zweikämpfe, S. 86. — Die Vorstufe des modernen Duells, S. 89. — Der Zweikampf des Johannes Visconti, S. 89. — Der Ehrenhandel Heinrichs von Lancaster, S. 91.</p>	

Drittes Kapitel: *Der gerichtliche Zweikampf* 93—147

Bei den Angelsachsen, S. 93. — Verbreitung in Frankreich und Spanien, S. 93. — Wiederaufleben in England seit der Eroberung, S. 94. — Anwendung im Strafprozeß bis ins 13. Jahrhundert, S. 95. — Anwendung im Zivilprozeß bis ins 13. Jahrhundert, S. 97. — Einwirkung der Entwicklung des Ritterstandes auf den Kampfprozeß, S. 100. — Verfall des Zweikampfes in Frankreich, S. 101. — Ähnliche Entwicklung in England, S. 105. — Der nichtritterliche Zweikampf bis ins 15. Jahrhundert, S. 108. — Die ritterliche Renaissance in England, S. 111—147 (der Kommentar zur Ordonnanz von 1306, S. 111. — Die Ordonnanz des Herzogs Thomas von Gloucester, S. 114. — Der Kampf des Ritters Johannes Annesley, S. 123. — Politische Kampfprozesse, S. 127. — Norfolk gegen Derby, S. 129). — Im 15. Jahrhundert, S. 134. — Schottland S. 137. — Die schottische Mark, S. 139. — Die Zweikampfforderung bei der englischen Königskrönung, S. 141. — Excurs über die Zweikampfforderung bei der englischen Königskrönung, S. 142.

Viertes Kapitel: *Die Kriegführung* 148—198

Die neue englische Taktik, S. 148—162 (Die Bogenschützen Eduards I., S. 149. — Bannockburn, S. 150. — Boroughbridge, Dupplin Moor und Halidon Hill, S. 151. — Die Siege in Frankreich, S. 153. — Übernahme der neuen Taktik durch die Franzosen, S. 158) — Der Zweikampf der Fürsten, S. 162. — Das persönliche Sicheinsetzen der Heerführer, S. 166. — Die Herausforderung zur Schlacht, S. 170. — Die Verabredungen im Festungskrieg, S. 175. — Kriegslist, S. 180. — Romanische Verachtung der Forderungen der Wirklichkeit, S. 182. — Turnier und Zweikampf im Kriege, S. 185. — Zusammenfassung, S. 197.

Fünftes Kapitel: *Die Behandlung der Gefangenen* 199—223

Dichtung und Praxis, S. 199. — Grausamkeit auf den Kreuzzügen, S. 199. — Richard I. und Johann Ohneland, S. 200. — Grausamkeit Eduards I., S. 201. — Die Schonung der ritterlichen Gefangenen im 100jährigen Krieg, S. 203. —

Der wirtschaftliche Vorteil, S. 203. — Der Handel mit Gefangenen, S. 209. — Die Stellung der nichtritterlichen Soldaten, S. 211. — Vertrauen aufs Ritterwort, S. 212. — Gegensatz zur Grausamkeit des späten Mittelalters in andern Dingen, S. 214. — Die Ritterlichkeit des Schwarzen Prinzen, S. 215. — Die französischen Gefangenen in London, S. 217. — Der Captal von Buch, S. 218. — Die Bürger von Calais, S. 220. — Froissart über Deutsche und Spanier, S. 222. — Keine Schonung des inneren Gegners, S. 223.

Sechstes Kapitel: *Der Kreuzzugsgedanke* 224—240

Bedeutung der Kreuzzugs idee für das Rittertum, S. 224.

—Beteiligung Englands an den Kreuzzügen, S. 225. — Kreuzzugspläne Eduards III., S. 226. — Heinrich IV. und Kaiser Manuel Palaeologus, S. 230. — Der Kreuzzug des Bischofs von Norwich, S. 231. — Kreuzfahrten einzelner Ritter, S. 231. — Die Preußenfahrten, S. 233.

Schluß 240

Literaturverzeichnis 242

Einleitung.

Die Kulturerscheinung des Rittertums hat in England eine riesige Literatur hervorgerufen. Besonders die Romantik brachte dem Rittertum ein großes Interesse entgegen. Zwischen 1815 und 1830 sind die meisten englischen Bücher über das Rittertum geschrieben worden. Alle diese Darstellungen sind panegyrisch und unkritisch und für den heutigen Historiker eher ein Ballast als eine Hilfe. Sir Walter Scott meinte, außer dem Christentum habe nichts einen so allgemeinen Unterschied zwischen alter und neuer Zeit bewirkt als das Rittertum.¹ Und G. P. R. James nennt das Rittertum in seiner *History of Chivalry*² „the most glorious institution that man himself ever devised“. Die Reaktion auf diese Verherrlichung des Rittertums blieb nicht aus. Edward Augustus Freeman schrieb in seiner „*History of the Norman Conquest*“:³ „ an institution which substitutes purely personal obligations devised in the interests of an exclusive class for the more homely duties of an honest man and a good citizen“. In seiner merkwürdigen Unterschätzung des französischen Kultureinflusses auf die englische Geschichte glaubte Freeman auch, die Ritteridee sei fast gar nicht in England eingedrungen. In seinem Buch „*the Reign of William Rufus and the Accession of Henry I.*“⁴ heißt es: „Edward I. cannot be wholly acquitted of yielding to a certain French influence“. „A slight touch of chivalrous feeling was all that ever infected England“. Noch merkwürdiger berührt uns heute, wenn der berühmte Förderer der englischen Public School, in denen heute noch die Wirkung des mittelalterlichen Rittergeistes lebendig ist, Thomas Arnold, das ritterliche Ideal

1. Vgl. seinen Essay über Chivalry, *Prose Works*, Paris 1827, Bd. V, S. 629.

2. New-York 1843 S. 14/15.

3. 3. Auflage 1877, I, S. 482.

4. Oxford 1882, II, S. 207 und 500.

in strengen Worten verurteilt: „If I were called upon to name what spirit of evil predominantly deserved the name of Antichrist, I should name the spirit of chivalry — the more detestable for the very guise of the ‚Archangel ruined‘ which has made it so seductive to the most generous minds“.⁵ Ja sogar William Stubbs gehört in die Reihe der negativen Kritiker des Rittergedankens; er schreibt: „What is the meaning of Chivalry? Is it not the gloss put by fine manners on vice and selfishness and contempt for the rights of man“.⁶ Der Puritaner im Engländer nahm an dem Ideal der höfischen Liebe, der liberale Demokrat an der Exklusivität des ritterlichen Standesideales Anstoß.

Eine spätere Generation von Historikern war von der Verherrlichung der Romantiker und von der Verurteilung der Liberalen gleich weit entfernt. Nach dem Vorbild Leon Gautiers⁷ ging man dazu über, die verschiedenen Entwicklungsphasen des Rittergedankens aufzuzeigen und nach der goldenen Aera des Rittertums zu suchen. Gautier, dessen großes Werk im wesentlichen auf den Zeugnissen der altfranzösischen Dichtung beruht, hat ja die höfische Kultur als eine Erscheinung der Dekadenz abgelehnt und im 12. Jahrhundert die klassische Ritterzeit gesehen. Der englische Historiker J. Batty⁸ hielt — und das ist vom Standpunkt der englischen Geschichte aus sehr begreiflich — das 14. Jahrhundert für die goldene Ritterzeit. Neuere Historiker des Rittertums versichern uns, es habe gar keine goldene Ritterzeit gegeben; die Kluft zwischen dem hohen Ideal und der „schauderhaften Wirklichkeit des profanen, grausamen, selbstsüchtigen und sinnlichen Menschen habe zu allen Zeiten in ganzer Tiefe bestanden“.⁹ Dieselbe Skepsis beherrscht andere

5. Thomas Arnold, *Life and Correspondence*, 1845, I, S. 255.

6. *Lectures on European History*, ed. Hassel S. 137.

7. *La Chevalerie*, 1883; 3. Aufl. 1897.

8. *Spirit and Influence of Chivalry*, 1890.

9. So J. F. C. Hearnshaw in seiner populär gehaltenen Vorlesung „Chivalry, its Place in History“, gedruckt mit anderen Vorlesungen von Dozenten des King's College über das Rittertum unter dem Titel „Chivalry, Studies to illustrate its historical significance and civilising influence“ by members of King's College ed. Edgar Prestage, London, 1928.

moderne englische Werke über das Rittertum, wie das von Cornish und von Meller.¹⁰ Die Erkenntnis der Kluft zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit führte dazu, daß man die Wirkung des Rittergedankens auf die Zeitgenossen gering einschätzte; man interessierte sich für den Rittergedanken vor allem nur noch deshalb, weil man in ihm eine Wurzel des Gentleman-Ideals erkannt hatte. Dazu kommt, daß das große Interesse der heutigen englischen Geschichtsschreibung der Geschichte der Verwaltung gilt. So wie vor zwei Menschenaltern die Geschichte des Parlaments und der Verfassung im Mittelpunkt des Interesses gestanden ist, so konzentriert man sich heute auf die Verwaltungsgeschichte.

Die Veranlassung dieser Arbeit war die Einsicht, daß in den modernen Darstellungen der englischen Geschichte des 14. Jahrhunderts das ritterliche Element der Zeit fast gar nicht erwähnt ist, während dem Leser der erzählenden Geschichtsquellen der Zeit doch immer wieder der Kopf darauf gestoßen wird. Von Eduard III., dem Staatsmann, dem ehrgeizigen Politiker, dem Merkantilisten, dem Kriegshelden hören wir viel, vom Ritter Eduard aber fast gar nichts. Wo aber das Rittertum erwähnt wird, da wird es abgetan als bloße Atrappe, als Hilfsmittel oder Verhüllung einer ehrgeizigen Eroberungspolitik. Der Rittergedanke ist aber mehr gewesen. Die adelige Kriegerschicht der Zeit wollte das Ritterideal verwirklichen; ja sie glaubten, wirklich Ritter im Sinne dieses Ideales zu sein. Obwohl der Rittergedanke weithin nur ein schöner Wahn gewesen ist, hat er doch als Fiktion einen tiefen Einfluß auf die Zeit ausgeübt.¹¹ Es gibt zu denken, daß die Dichtung und die Literatur des 14. Jahrhunderts weithin unter dem Einfluß des Rittertums gestanden ist. Die zeitgenössische Geschichtsschreibung zeigt, wie das späte Mittelalter sich selbst verstanden und aufgefaßt hat, nirgends deutlicher als im Werke Froissarts, der von der ersten

10. F. W. Cornish, *Chivalry*, London 1901, zweite Auflage 1911; Walter Clifford Meller, *a Knight's Life in the Days of Chivalry*, 1924.

11. Vgl. die Kapitel „der Rittergedanke“, „die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens“, „der Traum von Heldentum und Liebe“, in Huizingas „Herbst des Mittelalters“ (deutsche Übersetzung, Drei Maskenverlag, 2. Aufl. München, 1928).

bis zur letzten Seite seiner Chroniken von der Tendenz durchdrungen ist, die Geschehnisse zu verritterlichen. Der moderne Historiker ist durchaus berechtigt, im Gegensatz zur zeitgenössischen Geschichtsschreibung das Wesentliche der Zeit in ganz andern Dingen zu sehen, in den in die Zukunft weisenden Elementen, in dem politischen Geschehen und in der wirtschaftlichen Entwicklung. Er verfälscht aber das Bild des Zeitalters, wenn er an der Tatsache vorübergeht, daß die ritterliche Weltanschauung nicht nur die ritterlichen Kreise sondern das ganze Fühlen und Denken der Zeit beeinflußt hat. Gewiß, weithin ist der Rittergedanke ein schöner Traum geblieben; weithin stand er im schreienden Widerspruch zur Wirklichkeit. Auf der andern Seite aber war der Rittergedanke eine geschichtliche Macht.

Es ist das Ziel der vorliegenden Arbeit, die Wirkung des Rittergedankens im englischen Leben des 14. Jahrhunderts aufzuzeigen. Mit dem Rittergedanken meine ich jene komplizierte Kulturidee einer vornehmen Oberschicht, wie sie uns in der ritterlichen Dichtung Frankreichs und Deutschlands am deutlichsten entgegentritt. Sie ist erwachsen auf der Grundlage des Ritterstandes, der teils aus dem alten Adel teils aus dem einfachen Reiterkriegertum hervorgegangen, die verschiedensten sozialen Stufen in sich schloß und sich als eine übernationale Genossenschaft organisierte, der in Deutschland etwa der Kaiser so gut angehörte, wie der Ministeriale und die auch in England die reichsten vornehmsten Barone und den ärmsten Inhaber eines kleinen Lehens umfaßte.¹² Seiner Grundlage entsprechend war das Ritterideal kriegerisch: der vollkommene Ritter war in erster Linie ein tapferer Kämpfer, dessen Lebenselement der Krieg und der Kampfsport des Turniers war. Kampflust und Tapferkeit, Vasallen- und Freundestreue sind germanisches Erbe in der ritterlichen Ethik. Die Ritteridee wäre aber keine Erscheinung des Mittelalters, wenn nicht die Kirche und das Christentum einen starken Einfluß ausgeübt hätten. Kirchlich-christlichen Ursprungs ist die Begeisterung für den Kampf gegen

12. Vgl. P. Schmitthenner, Lehenkriegswesen und Söldnertum im abendländischen Imperium des Mittelalters in HZ 150, 2, 1934.

die Ungläubigen — ein Erbe der Zeit der ersten Kreuzzüge. Aus antik-christlichen Wurzeln stammt aber in der Hauptsache das Tugendsystem des Ritterideals.¹³ Nach ihr war der vollkommene Ritter fromm, gläubig, ein treuer Sohn seiner Kirche, freigebig, hilfsbereit gegenüber den Schwachen, mitleidig gegenüber dem besiegtten Feind, bescheiden, ja demütig im Auftreten und im Benehmen, selbstbeherrscht in allen Lebensäußerungen, bereit zur Freude und begabt für den harmonischen Lebensgenuß. Aber wenn auch das Rittertum sittlich durch die Kirche erzogen wurde, wenn auch der Rittergedanke unendlich viel durch das Christentum vermitteltes antikes und christliches Gedankengut enthält, handelt es sich doch im Grunde um ein unchristliches Ideal, das im Kern der „superbia“ eines aristokratischen, nach außen abgeschlossenen Standes entsprang. Die tiefe Verachtung des „villain“ hat mit Christentum nichts zu tun. Die Verpflichtung zur moralischen Haltung im Sinne des ritterlichen Tugendsystems floß nicht aus einer religiösen Gebundenheit, sondern aus dem gesteigerten ritterlichen Ehrgefühl; die ritterliche Moral, die eine tiefe zivilisierende Wirkung ausgeübt hat, war eine konventionelle Standesmoral. Das Bewußtsein zu der großen übernationalen vornehmen Gemeinschaft der Ritter zu gehören, kriegerischer Ehrgeiz und Ruhmsucht waren die hauptsächlichsten Triebfedern ritterlichen Handels. Im Kern aber handelt es sich beim Rittergedanken nicht um eine ethische, sondern um eine ästhetische Kulturidee. Das vollkommene ritterliche Leben war beherrscht von der schönen Form; sein Inhalt war Heldentum und Frauenliebe.

Der Rittergedanke ist international; von einer besonderen französischen, deutschen oder englischen Abwandlung kann

13. Vgl. Gustav Ehrismann, „die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems“ Ztschr. f. deutsches Altertum und Literatur Band 56, 1919; Hans Naumann, „höfische Kultur“ in der Deutsch. Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, ed. Paul Kluckhohn und Erich Rothacker, Buchreihe 17, 1929. Paul Kluckhohn, „Die ritterliche Kultur in Deutschland“, in „Das Mittelalter“, Leipzig/Wien 1930, S. 140—152. Siehe auch Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, in Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, ed. E. Seeberg u. a., Bd. VI, Stuttgart 1935, S. 235 ff.

keine Rede sein. Doch lehrt die Literaturgeschichte, daß der Rittergedanke, vor allem in der zur höfischen Idee verengerten Form, verhältnismäßig spät in der englischen Literatur Eingang fand, daß erst im 14. Jahrhundert originelle ritterliche englische Dichtungen entstanden und daß die Idee der höfischen Liebe in England von geringerer Bedeutung war als auf dem Festlande.¹⁴

Die vorliegende Arbeit stützt sich im wesentlichen auf die erzählenden Geschichtsquellen und auf urkundliches Material, bei dem die noch gar nicht erschlossenen und für die Kulturgeschichte ergiebigen königlichen Haushaltrechnungen einen hervorragenden Platz einnehmen. Die Dichtung wurde aus naheliegenden Gründen nicht herangezogen. Es liegt in der Natur der Quellen begründet, daß die Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen darf. Auf der andern Seite hat es sich bei der Betrachtung der Entwicklung des Turniers und des gerichtlichen Zweikampfes empfohlen, — zeitlich und sachlich — weiter auszuholen. Bei diesen Gebieten ritterlichen Lebens kam es mir darauf an, das späte Auftreten und das allmähliche Wachsen des ritterlichen Elements in England aufzuzeigen.

14. Vgl. die Leipziger Diss. von Kurt Lippmann: „Das ritterliche Persönlichkeitsideal in der englischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts“, 1933.

Erstes Kapitel.

Das Turnier.

Waffenspiele hat es zu allen Zeiten gegeben. Niemals aber sind sie so sehr im Mittelpunkt des Interesses gestanden wie in der Ritterzeit. Das Turnier ist ein wesentlicher Inhalt ritterlichen Lebens. Die Prototypen des ritterlichen Ideals verbringen ihr Leben, indem sie in der Welt herumziehen, von einer Waffentat zur andern, von einem Turnier zu andern. Was das Rittertum eigentlich ausmacht, kann sich im Turnier ausleben: die Lust am Kampf, Ehrgeiz, Ruhmbegier, der Hochmut, der alle Nichtritter ausschließt, die spielerische Gestaltung schönen Lebens, die höfische Liebe, die Anwendung der Literatur auf das wirkliche Leben. Die Entwicklung des Turniers ist zugleich ein Spiegel der Geschichte des Rittergedankens. Dient das Turnier in der Frühzeit im wesentlichen der erzieherischen Vorbereitung auf den Krieg, so liegt am Ende der Schwerpunkt auf der festlichen Ausgestaltung des Lebens. In England spielt das Turnier zunächst eine geringe Rolle. Nachdem es aber einmal eingebürgert war, sollte es hier mindestens dieselbe Bedeutung erlangen, wie auf dem Festlande.

Das Ursprungsland des Turniers ist Frankreich. Als „*conflictus Gallicus*“ ist es in England bekannt.¹ Eine französische Chronik weiß sogar den „Erfinder“ anzugeben; Gottfried von Pruilli sei es gewesen.² Das ist wohl so zu verstehen, daß er zum ersten Male Regeln für das Turnier aufstellte, die allgemein anerkannt wurden. Im 12. Jahrhundert ist das Turnier auf dem Festland zu großer Blüte gelangt. Es ist bekannt, welchen Raum es im deutschen und französischen Epos ein-

1. Matthaeus Paris, *Chronica maiora*, ed. H. R. Luard, London 1874, Rolls Series II, S. 309.

2. *Chronicon Turonense Magnum*, ed. André Salmon in *Recueil des Chroniques de Touraine*, Tours 1854, S. 125.

nimmt. Die Kirche wendet sich gegen das Turnier mit großer Schärfe. Ein Konzil zu Clermont 1130 verbietet jene „verabscheuungswürdigen Märkte und Feste, bei denen Ritter auf Grund einer Verabredung zusammenzukommen pflegen und zum Beweis ihrer Kraft und ihrer Tollkühnheit miteinander kämpfen, was häufig zum Tod und zu seelischem Verderben führt“.³ Den im Turnier Gefallenen sollen die Sakramente der Buße und der letzten Ölung zuteil werden, die kirchliche Beerdigung aber soll ihnen verweigert werden. Der Widerstand der Kirche gegen das Turnier sollte von da an nicht mehr aufhören. In ihren Augen war das ritterliche Hochgefühl Sünde, das dem Kult des Körpers und der körperlichen Übung zugeeignet war und auch vor dem Tod im Spiele nicht zurückschreckte. Der Widerstand der Kirche war da, noch ehe das erotische Moment und die gesteigerte Freude am diesseitigen Leben in das Turnier eindrang; der Kampf der Kirche galt schon der sportlichen Übung. Freilich, durchgedrungen ist die Kirche nicht. Das zeigt schon die andauernde Wiederholung der Verbote und eine gewisse Milderung des ursprünglich so strengen Standpunktes, wie sie im Laufe der Zeit eintrat. Die Lateransynode von 1139,⁴ ein Konzil von Reims 1148⁵ und das Laterankonzil von 1179⁶ wiederholen das Verbot von 1130 mit denselben Worten. Die Turnierkämpfer scheinen sich gegen das Verbot der kirchlichen Beerdigung so geholfen zu haben, daß sie die Gefallenen schnell noch in den Templer- oder Johanniterorden oder in ein Kloster aufnehmen ließen. Wenigstens wendet sich das Konzil von Reims von 1157 dagegen; dasselbe Konzil untersagt auch, den Turnierkämpfern irgend welche Gastfreundschaft zu gewähren.⁷ Papst Coelestin III. verbietet die Turniere, die

3. Johannes Dominicus Mansi, *Sacrorum Conciliorum Collectio*, Venedig 1778, Band 21, S. 439.

4. Ebenda S. 530.

5. Ebenda S. 716.

6. Ebenda Band 22, S. 229. Die kirchlichen Turnierverbote sind immer aus einer bestimmten Lage heraus — meist im Blick auf einen geplanten Kreuzzug — erlassen worden. Doch ist an der grundsätzlichen Gegnerschaft der Kirche gegen das Turnier nicht zu zweifeln. Sie ist bewiesen durch die Art, in der die kirchlichen Erlasse vom Turnier reden.

7. Mansi, Band 21, S. 843.

„zur Freude und zur Erziehung des jungen Kriegers erfunden worden seien“, mit der Begründung, die Kampflustigen könnten ja ihre Tüchtigkeit im Heiligen Lande zeigen.⁸

Mit der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses hat die Kirche Ernst gemacht. Als der Sohn des Markgrafen Dietrich von der Lausitz 1175 bei einem Turnier getötet wurde, wußte der eigene Oheim des Getöteten, der Erzbischof von Magdeburg, ein kirchliches Begräbnis zu verhindern. Er bestand lange auf seiner Weigerung; bis ihn endlich die kniefällig vorgebrachten Bitten des Markgrafen und des Adels umstimmten; die Bittsteller versicherten, der Sterbende habe von einem vorbeikommenden Priester die Absolution empfangen und ein Kreuzzugsgelübde abgelegt. Der Sohn des Markgrafen wurde aber erst beerdigt, nachdem der Adel des Landes geschworen hatte, nie mehr an einem Turnier teilzunehmen oder ein Turnier auf ihrem Gebiet zu gestatten, und nachdem die Genehmigung der Kurie eingeholt worden war.⁹ Trotzdem war die Begeisterung der Ritter für das Turnier groß. Kaum war der Krieg zu Ende, begannen sie, zu turnieren. Als z. B. 1174 die Belagerung von Rouen durch einen Waffenstillstand unterbrochen wurde, da konnten die Bürger beobachten, wie die Feinde sich jenseits der Seine im Turnier vergnügten.¹⁰ Damals war wenigstens eine Trennung zwischen Krieg und Turnier durchgeführt. Zwei Jahrhunderte später hätte man sicher während eines solchen Waffenstillstandes ein nicht minder freundschaftliches Turnier zwischen den bisherigen Feinden veranstaltet.

Es geht aus diesen Verboten der Kirche hervor, daß die Turniere jener Zeit im wesentlichen der Übung und Ausbildung dienten und daß sie keineswegs Spielerei, vielmehr mit großer Lebensgefahr verbunden waren. In Deutschland sollen in einem Jahr 16 Ritter im Turnier umgekommen sein.¹¹

Während das Turnier auf dem Festlande im 12. Jahrhundert außerordentlich beliebt und häufig war, war es in England

8. Brief Coelestins an die englischen Bischöfe vom 11. Januar 1193, Rymer Foedera I, S. 56.

9. Chronicon Montis Sereni, ed. Ehrenfeuchter in MG SS 23, S. 155/6.

10. Wilhelm von Newburgh I, S. 192.

11. Chronicon Montis Sereni, a. a. O.

verboten (Wilhelm von Newturgh II, 422). Das ist merkwürdig, da doch die Verbindung mit Frankreich gerade unter den ersten Plantagenets so innig war. Zwar wird Wilhelm Rufus, der Sohn und Nachfolger des Eroberers, einmal „ein guter Ritter in allen Dingen, in der Schlacht und im Turnier genannt“, doch ist die erst um 1300 verfaßte Quelle nicht zuverlässig.¹² Unter Stephan von Blois sollen Turniere auch in England stattgefunden haben, die der König in seiner Schwäche nicht verhindern konnte.¹³ Gerade weil die Turniere leicht zu einem Wiederaufleben der Fehden aller gegen alle führen konnten, hat sie wohl Heinrich II. verboten. Seine ehrgeizigen Söhne mußten übers Meer nach Frankreich gehen, um an Turnieren teilnehmen zu können. Sie haben dies auch mit großem Eifer getan. Sein ältester Sohn, der junge König Heinrich, verbrachte drei Jahre in Frankreich mit Turnieren und trieb großen Aufwand. Matthaeus Paris¹⁴ erzählt, er habe seinen königlichen Rang abgelegt, sei ganz zum einfachen Ritter geworden und erst wieder zu seinem Vater zurückgekehrt, als ihm nichts mehr zum Ruhme fehlte; sein Vater habe ihn mit der gebührenden Ehre aufgenommen. Demnach war es nicht eine Abneigung gegen das Turnier an sich, sondern staatsmännische Erwägungen, die Heinrich II. zu seinem Verbot der Turniere in England bestimmte. Auch sein zweiter Sohn, der Graf von Poitou, machte sich einen großen Namen durch seine Leistungen im Turnier. Er sollte dann ja später als König Richard I. der erste Ritter seiner Zeit werden. Den dritten Sohn Gottfried ließ der Ruhm seiner Brüder nicht ruhen. Kaum hatte er von seinem Vater in Woodstock die Ritterwürde empfangen, so setzte er nach der Normandie über, um sich im Turnier Ruhm zu erwerben.¹⁵ Ruhmbegier war damals die Haupttriebfeder zum Turnier und sollte es bleiben bis zum Erlöschen des ritterlichen Geistes.

12. Robert von Gloucester, Chronicle, ed. W. A. Wright, London 1887, Rolls Series, part. II, S. 566, Vers 7880—7881.

13. Wilhelm von Newburgh, II, S. 422.

14. Chronica maiora II, S. 309.

15. Chronica Rogeri de Hoveden, ed. William Stubbs, London 1869, Rolls Series, II, S. 166.

War Ritter und König in einer Person vereinigt, so ergab sich der Konflikt zwischen Turnierfreude und Staatsräson, in dem sich Richard I. und alle ritterlichen Könige nach ihm befanden. Richard half sich durch eine besondere Verfügung, die das Turnier unter gewissen einschränkenden Bedingungen gestattete. Diese Verfügung ist uns erhalten in der Form eines Briefes an den Erzbischof von Canterbury vom 22. August 1194.¹⁶ An fünf Plätzen sollen künftig Turniere stattfinden dürfen: bei Salisbury, Warwick, Stamford, Brackley und Blyth; jedoch darf der Königsfriede nicht gebrochen und die richterliche Gewalt nicht gemindert werden. Die Turnierkämpfer haben an den König eine Gebühr zu entrichten, die nach dem Rang abgestuft ist: der Graf soll 20 Mark, der Baron 10 Mark, der grundbesitzende Ritter 4 Mark und der nicht begüterte Ritter 2 Mark bezahlen. Demnach waren also zunächst die Knappen ausgeschlossen, die später in diesen Dingen den Rittern unbedingt gleichgestellt waren, jedenfalls soweit sie ritterbürtig waren. Es war eine rein ritterliche Angelegenheit mit dem ausdrücklichen Zweck, die englische Ritterschaft auf den Krieg vorzubereiten. Richard hatte beim Kreuzzug die Erfahrung gemacht, daß die französischen Ritter infolge der Übung, die sie im Turnier gehabt hatten, den englischen überlegen waren; ja, seine Engländer waren sogar als ungebildet und unwissend von den Franzosen verspottet worden.¹⁷ Die Lust am Turnier war bei seinen Rittern groß genug; er konnte finanzielle Vorteile für die Krone bei der Regelung des Turniers verfolgen, ohne befürchten zu müssen, seine Erlaubnis werde nicht ausgenützt werden. Sein Hauptaugenmerk aber galt der Verhinderung von Ausschreitungen. Daher die Beschränkung auf fünf Turnierplätze. Auch mußte der Kämpfer eidlich versprechen, den Frieden des Königs zu halten, bei etwaiger Fehde vor dem Turnier einen Waffenstillstand zu verabreden und alle diejenigen, die die Gebühren nicht entrichtet hatten, zu verhaften.¹⁸ Durch diese Verfügung verblieb dem König ein großer Einfluß auf das Turnierwesen.

16. Rymer Foedera, I, S. 65.

17. Wilhelm von Newburgh, II, S. 422/23.

18. Rymer, Foedera, I, S. 65.

Wurde sie streng durchgeführt, konnte ein Turnier weder zur Verhüllung rebellischer Versammlungen noch zu Plünderungen und anderen Ausschreitungen mißbraucht werden. Gegen Übertreter seines Gebotes ist Richard mit Energie eingeschritten, wie der Fall des Robert Mortimer zeigt, der ohne königliche Erlaubnis turniert hatte und nur gegen Stellung von Bürgen wieder in den Besitz seiner Güter kam.¹⁹ Trotz Richards Strenge kam es auch unter seiner Regierung zu Ausschreitungen. Der Abt von St. Edmund's hatte ein Turnier in der Nähe seines Klosters verboten. Die Ritter folgten zwar enttäuscht seinem Gebot; 24 Jünglinge aber, Söhne des Adels, kehrten in voller Bewaffnung zurück und bestraften den Abt für die Störung ihres Vergnügens. Dann zogen sie sich in die Stadt zurück, wo sie übernachten wollten. Dort ließ sie der Abt einschließen. Die also Gefangenen schlossen eine Art Vertrag mit dem Abt und versprachen, ohne seine Erlaubnis sich nicht aus der Stadt entfernen zu wollen. Daraufhin setzten sich beide Parteien zu fröhlichem Mahle zusammen. Als der Abt sich aber in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, da begannen die Jünglinge, sich Wein kommen zu lassen und zu singen und zu schreien und den Schlaf der Mönche zu stören und alles zur Verhöhnung des Abtes zu tun, was ihnen einfiel. Am Ende brachen sie gewaltsam aus der Stadt aus und suchten das Weite. Auf den Rat des Erzbischofs von Canterbury exkommunizierte sie der Abt; worauf viele der jugendlichen Übeltäter zu Kreuze krochen und um Absolution nachsuchten.²⁰ Das Ganze mutet uns an wie ein Studentenulk. Aber wenn auch diesmal die Folgen nicht allzu schwerwiegend waren, so zeigt der Vorfall doch, wie schwer es war, den turnierlustigen Rittern ihr Vergnügen zu verbieten und wie leicht es bei einer solchen Gelegenheit zu Ausschreitungen kam.

Die Persönlichkeit des Herrschers hat also bei der Entwicklung des Rittertums in England die größte Rolle gespielt. Die Einbürgerung des Turniers, ein wichtiger Markstein dieser Ent-

19. *Abbreviatio Placitorum*, Record Commission, London 1811, S. 3.

20. *Chronica Jocelini de Brakelonda* in *Memorials of St. Edmund's Abbey* I, S. 260.

wicklung, geht auf die königliche Initiative zurück. Das Beispiel und die Anregungen eines ritterlich gesinnten Herrschers fielen immer auf fruchtbaren Boden und sollten auch später noch der Entwicklung des Rittertums mächtigen Auftrieb geben. Auf der andern Seite haben Herrscher, die der ritterlichen Idee nicht in diesem Maße zugänglich waren, die Entwicklung wohl gehemmt; aufhalten ließ sie sich nicht mehr. Das zeigt sich deutlich in der Turnierfrage. Die ablehnende Haltung König Johanns, Heinrichs III., Eduards II. konnte zwar das Turnier zurückdrängen, jedoch niemals wieder ganz abschaffen. Die Ritterschaft konnte und wollte auch ohne und sogar gegen den König die ritterliche Tradition fortsetzen. So groß war das Interesse, das z. B. die opponierenden Barone unter König Johann dem Turnier entgegenbringen, daß sie trotz der größten Gefahr kurz nach ihrem Triumph von Runnymede zu einem längst schon verabredeten Turnier ziehen, obwohl sie wußten, daß Johann ein Heer gegen sie aufbringen will. Das einzige Zugeständnis, das sie an ihre gefährdete Lage machten, war, daß sie das Turnier von Stamford in die Nähe Londons verlegten; Matthaeus Paris fügt mißbilligend hinzu: „Solchen frivolen und müßigen Handlungen gaben sie sich hin“.²¹

Auch die Verbote der Kirche hatten keinen Einfluß. Die Lateransynode von 1215 verbot das Turnier bei Strafe der Exkommunikation.²² In England verschärfte man 1220 die Strafe: alle Güter sollen außerdem eingezogen werden.²³

Und doch war das Turnier, wie es in seiner ersten englischen Periode gehandhabt wurde, mehr spielerisch als kriegerisch. Einmal war es in erster Linie eine Sache der jungen Ritter bzw. der Knappen, die Ritter werden wollten. Zum Feste des Ritterschlags gehörte ja auch eine Geschicklichkeitsübung zu Pferde. Als ganz junge Ritter haben die Söhne Heinrichs II. ihre Turnierreisen nach Frankreich gemacht und der Chronist, der die Einführung des Turniers in England am breitesten erzählt, denkt ausschließlich an junge Ritter als Turnierrkämpfer;

21. M. Paris, *Chronica maiora* II, S. 614/15. Rymer, *Foedera*, I, S. 134.

22. Mansi, Band 22, S. 1066.

23. Siehe den Brief des Legaten Pandolph an Hubert von Burgh vom 25. August 1220 in Rymer, *Foedera* I, S. 162.

ja, er nennt sogar einmal die Turniere „exercitia tironum“.²⁴ Es wurde nur mit der Lanze gekämpft, die stumpf war und bei korrekter Anwendung entweder am Schilde des Gegners zerbrechen oder den Gegner durch die Wucht des Aufpralls auf den Schild aus dem Sattel heben sollte. Man trug keine Rüstung, sondern leinene Gewänder.²⁵ Unglücksfälle waren freilich nicht selten. Bei dem Turnier, das die Barone 1216 ihren französischen Gästen und Verbündeten zu Ehren veranstalteten, wurde der Graf von Essex von einem französischen Ritter tödlich verwundet. In echt ritterlicher Weise verzieh er seinem Gegner auf dem Totenbett.²⁶ Schon damals nahm das Turnier den Charakter eines gesellschaftlichen Festes an: Im oben erwähnten Turnier von 1215 setzte eine Dame einen Preis aus für den Besten, und zwar einen Bären. Die Vermutung liegt nahe, daß diese Dame und vielleicht noch viele andere dem Turniere auch zuschauten.

Unter der Regierung Heinrichs III. begann das Turnier, eine politische Rolle zu spielen. Heinrich selbst war kein besonderer Freund des Turniers und hat wohl nie aktiv teilgenommen. Doch hat er sich trotz seiner großen Frömmigkeit nie den Standpunkt der Kirche zu eigen gemacht. Vielmehr hielt er an der Politik Richards I. fest. Grundsätzlich war also das Turnier gestattet. An seiner Hochzeit wurde acht Tage lang turniert. Im Jahre 1232 gestattete er vier Turniere an vier verschiedenen Plätzen. Drei davon sind schon in der Verfügung Richards I. erwähnt: Brackley, Stamford und Blyth; dazu fügte Heinrich Dunstable.²⁷ Die Beschränkung auf bestimmte Orte scheint nicht mehr streng durchgeführt worden zu sein. Häufig aber wurden einzelne Turniere verboten. 1228 verbot Papst Gregor die Turniere, weil sie dem Adel nur als Vorwand dienen für hochverräterische Versammlungen und Verschwörungen gegen den König.²⁸ Dann wieder wurden unter dem Vorwand

24. Wilhelm von Newburgh, II, S. 422.

25. M. Paris, II, S. 650.

26. M. Paris, II, S. 650.

27. Richard de Morins, *Annales prioratus de Dunstaplia*, ed. H. R. Luard in *Annales Monastici*, Rolls Series 1866, III, S. 130.

28. Siehe den Brief Gregors vom 27. Februar 1228 in Rymer, *Foedera* I, S. 189.

eines Turniers Feindseligkeiten zwischen verschiedenen Baronen ausgekämpft. So verbot der König 1234 einen Buhurt, der bei Shirburne zwischen den Knappen zweier Adelliger stattfinden sollte und dessen Anlaß Haß und Mißgunst gewesen sei.²⁹ Wenige Jahre später verhinderte nur die Vermittlung des päpstlichen Legaten, daß ein Turnier bei Blyth in offene Feindseligkeiten ausmündete.³⁰ Obwohl nur mit stumpfen Waffen gekämpft wurde, war es keineswegs ohne Gefahr. In der politisch aufgeregten Zeit hielt es schwer, dem Turnier den Charakter eines Waffenspiels zu erhalten. Bei einem Turnier in Hertford zeichnete sich Gilbert Marschall besonders aus. Er war wegen körperlicher Zartheit ursprünglich zum Geistlichen bestimmt worden und bemühte sich nun um so eifriger trotz seines „Körperchens“, Waffenruhm zu erlangen. Er ritt ein ihm unbekanntes, edles italienisches Pferd. Bei einer plötzlichen Parade, wie es die Lage erforderte, brachen beide Zügel. Das Pferd ging durch; der Ritter, durch die Hitze, den Staub und den Schweiß fast geblendet und durch den schweren Helm fast ohnmächtig geworden, stürzte halbtot herunter, blieb am Steigbügel hängen und wurde noch eine Strecke geschleift. Im Hause der Mönche in Hertford erlag der Marschall dann seinen Verletzungen. Die Vermutung wurde laut, einer von der Gegenpartei habe die Zügel halb durchschnitten, um den gefährlichsten Gegner im Turnier unschädlich zu machen oder ihn gar in die Gefangenschaft seiner Gegner zu bringen.³¹ Auch sonst ging es in diesem Turnier gefährlich zu. Ein Ritter der Partei des Marschalls wurde ebenfalls getötet und viele Ritter und Knappen wurden schwer verwundet; denn — fügt der Chronist hinzu — der „Haß vieler wandelte das Spiel zum Gefecht“. Auch dieses Turnier hatte gegen den Willen des Königs stattgefunden. Man hatte ihm daher den Decknamen Glücksspiel gegeben. Heinrich versucht, dem Bruder des gefallenen Marschall sein Erbe vorzuenthalten, weil er gegen das königliche Verbot turniert habe. Walter Marschall erwidert mit dem

29. Rymer, Foedera, I, S. 213.

30. M. Paris, III, S. 404.

31. M. Paris, IV, S. 135/6.

schlagenden Argument: wolle der König alle die enterben, die sein Verbot übertreten haben, so werde er eine ungeheure Empörung im Lande hervorrufen.³²

Heinrichs ausländische Günstlinge und Verwandte waren allgemein verhaßt. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen ihnen und dem einheimischen Adel sollte sich auch im Turnier entladen. Sie brachten auch die ritterlichen Sitten und Gebräuche ihrer Heimat mit nach England. So hören wir im Jahre 1241 von einer neuen Art von Turnier, das Matthaeus Paris „*hastiludium quasi hostile*“ nennt. Hier wurde wohl mit scharfen Waffen gekämpft; außerdem wurde dem ernsthaften Turnier irgendeine Streitfrage zugrunde gelegt. Im Jahre 1241 waren die Veranstalter auf der Seite der Ausländer Peter von Savoyen, Graf von Richmond und auf der Seite der Einheimischen Graf Bigod. Der Streit galt der Frage, wer im Turnier besser sei, die Einheimischen oder die Fremden. Das ernsthafte Turnier kam der wirklichen Schlacht auch insofern sehr nahe, als die Zahl der Kämpfenden nicht unbedingt gleich zu sein brauchte. Heinrich fürchtete, seine Günstlinge würden unterliegen. Er begann daher, viele von den edleren und tüchtigeren Ritter Englands durch Geschenke und Drohungen zum Übertritt auf die Seite des Savoyarden zu bewegen, bis schließlich dessen Partei zahlreicher war. Die darüber ausbrechende Empörung unter der englischen Ritterschaft belehrte den König eines Besseren: er schickte in letzter Stunde einen Boten ab, der das Turnier verbot gerade in dem Augenblick, als die Parteien aufeinander losstürzen wollten.³³

Von da an wurde Heinrich III. sehr vorsichtig und versuchte jegliches Turnier, bei dem der Haß gegen die Savoyarden und gegen die Provençalen eine Rolle spielen konnte, zu verhindern. So scheiterte ein Turnier bei Dunstable, das Richard von Gloucester und Guido von Lusignan verabredet hatten, am Widerstand des Königs. Heinrich fürchtete für seinen Halbbruder. Auch dem Chronisten erschienen die Turnierbedingungen allzu blutig zu sein; offenbar handelt es sich um ein so ge-

32. M. Paris, IV, S. 157/8.

33. M. Paris, IV, S. 88.

nanntes ernsthaftes Turnier.³⁴ Nicht besser ging es dem Grafen Richard, als er im Herbst 1247 feierlich die königliche Erlaubnis einholte zu einem Turnier bei Northhampton, das er seinem Bruder und dessen Altersgenossen zu Ehren abhalten wollte an dem Tag, an dem er sie zu Rittern machte. Man fürchtete jedoch, der Hochmut der Ausländer werde die englischen Ritter zu ernsthaftem Gefecht herausfordern, so daß „dem Brechen der Lanzen das Blitzen der blutigen Schwerter folgen würde“. Daher untersagte der König das Turnier bei besonders schweren Strafen: nicht nur der eigentliche Übeltäter, sondern auch seine Nachkommen sollten enterbt werden. Die Enttäuschung der Turnierkämpfer, die schon am Turnierplatz versammelt waren, war groß; war doch der ganze Aufwand, den sie gemacht hatten, vergeblich.³⁵ Beim Ritterschlag seines Halbbruders Wilhelm von Valence, gestattete Heinrich ein Turnier, das bei Newbury stattfand und ohne Störung durchgeführt wurde. Der junge Ritter war mit besonderem Eifer bei der Sache; bei seinem zarten Alter und seiner schwach entwickelten Körperkraft konnte er jedoch dem Ansturm der starken kriegsgeübten Ritter nicht standhalten; er wurde zu Boden geworfen und — wie der Chronist sich ausdrückt — „verlor viel und wurde verprügelt“.³⁶ Es scheint also damals schon Sitte gewesen zu sein, daß der aus dem Sattel geworfene Ritter zum Zeichen seiner Schande auch noch Schläge bekam und Pferd und Rüstung an den Gegner verlor. (Die Enttäuschung der Turnierkämpfer von 1247, die sich wegen ihrer Ausgaben ärgerten, deutet ja auch daraufhin, daß bei einem Turnier Wertvolles zu gewinnen war. Im 14. Jahrhundert sollte dann das wirtschaftliche Interesse am Turnier viel ausgeprägter werden.) 1249 wurde noch einmal ein Turnier verboten, das bei Northhampton hätte stattfinden sollen. Vor allem die kampfbegierigen jungen Ritter waren enttäuscht. Einer von ihnen, Wilhelm von Valence, riet, trotz des Verbotes das Turnier zu beginnen; er werde dann nachher die Sache schon beim König in Ordnung bringen. Da machte starker Schneefall allen weiteren Plänen ein Ende (M. Paris, V, S. 54).

34. M. Paris, IV, S. 633.

35. M. Paris, IV, S. 649.

36. Ebenda V, S. 17/18.

Der Zusammenstoß zwischen den einheimischen und den fremden Rittern sollte sich nicht verhindern lassen. Im Turnier von Brackley kämpfte die eine Partei unter dem Namen „Bachelarii“ (d. h. einfache Ritter), der wohl im bewußten Gegensatz zu dem herausfordernden Auftreten der Fremden gewählt wurde. Schon hier ist also die Neigung zu bemerken, im Turnier eine Rolle zu spielen wie in einem Theaterstück. Zur allgemeinen Überraschung schloß sich Graf Richard von Gloucester, der bisher immer die Sache der Einheimischen vertreten hatte, diesmal den Fremden an. Dank seiner kräftigen Hilfe siegte die Partei des Wilhelm von Valence, der in seinem Übermut einen Ritter der Gegenseite, Wilhelm von Odingesseles, mißhandelte.³⁷ Von da an brütete die englische Ritterschaft Rache. Die Gelegenheit dazu bot sich in einem Turnier bei Rochester. Die fremden Ritter wurden besiegt und flohen aus den Schranken, um in der Stadt Schutz zu suchen. Da kamen ihnen die Knappen der englischen Ritter entgegen, stellten sich ihnen, warfen sie zu Boden und die verdiente Züchtigung wurde ihnen zuteil: sie wurden der Rüstung beraubt und mit Stöcken und Keulen geschlagen.³⁸ Diese Turniersitte scheint uns wenig ritterlichen Geist zu atmen. Es ist aber durchaus nicht eine Erscheinung, die etwa nur in England zu finden wäre und mit der besonderen Erbitterung erklärt werden könnte, die beim Turnier von Rochester herrschte. Es war auch französische Sitte. Im Jahre 1253 z. B. nahmen Graf Richard von Gloucester und Wilhelm von Valence an einem Turnier in Frankreich teil; sie wurden aus dem Sattel gehoben, der Rüstung beraubt und derart verprügelt, daß sie täglich ihre Wunden verbinden und waschen lassen mußten. Matthaeus Paris erzählt den Vorfall mit offensichtlicher Schadenfreude.³⁹

Es ist verständlich, daß Heinrich III. in der Zeit der großen Krise seiner Regierung noch weniger geneigt ist, Turniere zu gestatten. Der Herzog von Limburg erwirkte noch einmal die Erlaubnis zu einem Turnier bei Blyth. Der Herzog von Glou-

37. M. Paris, V, S. 83.

38. Ebenda S. 265.

39. M. Paris, V, S. 366/7.

cester und 40 Magnaten waren dort schon versammelt. Da entschloß sich der König wieder zu einem plötzlichen Verbot und begründete es mit der schwierigen Lage, in der sich sein ältester Sohn in der Gascogne befinde.⁴⁰ Zu Ehren des Prinzen Eduard wurde dann 1256 ein Turnier in Blyth gehalten; der junge Prinz machte sogar selbst mit in leichter leinener Rüstung. Wieder kommen viele Ritter zu Fall und erleiden die schmachliche Züchtigung. Einer von ihnen, William Longspear, sollte sich nie mehr von den Schlägen erholen.⁴¹ Von da an aber werden die Turniere streng verboten: 1260 z. B. eines in Blyth; die enttäuschten Ritter ziehen nach London und nur die Vermittlung König Richards verhinderte den Ausbruch von Unruhen. Nach der Schlacht von Lewes wäre es sogar beinahe zu einem ernsthaften Turnier zwischen den Anhängern Montforts gekommen. Der Streit war wegen eines Gefangenen entstanden. Die Söhne Simons von Montfort und der Bruder des Grafen Richard von Gloucester wollten ihre Ansprüche durch ein Turnier bei Dunstable entscheiden. Simon von Montfort bedroht seine Söhne mit den strengsten Strafen: er werde sie an einen Ort bringen, wo sie weder Sonne noch Mond sehen können.⁴² Als die jugendlichen Heißsporne den Versuch im Februar 1265 erneuern, greift Heinrich III., damals in der Gewalt des Grafen von Leicester, mit einem Verbot ein. Jedenfalls ist es bezeichnend; wie nahe diesen ritterlichen Jünglingen der Gedanke eines ernsthaften Turniers lag, das hier als Mittelding zwischen Turnier und gerichtlichem Zweikampf erscheint. Aus ihm sollte dann später der außergerichtliche Zweikampf und damit das moderne Duell hervorgehen.⁴³

Die große innere Krise, die im sogenannten Krieg der Barone gegipfelt hatte, war bis zum Jahre 1267 endgültig überwunden, und nach dem Abschluß eines Vertrages mit dem Für-

40. Rymer, Foedera, I, S. 323.

41. M. Paris, V, S. 557.

42. Opus Chronicorum ed. H. T. Riley Rolls Series 1866 S. 14/15.

43. Richard der Morins, Annales prioratus de Dunstaplia in Annales Monast. ed. Luard, III, S. 238; Annales Londonienses, ed. William Stubbs, I, S. 65; Rymer, Foedera, I, S. 450; Rishanger Chronica S. 32, ed. H. T. Riley, Rolls Series 1865.

sten von Wales kehrte auch der äußere Friede ein. In dieser ruhigsten Periode der Regierung Heinrichs III. sollte das Turnier auch einen großen Aufschwung erleben. Der Einfluß der ritterlich gesinnten Söhne des Königs machte sich geltend. Die Gefahr, daß das Turnier zum Ausgangspunkt für gefährliche Unruhen würde, war nicht mehr vorhanden. Keine königlichen Verbote hemmten nunmehr die kampfeslustige Jugend. Und wenn Verbote erlassen wurden — sagt der Chronist,⁴⁴ „so glaubte die zügellose Begeisterung des Adels ihnen nicht stattgeben zu sollen“. Waren sie doch der Unterstützung des Thronfolgers Eduard und seines Bruders, Edmunds von Lancaster und des Sohnes König Richards sicher, die an den Kampfspielen einen ungemein tätigen Anteil nahmen. Im Jahre 1267 wurden so viele Turniere in England abgehalten, wie sonst in 10 Jahren nicht, und es kam vor, daß verschiedene Scharen von Turnierkämpfern an ein und demselben Tag in Städten, wie Warwick und Brackley, kämpften, die nur eine Tagereise voneinander entfernt waren.⁴⁵ Der Einfluß Eduards siegt über den seines Vaters.

Heinrich III. war in erster Linie ein Mann von frommer Kirchlichkeit; das ritterliche Lebensgefühl war ihm fremd. Grundsätzlich war er dem Turnierwesen nicht abgeneigt. Seine Verwandten haben ihn zugunsten der Waffenspiele beeinflusst. Der Träger des Rittergedankens war aber nicht der Hof, sondern der ständische Adel. Als die inneren Unruhen und die Lockerung von Zucht und Ordnung die Entartung des geregelten Kampfspiels in ein wildes, häufig ernst gemeintes Handgemenge verursachten, versuchte Heinrich wohl durch zahlreiche Turnierverbote dem Unwesen zu steuern. So wenig er aber das Turnier in geordnete Bahnen lenken konnte, so wenig konnte er es auf die Dauer abschaffen. Abhilfe brachte erst der Nachfolger, der ein Ritter und zugleich ein König war.

Die Geschichte ehrt in Eduard I. vor allem den bedeutenden Gesetzgeber, den großen Staatsmann, den erfolgreichen Er-

44. Wykes, *Chronicon*, ed. H. R. Luard in *Annales Monastici*, IV, S. 212. *Rolls Series* 1869.

45. Wykes *Chronicon* in *Annales Monastici*, IV, S. 212.

oberer. Daneben ist er auch ein echter Vertreter des Rittertums. Das beweist die Art, wie er sein Kreuzzugsgelübde erfüllt hat, obwohl doch der Abbruch des französischen Kreuzzugs seine sofortige Rückkehr in die Heimat gerechtfertigt hätte. Die Abenteuerlust und die ritterliche Begeisterung für den Kampf ums Heilige Land treiben ihn zur Reise nach Palästina. Das ist ja eben ein bezeichnendes Merkmal des späten Rittertums, daß eine Art romantischer Kreuzzugsbegeisterung in voller Stärke weiterlebt zu einer Zeit, als der Kampf ums Heilige Land schon längst keine politische Möglichkeit mehr war. Eduards Rittertum zeigt sich auch an zwei Episoden aus seiner frühen Zeit. Der Ritter Adam Gordon hatte sich gegen die „Enterbung“, die ihn mit den andern Anhängern Simons von Montfort getroffen hatte, mit bewaffneter Hand gewehrt. Als Häuptling einer Bande von Geächteten machte er die Gegend von Winchester unsicher. Eduard, der Thronfolger, überraschte ihn mit starken Truppen. In echt ritterlicher Weise verschmähte es Eduard, den Gegner, dessen Tapferkeit berühmt war, mit seiner Übermacht zu erdrücken; vielmehr kämpfte er allein mit Adam Gordon im Zweikampf. Nachdem sie beide mit gleichem Glück lange gekämpft hatten, bot Eduard dem andern Verzeihen und Vermögen an, wenn er sich ergebe; da warf Adam die Waffen weg und ging darauf ein.⁴⁶

Die andere bezeichnende Episode ist der sogenannte „kleine Krieg von Chalon“. Eduard und seine Kreuzfahrer wurden vom Grafen von Chalon zu einem Turnier eingeladen, als sie auf der Rückkehr vom Kreuzzuge 1273 durch sein Gebiet kamen. Eduard nahm die Einladung an, obwohl er sich wohl mit den Anstrengungen der Reise hätte entschuldigen können. Er übernimmt die Rolle des Herausforderers; d. h. er und seine Leute erklären sich bereit, gegen alle Ritter kämpfen zu wollen, die Lust dazu haben. Der Graf von Chalon ließ sich mit Eduard ins Gefecht ein. Sie kämpften lange mit dem Schwerte. Die Sache scheint also von vornherein den Charakter eines „ernsthaften Turniers“ gehabt zu haben. Als der Graf sieht, daß er im Schwertkampf Eduard nichts anhaben kann, versucht er es mit einem Trick.

46. W. Rishanger, S. 48/49.

Er wirft das Schwert plötzlich fort und umklammert mit beiden Händen Eduards Hals, um ihn so vom Pferde zu reißen. Eduard aber bleibt im Sattel sitzen, gibt seinem Streitroß die Sporen. Der Graf wird dadurch ruckartig aus dem Sattel gerissen und stürzt, da er sich am Halse Eduards nicht lange zu halten vermag, zu Boden. Das war das Zeichen zum Ausbruch eines Tumults. Die Zuschauer greifen ein. In wildem Durcheinander stürzen sich alle, Ritter und Gemeine, auf die Engländer, die aber wacker standhalten und den feindlichen Ansturm siegreich zurückwerfen. Der Graf von Chalon versucht, noch einmal mit Eduard anzubinden. Wieder siegt Eduard und zwingt den Unentwegten, sich einem einfachen englischen Ritter gefangen zu geben.

Nach einer Quelle war die Störung des Turniers von langer Hand vorbereitet: Der Graf von Chalon habe Eduard um seinen Kriege- und Friedensruhm glühend beneidet. Vor dem Turnier schon haben sich Scharen von wilden Kriegerleuten eingefunden, die im Voraus die Waffen und Pferde der englischen Ritter verkauften, die sie zu erbeuten hofften. Auch nach dem Siege sei das Leben der Engländer in Chalon in Gefahr gewesen, bis Eduard die Bürger endgültig einschüchterte mit der Drohung, er werde die Stadt anzünden.⁴⁷ Aus dem Turnier war also ein höchst gefährliches Abenteuer geworden, und wir verstehen den Papst, der meint, die persönliche Teilnahme an einem Turnier sei nicht mit der einem Könige geziemenden „gravitas“ vereinbar. Eduard dachte anders, er wollte Ritter und König sein.

Seine ritterlichen Eigenschaften und Neigungen machen Eduard I. zu einem eifrigen Förderer des Turniers. Die Spannung zwischen Turnierlust des Adels und der Ängstlichkeit des Königs verschwindet. Die ewigen Verbote, die so viel böses Blut gemacht hatten, hören auf. Nach dem Tode Heinrichs III.

47. Nicholas Trevet, *Annales sex regum Angliae*, ed. Thomas Hog, English Hist. Society London 1845 S. 285. W. Rishanger a. a. O. S. 79/80. *Chronicon Walteri de Hemingburgh*, ed. H. C. Hamilton, London 1848, English Hist. Society, I, S. 337—40. *Flores Historiarum*, ed. H. R. Luard, Rolls Series, London 1890, III, S. 31. *Annales Londonienses* ed. W. Stubbs, Rolls Series, I, S. 82.

wird von den Verwesern am 28. April 1273 ein Turnier in Blyth und am 10. Juni eines in Kingston verboten.⁴⁸ Von da an aber ist die Bahn frei für Turniere, bis der schottische Krieg im Jahre 1299 und dann wieder 1304 ein Turnierverbot notwendig machten.⁴⁹ Außerdem werden Turniere in Cambridge und Oxford grundsätzlich verboten, um die „Ruhe der Studierenden“ nicht zu stören.⁵⁰ Heinrich hatte beiden Universitäten dieses Privileg verliehen, und Eduard I. hielt sich streng daran, als einige Ritter den Versuch machten, in Oxford Tjoste und einen Buhurt zu veranstalten. Auch die Ritter, die in Cambridge trotz der Vorstellungen des Bürgermeisters einen Tjost ausrufen ließen, wurden auf Eduards Befehl verhaftet.⁵¹

So konnte sich die Freude am Turnieren fast ungehemmt austoben. Die Chroniken berichten zwar nur alle paar Jahre von einem Turnier.⁵² Daß aber in Wahrheit durchschnittlich vielleicht jeden Monat eines stattgefunden hat, zeigen urkundliche Quellen, die Wardrobe Accounts⁵³ im Public Record Office und die Berkley Papiere. Nach diesen reist z. B. Lord Thomas Berkley des Turnierens wegen an 20 verschiedene Plätze, obwohl ihn das Schicksal seines Bruders, der im Turnier bei Kenil-

48. Rymer, I, S. 503.

49. Ebenda S. 916 u. 964.

50. Ebenda, I, S. 976/77.

51. Ebenda S. 977.

52. Die Chroniken erwähnen naturgemäß nur besonders bemerkenswerte Turniere. Gelegentlich geben aber auch sie Aufschluß über die Häufigkeit der Turniere. Nach den Annales Londonienses (ed. William Stubbs, II, S. 142) fand am 15. September 1305 ein großes dreitägiges Turnier beim Gut des Bischofs von London in Stepney statt. Auf demselben Platz begann ein neues Turnier am 23. September, also nur fünf Tage nach Beendigung des vorhergehenden.

53. Die im Public Record Office London aufbewahrte Exchequer Rolle E 101 Bundle 353 No. 4 zeigt die Ausgaben, die der Ritter Johann von Brabant als Reisebegleiter der beiden Söhne des Herzogs von Lancaster gehabt hat. Die Ausgaben für Turnierpferde, ihre Beförderung von einem Turnierplatz zum andern, und die Pflege ihrer Verletzungen nach einem Turnier nehmen den größten Raum ein. Innerhalb weniger Monate nehmen die jungen Herren an drei Turnieren teil: Am 29. und 30. Dez. 1292 turnieren sie in Warwick, zwischen 12. und 23. April 1293 in Croydon und zwischen 6. April und 3. Mai 1293 in Dunstable.

worth 1279 umgekommen war, wohl hätte abschrecken können. Die Verbote, die König und Kirche erließen, beachtete er nicht; bis in sein hohes Alter hinein versäumte er es nie, dem Ruf zum Turnier zu folgen.⁵⁴

Eduard nahm an den Turnieren häufig persönlich teil. Einmal war er sogar bereit, eines Turnieres wegen nach Frankreich überzusetzen, was ihm einen verwarnenden Brief des Papstes eintrug.⁵⁵ Der Brief war außerordentlich klug abgefaßt: das Turnier entspringe einer Einflüsterung des Teufels; was hier nutzlos für die Pracht der Welt aufgewendet werde, solle besser für fromme und notwendige Dinge ausgegeben werden; vor allem aber zieme es einem König und einem so berühmten Fürsten nicht, selbst beim Turnier mitzumachen; es verstoße gegen die Würde. Trotz allem verfehlte der Brief seine Wirkung. Eduard hat später noch oft an Turnieren teilgenommen. In der Lobrede anlässlich seines Todes wird seine Tüchtigkeit im Turnier besonders gerühmt „...vir bellator in hastiludiis validissimus quo numquam lancea eius in cassum abiit vel retrorsum, in torneamentis audacissimus nec ibi reversus est gladius eius inanis; occursantes milites a dextra laevaue deiiciens ipse a nemine est prostratus.“⁵⁶ Nach diesem merkwürdigen panegyrischen Erguß förderte er auch die Ritterschaft durch freigebige Ausstattung von jungen Rittern: *Hic rex auxit gloriam militarem edicto lato in Franciam, Flandriam, Aquitaniam... ut quotquot militare vellent armis saecularibus ad regem venirent de sua garderoba cuncta militaria ornamenta effluentissime admissuri...“*⁵⁷

Am meisten hat König Eduard I. dem Turnier dadurch genützt, daß er es wieder auf geordnete Bahnen gebracht hat. Als

54. John Smyth, *The Berkeley MSS*, edited by John Maclean, Bristol and Gloucester Archaeol. Society, Gloucester 1883-85, I, S. 188. Die Erzählung von Smyth basiert auf dem urkundlichen Material des Schlosses Berkeley. Es heißt da: „...for it (das Turnier) was in those stirring tymes become almost a monthly exercise in the dayes of Kinge Edward the first and of his soune Edward II.“

55. Rymer, I, S. 512.

56. Johann de London S. 12.

57. Ebenda S. 16.

Thronfolger hatte er es erlebt, wie leicht sich aus dem Kampfspiel ein blutiger Kampf entwickeln konnte. Noch eindringlicher hat ihn der „kleine Krieg von Chalon“ belehrt. Daher wird es ihm hochwillkommen gewesen sein, daß die Barone ihn während eines Parlaments baten, eine „provisio“, die sie untereinander vereinbart hatten, zu ratifizieren. Jedenfalls wurde die königliche Bestätigung gegeben und aus der „provisio de Valettis ad Torneamento venientibus“ wurde das „Statutum Armorum“.⁵⁸ Nach dem Statut soll kein Ritter mehr als drei ihn bedienende Knappen zum Turnier mitbringen, die alle das Wappen ihres Herrn als Kennzeichen tragen müssen. Die Ritter und Knappen, die beim Turnier Dienst leisten, sollen außer einem großen Turnierschwert keine Waffen bei sich haben. Alle „banneretti, die Banner tragen“, sollen mit Handschuhen, Beinschienen, Schulterpanzerung und Helm gewappnet sein. Ein Ritter, der diese Bestimmungen nicht einhält, soll Pferd und Rüstung verlieren und solange eingekerkert sein, als es dem Thronfolger Eduard, dem Bruder des Königs Edmund von Lancaster, Wilhelm von Valence, Gilbert von Clare und dem Grafen von Nichole (?) gut dünkt. Ein Knappe, der gegen das Statut verstößt, soll auch Pferd und Waffen verlieren und drei Jahre lang im Gefängnis sein. Niemand soll einem am Boden liegenden Ritter helfen, sein Pferd einzufangen, außer denjenigen, die ihn

58. Rotuli Parliamentorum, I, S. 85. Statutes of the Realm, I, S. 231. Daß die provisio, die in den Parlamentsrollen erwähnt ist, identisch ist mit dem undatierten Statutum Armorum, ist auch deswegen überaus wahrscheinlich, weil das Statutum auf Grund des Textes auch etwa auf die 90er Jahre des 13. Jahrhunderts zu datieren ist. Als zuständige Richter, die im Falle einer Übertretung des Statuts das Strafmaß zu bestimmen haben, sind nämlich genannt: „Herr Eduard, der Sohn des Königs Eduard, Herr Edmund, der Bruder des Königs, Herr Wilhelm von Valence, Herr Gilbert von Clare und der Graf von Nichole (Lincoln?). Edmund von Lancaster, Wilhelm von Valence und Gilbert von Clare starben 1296. Der junge Eduard aber ist 1284 geboren. Wenn sein Name auf der Liste auch keine praktische Bedeutung gehabt haben konnte, so ist doch anzunehmen, daß er nicht gerade im Säuglingsalter genannt worden wäre. Außerdem heißt es in der Einleitung des Statuts, dem im übrigen die Form der Urkunde fehlt, (in allen überlieferten, in den „Statutes of the Realm“ aufgeführten Handschriften bzw. Drucken) ausdrücklich, es sei auf die Bitte der Grafen, Barone und der Ritterschaft Englands erlassen worden.

beim Turnier bedienen; dieses Pferd soll dann den Knappen gehören. Die Söhne großer Herren, d. h. von Grafen und Baronen, sollen nur mit Handschuhen (?) und Beinschienen gewappnet sein und weder einen scharfen Dolch noch ein scharfes Schwert noch eine Keule bei sich führen, sondern allein ein großes Schwert. Die Zuschauer dürfen überhaupt nicht bewaffnet sein; sie dürfen weder Schwert noch Dolch noch Stock noch Steine bei sich tragen, bei Strafe von drei Jahren Gefängnis; Kriegsknechte werden sogar mit 7 Jahren Gefängnis bedroht. Wenn ein großer Herr oder sonst jemand Tafel hält, soll er kein größeres Gefolge haben dürfen, sondern nur die Knappen, die ihn bei Tisch bedienen.

Der Zweck dieses Statuts liegt am Tage. Ausschreitungen beim Turnier sollen unmöglich gemacht werden. Die Beschränkung der Zahl der dienenden Knappen und das Waffenverbot für die Zuschauer verhindert eine Störung von außen. Die genauen Bestimmungen über Rüstung und Wappnung der Kämpfer schließt unfaire Kampfweise auf dem Turnierfeld aus. Damit ist das Turnier wieder zu einem Waffenspiel geworden; damit war auch die Möglichkeit zu einer festlichen Ausgestaltung gegeben, die in den wilden Zeiten Heinrichs III. verschüttet war.

Die Reinigung des Turniers von allzu kriegerischem Charakter geht schon auf den Anfang der Regierung Eduards zurück. Wir besitzen eine Haushaltrechnung, die uns über die Art der Bewaffnung bei einem Turnier vom Jahre 1278 Aufschluß gibt.⁵⁹ 36 Turnierkämpfer werden auf Kosten der königlichen Kasse ausgerüstet für das Turnier, das im Park von Windsor stattfinden sollte. 35 von ihnen werden mit Namen genannt; vornehme Herren sind darunter: die Grafen von Warrenne, Lincoln, Gloucester und der Vetter des Königs, der Graf von Cornwall, Amadeus von Savoyen und verschiedene Ausländer. Der ungenannte 36. Ritter war wohl der König selbst. Man vermißt die Namen anderer berühmter Ritter; sie werden wohl auf der Gegenseite gekämpft haben, vielleicht unter der Führung des Bruders des Königs: Edmund Crouchback. Weit

⁵⁹. Wardrobe Accounts 6 Edw. I. gedruckt in der Zeitschrift *Archaeologia* Band 17, S. 302 ff.

entfernt also den Mahnungen des Papstes Gregor Gehör zu schenken oder mit ihm in der Teilnahme an dem Turnier eine Minderung seiner königlichen Würde zu sehen, erblickt Eduard vielmehr in der Veranstaltung solcher Kampfspiele eine Pflicht höfischer Repräsentation. Die Ausrüstung seines „Keiles“ muß ihn eine riesige Summe gekostet haben; allein die Sachen, die im Inland zu haben waren, kosteten mehr als 80 Pfund. Die Kleidung ist kostbare Seide. Die Rüstung besteht aus dem ledernen „bacinet“ und dem Helm, der je nach dem Rang aus Silber oder Gold war, und aus einem Brustharnisch aus Leder; der Armschutz war aus bemaltem Steifleinen; an den Schultern wurde ein flügelförmiger Lederschutz angebracht. Der Helmbusch war aus Leder. Als Waffen hatten sie einen hölzernen Schild und ein Schwert, das aus versilbertem bzw. vergoldetem Walfischbein bestand und mit Wolle umwickelt war, sowie verschiedene Lanzen und Stöcke. Zu dem reinen Lanzenstechen, wie es zu der Zeit Heinrichs II. üblich war, trat also der Schwertkampf, der allerdings wohl nicht gefährlich war. Auch scheint beim Turnier eine Art Mummenschanz getrieben worden zu sein. Noch waren zwar die einzelnen Ritter an den aufgestickten Wappen kenntlich; die eigentliche Vermummung blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Es trug aber jeder Ritter ungefähr 22 Glöckchen an sich oder seinem Pferde.⁶⁰

Zum Lanzenstechen war also nunmehr der Schwertkampf getreten. Auch sonst erfuhr das Turnier immer weitere Ausgestaltung. Zu Heinrichs III. Zeit reden die Erlasse des Königs nur vom Buhurt und vom Turnier. Die Urkunden Eduards aber umschreiben das Turnier mit mindestens drei oder vier Ausdrücken: *torneamentum*, *justas facere*, *burdiciare*, *aventuras quaerere*.⁶¹ Eine Schilderung dieser „Abenteuer“ ist uns nicht erhalten. Offenbar handelt es sich um die schauspielerische Darstellung von Szenen, die aus der ritterlichen Dichtung be-

60. „De Ricardo pat. nostr. 800 Nolarum sive tinunabularum, 100 pro 3 sh. summa 24 sh.“; Auch der mir unverständlich gebliebene Ausdruck „88 copita con de similitudine cap. equorum“ mag auf eine Art Verkleidung hindeuten.

61. Siehe das Turnierverbot vom 30. Dez. 1299, Rymer, I, S. 916; vom 10. Juni 1273, ebenda S. 503.

kannt waren. Das Turnier wird zur angewandten Literatur. Das Spielen einer Rolle eröffnete dem Turnierkämpfer ein weites Feld für phantastische Prachtentfaltung; aus dem Kampfspiel wird ein Ausstattungsschauspiel. So waren bei einem Turnier in Boston 1288 die Ritter verkleidet, die einen als Mönche, die anderen als Kanoniker. Eine satirische Absicht mag bei der Wahl gerade dieser Verkleidung mitgespielt haben.⁶²

In Fulham veranstalteten die Grafen von Lancaster und Hereford 1305 ein „scherzhaftes Turnier“ (*torneamentum magnum et iocosum*), das acht Tage lang dauerte. Um Turniere mit theatralischer Ausgestaltung wird es sich auch bei der Hochzeit Eduards I. und Margarete von Frankreich, die 1299 in Canterbury stattfand, gehandelt haben.⁶³

Eine besondere Form des Turniers wurde „*tabula rotunda*“ genannt. Tafelrunden wurden schon unter Heinrich III. abgehalten. Wenigstens wurde 1232 eine Tafelrunde verboten.⁶⁴ Auch auf dem Festland kommt sie vor; die Barone von Flandern „üben sich bei der Tafelrunde“ im Jahre 1235.⁶⁵ Durch einen tödlich verlaufenen Unglücksfall bekam ein Fest der Tafelrunde traurige Bedeutung, das am 15. September 1252 in Walden abgehalten wurde. Der Vorfall wirft ein schlechtes Licht auf den sportlichen Geist, in dem teilweise im Turnier gekämpft wurde. Am vierten Tage des Turniers begegnen sich die Ritter Ernardus von Monteneye und Roger von Legburne. Dieser trifft mit seiner nicht abgestumpften Lanze den Gegner am Hals. Die Lanze dringt ein und verletzt die Schlagader, so daß der Getroffene sofort vom Pferde sinkt. Roger zeigt große Trauer und tut ein Kreuzzugsgelübde. Er wird daher auch nicht zur Ver-

62. Auf der andern Seite hatten die Turnierkämpfer andere triftige Gründe zur Verkleidung. Nach dem Turnier zündeten sie nämlich die Stadt an, in der gerade die große Messe stattfand, und stahlen während der ausbrechenden Panik die Waren der Kaufleute. H. Knighton, *Chronicon*, ed. J. R. Lumby, *Rolls Series* 1889—95, I, S. 280; *Calendar of Patent Rolls*, 1281—1292, S. 397.

63. *Annales Angliae et Scotiae*, ed. H. T. Riley, *Rolls Series* 1865, S. 396.

64. Rymer, I, S. 205.

65. *Chronica Albrici Monachi Trium Fontium*, ed. P. Scheffer-Boichorst in *M. G. SS.* 23, S. 937.

antwortung gezogen. Viele der anwesenden Ritter haben aber ihre eigene Meinung über seine Tat. Denn als man die Lanze aus der Wunde zu ziehen versucht, bricht die Spitze ab und bleibt stecken. Später erst schneidet man die Spitze heraus, und es zeigt sich, daß sie entgegen den Vorschriften scharf ist und außerdem mit einem ebenso unstatthaften Widerhaken versehen ist. Matthaeus Paris, der die Sache am ausführlichsten erzählt, enthält sich eines Urteils. Er ruft nur aus: die Wahrheit weiß nur Gott, der Erforscher des Menschenherzens. Er versäumt aber nicht zu erwähnen, daß der Getötete in einem früheren Turnier demselben Gegner das Schienbein zertrümmert hatte, so daß dieser allen Anlaß zu der verräterischen Rache gehabt hat.⁶⁶ Im Jahre 1257 ist uns wieder ein Fest der Tafelrunde überliefert, das in Warwick stattgefunden hat.⁶⁷ Aus diesen Nachrichten wird das Wesen der Tafelrunde nicht deutlich. Worin bestand der Unterschied von einem gewöhnlichen Turnier? Alle Quellen sind sich darüber einig, daß der Zweck die Übung in den Waffen gewesen sei. Die Erzählung von der Tafelrunde von 1252 deutet auch darauf hin, daß es sich um Einzelkämpfe mit der Lanze gehandelt hat.

Das Wesentliche der Tafelrunde aber muß etwas anderes gewesen sein. Der Bericht von der Tafelrunde Rogers von Mortimer gibt darüber Auskunft. Er lud 100 Ritter und 100 Damen nach Kenilworth zur Tafelrunde. Der Aufwand war unerhört. Drei Tage lang dauerte das Fest. Tanz, Turniere und Gastmähler wechselten miteinander ab. Am vierten Tag wurde der Siegespreis, ein goldener Löwe, dem Gastgeber zugesprochen. Dann beförderte Roger Mortimer die ganze Gesellschaft auf seine Kosten nach Warwick. Demnach war die Tafelrunde ein ritterliches Fest großen Stiles, in dessen Mittelpunkt ein Gastmahl stand und ein Turnier, bei dem wohl die Schilderungen von der Tafelrunde des Königs Arthur, wie sie aus den Epen den meisten geläufig waren, als Vorbild dienten. Nach einem

66. M. Paris, V, S. 318/9; *Annales Londonienses* S. 46; *Annales de Theokesberia in Annales Monastici*, ed. Luard, I, S. 150.

67. *Annales prioratus de Wigornia in Annales Monastici* ed. Luard, IV, S. 445.

68. Wykes *Chronicon a. a. O.*, IV, S. 281/2.

Chronisten⁶⁸ ist das Kampfspiel mehr in den Hintergrund getreten; er sagt, Roger Mortimer habe der Waffenübung Lebewohl gesagt und ein Gastmahl gefeiert, das die Ritter das Fest der Tafelrunde zu nennen pflegen. Nach ihm fand das Fest der Tafelrunde im eigentlichen Sinn am 19. Oktober statt. Darunter haben wir uns vielleicht ein Festmahl vorzustellen, bei dem die Personen der Tafelrunde Artus' dargestellt wurden und jeder eine Rolle zu spielen hatte. Es werden jetzt schon Stimmen laut, die das kostbare Fest aufs strengste verurteilen: Wykes meint am Ende seiner Schilderung, der Aufwand sei gänzlich nutzlos gewesen, wie die Morgenröte sei das Fest ins Nichts verschwunden, und er zitiert: In Nichts ging auf, was vorher schon Nichts war.⁶⁹

Der Kritiker hat recht vom Standpunkt des Sittenpredigers aus. Das Turnier in seiner ursprünglichen Form war etwas Rauhes, Wildes, Männliches. Sein Zweck war nicht, ein schönes Spiel vor den Damen aufzuführen, sondern die ritterliche Jugend zu erziehen und auf den blutigen Ernst des Krieges vorzubereiten. Der sittliche erzieherische Ernst kommt dem Turnier mit der Zeit immer mehr abhanden. Das Turnier gewinnt aber an kulturellem Wert. Schönheitssinn und Phantasie finden in ihm reiche Tätigkeit. Die Anwesenheit der Damen bringt nicht nur ein erotisches Element in das Kampfspiel, sondern macht das Turnier im Laufe der Zeit zu einem gesellschaftlichen Fest. Durch die Anwendung der Literatur wird der Turnierplatz in gewissem Sinne zum Theater. Die Prachtentfaltung aber macht ein Kampfspiel, so gut wie jene prächtigen Fürsteneinzüge, von denen die Chroniken des späten Mittelalters erfüllt sind, zum hervorragenden Ausdruck mittelalterlichen Geistes, dessen Schönheit die Nachwelt freilich nicht mehr erleben, sondern nur erahnen kann. Allerdings war das Turnier der Tafelrunde keineswegs ungefährlich. In dieser Richtung hat die Entwicklung keine Verweichlichung mit sich gebracht, wie einige

69. Außer Wykes siehe W. Rishanger S. 94/5; *Annales de Wigornia* a. a. O., IV, S. 477; *Annales Londonienses* S. 88; *Historia Prioratus de Wigmore*, citiert in Ducanges Glossar unter *Tabula rotunda*. Eine Ausgabe dieser Chronik konnte ich nicht finden.

Forscher gemeint haben.⁷⁰ Das zeigt der Vorfall bei der Tafelrunde von 1252. Auch bei Kenilworth soll ein Ritter getötet worden sein.⁷¹

König Eduard I. selbst hat Feste der Tafelrunde veranstaltet. Zur Feier des Sieges und der Eroberung von Wales kamen 1284 die Grafen, Barone und Ritter von England bei Nefyn am Snowdon zu dem Feste zusammen, bei dem getanzt und turniert wurde.⁷² Und im Jahre 1302 hielt Eduard wieder das Fest auf erobertem Boden: in Falkirk in Schottland.⁷³

Der Tod Eduards I. bringt einen großen Umschwung im Turnierwesen. Eduard II. war nicht der Mann, in die Fußtapfen seines großen Vaters zu treten. Dieser hatte die Ruhe und Ordnung im Reich nach den Wirren der Regierungszeit Heinrichs in kurzer Zeit hergestellt und in der auswärtigen Politik beispiellose Erfolge errungen. Eduards II. Regierung begann mit der kläglichsten Führung des schottischen Krieges; und bald sollte die Opposition der Barone wieder mächtig das Haupt erheben. Die Günstlingsherrschaft am Hofe tat ein übriges, die Gegensätze zu verschärfen. Die Turniere wurden wieder, was sie zur Zeit Heinrichs III. gewesen waren: eine vom Adel hochgeschätzte und vom König mißbilligte Einrichtung, die auch wieder häufig zur Verhüllung rebellischer Zusammenrottungen mißbraucht wurde. Am Anfang wirkte die ritterliche Erziehung, die Eduard II. genossen hatte, noch nach.⁷⁴ Im Jahre 1307 fanden drei Turniere statt. Zur Feier seiner Hochzeit veranstaltete des Königs Günstling, Peter Gaveston, ein Turnier in Wallingford; 60 Ritter sollen gegen dieselbe Anzahl kämpfen. Der Turnierherr erscheint aber am festgesetzten Tage mit 200

70. z. B. R. C. Clephan, the Tournament, its Periods and Phases, London 1919, S. 18.

71. John Smyth, the Berkeley Manuscripts, I, S. 147.

72. Annales de Waverleia in Annales Monastici, II, S. 402. Richard de Morins, ebenda III, S. 313. W. Rishanger Chronica S. 110.

73. Annales Londonienses S. 104.

74. Er hatte unter großer Prachtentfaltung 1306 noch von seinem Vater die Ritterwürde erhalten.

Rittern und besiegt so seine Feinde.⁷⁵ Auch des Königs Hochzeit wurde mit einem Turnier gefeiert, das bei Faversham in Kent stattfand, und 1308 war zur Feier der Krönung ein Turnier in Stepney. Im Herbst des Jahres gestattet Eduard „zur Beschwichtigung seiner Ritter“, wie der Chronist versichert, ein Turnier bei Kennington; dem Führer wurde der Titel „König aus dem grünen Wald“ gegeben. Die Grafen und Barone aber weigerten sich, zu erscheinen; von einem Ritter wurden sogar eines Nachts einige Zeltpfähle auf dem Turnierplatz ausgerissen.⁷⁶ Es folgt noch ein Turnier in Stepney 1309, bei dem wieder ein Ritter König de Vertbois genannt wurde. Von da an aber regnet es nur noch mit königlichen Turnierverboten. Fast jedes Jahr erließ Eduard drei bis vier solcher Verbote. Bald sind sie allgemein gehalten.⁷⁷ Häufiger aber sind die Ritter schon an einem bestimmten Platz versammelt, wenn das Verbot erlassen wird. Man sieht, daß die allgemeinen Verbote überhaupt nicht beachtet wurden, wie ja meist die ständige Wiederholung ein und derselben Verfügung ein sprechender Beweis für die Schwäche der Regierung ist. So wurden 1308 Turniere bei Stafford, Leicester und Croydon, 1309 bei Stamford, Stepney und Newmarket verboten.⁷⁸ Dann wieder werden Turniere verboten, Tjoste aber gestattet.⁷⁹ Diese Ausnahmeregelung soll vom Mai bis zum 8. September 1309 gelten. Schon am 14. Juni aber wird sie durch ein allgemeines Turnierverbot wieder umgestoßen.⁸⁰ Wie einst zu den Zeiten Heinrichs II. halfen sich die Ritter dadurch, daß sie zum Turnieren auch nach Frankreich übersetzten; auch das wird verboten.⁸¹ Nichts aber vermag die Turnierlust der Ritter einzudämmen, auch nicht die erneute Stellungnahme der Kurie. 1313 beklagt sich Papst Clemens V. bitter darüber, daß der „Feind des menschlichen Geschlechts“ die Kreuzfahrer, die den Kreuzzug vorbereiten

75. Annales Paulini, ed. William Stubbs, Rolls Series 1882, I, S. 258/59.

76. Annales Paulini S. 264.

77. Rymer, II, S. 4, 59, 72, 135, 182, 186, 427, 530.

78. Ebenda S. 36, 43, 60, 66, 71.

79. Ebenda S. 72.

80. Rymer, II, S. 76.

81. Ebenda S. 59.

sollten, zu Turnieren und Tjosten verführe, obwohl doch Turniere und Tjoste schon von seinen Vorgängern ausdrücklich verboten worden seien und für die Tjoste, die in einigen Ländern *Tabulae rotundae* genannt werden, natürlich dasselbe gelte; alle, die turnieren oder Turniere in ihren Ländern zulassen oder Turnierkämpfer in ihre Häuser aufnehmen oder ihnen Waffen und Pferde liefern, sollen exkommuniziert und ihre Länder mit dem Interdikt belegt werden.⁸² Trotz aller Verbote wurden im Jahre 1313 vier Turniere ausgerufen: in Newmarket, Reading, St. Edmund's und Brackley.⁸³ Daß die Verbote nicht gewirkt haben, ist kein Wunder; denn zwei Fälle sind überliefert, in denen Eduard für die Übertretung des Verbots Verzeihung gewährt und sogar die verwirkte Einziehung der Güter wieder aufgehoben hat.⁸⁴ Ja es wird sogar Rittern verziehen, die in einem verbotenen Tjost ihren Gegner getötet hatten.⁸⁵ In beiden Fällen ist die Begnadigung der Fürsprache des Grafen von Pembroke zu verdanken, der geltend machte, daß es sich nicht um verräterischen Mord, sondern um einen unglücklichen Zufall handle.

Der Regierungsantritt Eduards III. ist ein Markstein auch in der Entwicklung des Turniers in England. Eduard II. war ein entschiedener Gegner des Turniers gewesen. Das beweisen seine unzähligen Turnierverbote zur Genüge, die nicht nur in der Furcht vor der Opposition seiner inneren Gegner begründet sind. Vielmehr bedingt seine unkriegerische Art weithin seine Abneigung gegen das Turnier: er hatte sich auf dem Schlachtfeld als feig erwiesen und im Gegensatz zu seinem kampfberühmten Vater sowohl als zu seinem kriegerischen Sohne hat er wohl nie während seiner Regierungszeit aktiv an einem Turnier teilgenommen. Auch fühlte er sich in der Gesellschaft seiner ritterlichen Standesgenossen nicht wohl; außer seinen Günst-

82. David Wilkins, *Concilia Magnae Britanniae et Hiberniae*, London 1737, II, S. 437/8.

83. Rymer, II, S. 196, 206, 223, 227, 228.

84. Ebenda S. 419 und 422.

85. Ebenda S. 358.

lingen, Peter von Gaveston und den Despensers, waren gemeine Leute seine Freunde. Die Jagd und theatralische Unterhaltungen waren seine einzigen aristokratischen Neigungen und selbst diese scheinen häufig mehr der Sinnesart und der Bildungsstufe seiner Genossen aus dem Volke entsprochen zu haben. Gewiß ist der scharfe Gegensatz zwischen der Krone und dem Adel, an dem Eduard II. scheiterte, weithin ein politischer. Daß aber die unritterliche Geistesart des unglücklichen Königs ihr Teil beigetragen hat, ihn dem Adel zu entfremden und so seine Katastrophe herbeizuführen, wird durch das Beispiel Eduards III. bewiesen, der es in kurzer Zeit fertig brachte, den Adel für sich und seine hochfliegenden Pläne zu gewinnen. Diese ungeheuer schwere Aufgabe, an der ein erfahrener Staatsmann hätte scheitern können, ist dem blutjungen König Eduard gelungen, weil er sich als Ritter unter Rittern fühlte, weil ihn und den Adel die gemeinsame Freude an Krieg und Waffenspiel, die Begeisterung für das höfische Ritterideal einte und weil der Traum seines Lebens, die Gewinnung der Krone Frankreichs, auch den Neigungen seiner Ritter entsprach.

Unter Eduard II. konnte sich die Freude der Ritterschaft am Turnier nur gegen den Willen des Herrschers ausleben und daher nur in sehr beschränktem Maße. Der Sieg Isabellas über ihren Gatten führte sogleich zu einem Wiederaufleben der Turniere. An Turnierverboten hat es allerdings auch in den ersten Jahren Eduards III. nicht gefehlt. Sie entsprangen aber nicht einer unbedingten Gegnerschaft, wie bei Eduard II., sondern den Bedürfnissen der Lage.⁸⁶ Einmal war die Gefahr einer Erhebung der Anhänger des abgesetzten Königs gegeben. Dann wieder befürchtete die Regierung, ein Turnier könnte die Magnaten vom Besuch des Parlaments abhalten.⁸⁷ Und schließlich gab die Reise des jungen Königs nach Frankreich Anlaß, ein Turnier, das bei Seicester hätte stattfinden sollen, zu verbieten.⁸⁸ Im übrigen aber wurde schon in den ersten Jahren Eduards unter der Regentschaft seiner Mutter fleißig turniert. Johann von Hennegau, der so viel zum Siege über Eduard II. beige-

86. Rymer, II, S. 685, 725 und 732.

87. Rymer, II, S. 739.

88. Ebenda S. 763 u. 765.

tragen hatte, war ein großer Förderer des Turnierwesens. In Hennegau war das Waffenspiel schon zum bloßen Zeitvertreib geworden. Als Eduards Mutter zum Beispiel 1329 nach Valenciennes reiste, um dort die Unterstützung des Grafen für die Landung in England zu gewinnen, reitet ihr eine stattliche Schar Ritter zu ehrenvollem Empfang entgegen und auf dem Ritt nach Valenciennes hinein wurde die Königin von England durch andauernde Tjoste unterhalten. Bei Johann ist das Turnieren zur Leidenschaft geworden. Keine noch so höfliche Einladung vermochte ihn länger in England festzuhalten, als er hörte, der König von Frankreich, König Johann von Böhmen und sein Bruder, der Graf von Hennegau werden am Dreikönigstag 1327 in Condé turnieren. Er verließ England und nahm noch 15 englische Ritter zum Turniere mit.⁸⁹ Aber auch Roger Mortimer, der maßgebende Mann der Regentschaft, förderte das Turnier. Er hielt auf seinem eigenen Grund und Boden, in Wigmore, 1328 ein Fest der Tafelrunde, zu dem er den jungen König und seine Mutter, „viele Grafen und Barone und fast alle edlen Ritter“ des Königreichs einlud; die üppigen Geschenke, die er gab, haben es dem Chronisten besonders angestanden; er meint, Mortimer habe sich, wie wenn er der König wäre, über die anderen erhoben, nicht ahnend, daß seine Tage gezählt waren.⁹⁰ In dieser Zeit ist eine Hoffestlichkeit nicht denkbar, bei der nicht auch ein Turnier oder mindestens ein Tjost stattgefunden hätte. Das gilt für England so gut wie für Frankreich. Als z. B. Eduard 1329 nach Amiens reist, um dort den Lehens- eid für seine französischen Besitzungen zu leisten, wird er mit großen Ehren aufgenommen und 14 Tage lang werden seinetwegen Tjoste und Buhurte abgehalten.⁹¹ Bei der Hochzeit Eduards mit Philippa von Hennegau dauern die Festlichkeiten drei Wochen lang und wieder nehmen Tjoste und Buhurte einen hervorragenden Platz ein, die nach Froissart „um der Liebe zu den Damen willen“ abgehalten werden.⁹²

89. Froissart, II, S. 99 und 103.

90. Robert von Avesbury, *de Gestis mirabilibus regis Edwardi Tertii*, ed. E. M. Thomson, Rolls Series, London 1889, S. 284.

91. Froissart ed. Lett. II, S. 231.

92. Ebenda S. 193.

So deutlich und unmißverständlich ist in den anderen Quellen von dem erotischen Moment beim Turnier nicht die Rede. Daß es aber im 14. Jahrhundert eine große Rolle spielte, ist nicht zu bezweifeln. Anwesend waren die Damen ja schon in einzelnen Turnieren der frühen Zeit; beim Feste der Tafelrunde durften sie auch nicht fehlen. Bei dem Turnier, das Roger Mortimer bei der Hochzeit seiner Töchter in Hereford veranstaltet, wird ausdrücklich die Anwesenheit der Königinmutter Isabella bezeugt.⁹³ Die Ansätze zu der Entwicklung, die das Turnier im 14. Jahrhundert nahm, sind alle schon zur Zeit Eduards I. sichtbar. Eigentlich neue Züge treten nicht hinzu. Die festliche Ausgestaltung, die Erweiterung des bloßen Waffenspiels zum darstellenden Schauspiel, die Anwendung der Literatur, das erotische Moment waren oben schon festzustellen; diese Züge sollten aber im Laufe des 14. Jahrhunderts immer deutlicher werden.

Dieses Jahrhundert ist überhaupt die Blütezeit des Turniers in England. Das gilt schon im Blick auf die Zahl der Turniere, die stattgefunden haben. Die Quellen reichen nicht aus, um eine Art Statistik des Turniers aufzustellen. Soviel aber wird deutlich, daß der Regierungsantritt Eduards III. zu einer starken Zunahme der Zahl der Turniere führt, die nur in den Jahren unterbrochen wird, da eine Gefahr von außen droht oder Eduard den Krieg im Feindesland führt. So werden in den Jahren 1327 bis 1330 allein 14 Turniere erwähnt und wie viele mögen stattgefunden haben, von denen wir nichts wissen.^{94 95-98}

93. Murimuth S. 57; Galfridus le Baker S. 42.

94. Es handelt sich um die folgenden Turniere: Lord Berkeley besucht im ersten Jahre Eduards III. die Turniere von Blyth, York und Northampton, im nächsten Jahre die Turniere von Hereford, Coventry, Exeter u. Bristol (John Smyth, the Berkeley MSS. I, S. 325).

95-98. 1328 finden außerdem die erwähnten Turniere bei der Tafelrunde Mortimers, bei der Hochzeit Eduards und bei der Hochzeit der Töchter Mortimers statt, ferner ein Turnier, bei dem Eduard persönlich mitkämpfte, (Wardrobe Accounts E 361/3 m 15 recto und m 13 dorso), 1329 in Guildford, (E 361/3 m 13: „Et Guilelmo de Skelton armatori London. pro diversis hernesiiis et armaturis per ipsum factis et provisio pro justis et torniamentis pro Rege per preceptum ipsius Regis hoc anno 9 libras 19 solidos 6 denarios. Et Agneti le Heaumere nuper uxori Ri-

Dann hören wir eine Zeitlang nichts von Turnieren. Man befürchtet im Sommer eine bewaffnete Erhebung und erläßt am 12. Juli 1330 ein strenges Turnierverbot, da „sich trotz der Gefahr die Ausrufungen von Tjosten von Tag zu Tag mehren.⁹⁹ Nach Mortimers Fall im Herbst 1330 aber schwillt die Zahl der Turniere wieder an. Aus dem Jahre 1331 sind drei Turniere bekannt, nachdem wegen der wiederholten Reise des Königs zur Erledigung der leidigen Frage des Lehenseides am 14. Februar und am 11. April noch einmal Verbote erlassen worden waren;¹⁰⁰ es sind die Turniere von Dartford,¹⁰¹ von Stepney¹⁰² und von

cardi Heaumere pro galeis cirotecis de plat. et cophinis de coreo pro baci-
nennis per eandem liberatis Thomae de Bradstan. ad opus Regis pro tornia-
mento de Guldeford hoc anno 110“), vom 8. bis 12. Oktober 1329 in Dun-
stable, wo der König und die Königin, Mortimer und Isabella anwesend
sind. (Wir wissen von diesem Turnier nur aus einer Haushaltrechnung,
die hier folgen möge, da sie die umständlichen Vorbereitungen zeigt, die
ein solches Turnier erforderte: „Compotus Augustini de Waleys de diver-
sis custagiis et expensis per ipsum factis apud Dunstaple pro mora domini
Regis et dominarum Reginarum cum earum familiis et Comitibus Marchiae
existentium ad torniamentum ibidem ab 8. die Octobris usque 12. diem
eiusdem mensis proximum sequentem. Idem Augustinus respond. de 4 l
14 s ½ d receptis apud Gloucester de domino Ricardo de Bury custode
garderobae domini Regis 18. die mense septembri Anno Regis Edwardi
tertii post conquestum tertio. De quibus computat. Johanni Pygoun et
sex sociis suis carpentariis operantibus in diversis domibus infra curiam
nuper Johannis Duraunt quilibet percip. per diem 5 d. a 20. die Sept. usque
28. diem eiusdem mensis per 11 dies utroque computat. 26 s. 3 d. Item
Johanni Dun. et Willelmo le Freynssh. magistris tegulatorum quilibet per-
cip. per diem 6 d et quatuor garcionibus suis sibi deservientibus quilibet
cap. per diem 3 d a 20. die supradicto usque 4. diem mensis Octobris,
videlicet per 14 dies operabiles 28 s. In calce et zabulone emptis 5 s.
4 d. In mille Lathis emptis 6 s. 8 d precium centene 8 d. Item in quatuor
milia de Lathnayl gross. emptis 4 s. 2 d precium centene 1¼. Item in
500 gross. spikenail emptis precium centene 4 s. 20 d. Item Willelmo de
Hokham cementario pro diversis cameris reparandis ex certa conventione
4 s. 6 d. Item Willelmo de Gatesdene plumbario pro diversis guttariis
emendis ex certa conventione 2 s. In 24 burdis pro plannchys emptis pro
diversis solariis emendis precium burdi 3 s 6 d. Summa 4 libr. 15 s. 5 d.“)
Am 2. Mai in Dartford (Annales Paulini, S. 352).

99. Rymer, II, S. 794.

100. Rymer, II, S. 808 u. 815.

101. Galfridus le Baker S. 48.

102. Annales Paulini, S. 353.

Cheapside.¹⁰³ Dann wieder zog der drohende schottische Krieg und nach dessen Beendigung der bevorstehende Konflikt mit Frankreich den König und die Ritterschaft vom Turnier ab. Vor und nach dem schottischen Krieg 1333 aber wird fleißig turniert. Die Haushaltrechnungen von 1332 sind voll von Lieferungen von Dingen, die der König für das Turnier brauchte.¹⁰⁴ Ebenso lebte der König und die Königin nach dem schottischen Krieg ganz dem Vergnügen und veranstalteten nach Froissart viele Tjoste und Buhurte.¹⁰⁵ Ein Turnier in Smithfield dauert drei Tage lang.¹⁰⁶ Auch der Beginn des gewaltigen Ringens mit Frankreich vermochte auf die Dauer dem Turnierwesen keinen Abbruch zu tun. Zwar hören wir in den Jahren 1334 bis 1338 von keinem bestimmten Turnier; doch zeigen wieder die Haushaltrechnungen, daß die Turniertätigkeit keineswegs geruht hat.¹⁰⁷ Eduard III. hielt sogar kurz nach der Landung in Antwerpen 1338 dort ein Turnier ab.¹⁰⁸ Er hat Mühe, seine Ritter während des Krieges von freundschaftlichen Turnieren unter-

103. Ebenda S. 354.

104. Wardrobe Accounts von 1332, E 361/2 m 13 recto: „Et prefato Johanni de Colonia ad manticas quarundam supertunicarum Regis pro torniamento purfiliandas 4 Ermyn. Et Nicholao de Wyght ad 14 supertunicas faciendas ad opus Regis pro justis de Wodestock. Et Nicholao de Wyght ad 14 supertunicas faciendas pro justis de Wodestock in festo Relevat. Reginae etc. Et Petro de Bruges ad unum hernesium album cum quarteriis rubris pro corpore Regis ..pro torniamento de Dunstaple 5 pecia sindon afforciatum“.

105. Froissart, II, S. 323.

106. Annales Paulini S.361.

107. E 361/2 No.12 m 1: „....unum hernesium porpurnum pro justis... circa facturam unius hernesii de velvett. cum leopardis ad aurum bruditis pro justis... pro custibus circa facturam hernesiorum armaturae tam pro ludis quam po justis et turniamentis ... 11 sell. pro turniamentis, .. 10 sell. pro justis.“ Diese Beispiele könnten um unzählige andere vermehrt werden. Eine Rechnung von 1335, E 361/2 No. 9 m 1: „Et Johanni de Colonia armatori Regis tam pro diversis custibus et expensis circa facturam diversarum hernesiarum et aliarum rerum pro corpore ipsius Regis et quorundam magnatum 412 libr. 18 s. per breve Regis datum 26. die Martii 9. anno per quod rex mandavit dicto provisorio, quod compotum cum dicto Johanni de Colonia de diversis hernesiiis tam pro justis quam pro guerra faciendis faceret“.

108. Froissart, II, S. 545.

einander abzuhalten.¹⁰⁹ Kaum ist der König vom Feldzug zurückgekehrt, werden wieder Turniere veranstaltet, so z. B. 1338 in Dunstable, in Windsor und in Reading.¹¹⁰ Im Jahre 1340 ist, wohl des Krieges wegen, nur von zwei Turnieren die Rede, von denen eines zu Ehren einiger Jünglinge aus der Gascogne, die Eduard zu Rittern schlug, in Langley stattfand.¹¹¹ Auch sonst wird zwischen der Schlacht von Sluys und dem Feldzug von 1346 häufig turniert.¹¹² Eine wahre Turnierwut aber brach aus in der kurzen Zeit der Ruhe, die auf den Sieg bei Crécy und auf die Einnahme von Calais folgte. Zwischen Herbst 1347 und Juni 1348 wurden allein vom König nicht weniger als 7 Turniere abgehalten.¹¹³ In diese Zeit fällt auch die Gründung des Hosenbandordens. Von der Jahrhundertmitte an hören wir wieder weniger von Turnieren.

In welcher Form sich ein Turnier zur Zeit Eduards III. abgespielt hat, darüber geben die Chroniken und Rechnungen des königlichen Haushalts nur lückenhafte Auskunft. Trotzdem glaubte ich, wenigstens für zwei Jahrzehnte alle Nach-

109. Rymer, II, S. 938.

110. Wardrobe Accounts E 361/3 m 38 recto: „Et prefato Johanni de Colonia pro 12 capuciis et aliis garniamentis pro Rege hoc anno (12. E. II.) contra turniamentum de Dunstaple 16 ulnas panni scarletti“. Ebenda No. 40 r.: „Et prefato Johanni de Colonia ad diversas tunicas pro Rege et aliis magnatibus et militibus contra hastiludium de Wyndesore hoc anno faciendas.. ad 60 tunicas pro rege, magnatibus et militibus suis hoc anno contra hastiludium apud Wyndesore fururandas....“. Ebenda No. 49: „... 3 paria cingulorum pro equis datis Bastardo de Francia... 7 paria cingulorum pro hastiludio de Redyng....“.

111. Galfridus le Baker S. 73.

112. 1341 in Norwich (Rymer, II, S. 1146), 1342 in Langley (Wardrobe Accounts E 101 Bundle 390 No. 2: „Et ad scuta pro Rege facienda et verberata de armis dominorum Willelmi de Monte Acuto et Roberti d'Ufford pro hastiludio Regis apud Langley“), in Northampton (Murimuth S. 124), in Dunstable (Archaeologia Band 31 S. 113) und in Eltham (Murimuth S. 124). 1343 in Smithfield (Murimuth S. 230), in Canterbury, Hereford und vielen andern Orten (Murimuth S. 146). 1344 in Windsor (Rymer, II, S. 1242; Murimuth S. 155), in Lincoln (Rymer, III, S. 5) und in Hereford (Murimuth S. 159). 1345 in Lincoln und in Windsor (Archaeologia, Band 31, S. 6).

113. Wardrobe Accounts in Archaeologia 31, S. 5 ff.

richten über Turniere, die auf englischem Boden stattfanden, zusammentragen zu sollen. Die Liste ist keineswegs erschöpfend. Erfasst wurden ja nur die Turniere, an denen der König teilnahm und die deshalb in den Haushaltrechnungen erscheinen und diejenigen, die den Chronisten besonders wichtig und erwähnenswert zu sein schienen. Ohne allen Zweifel haben noch viel mehr Turniere stattgefunden, als uns überliefert sind. Das geht schon aus gewissen allgemeinen Redewendungen der Chroniken hervor, wie etwa der Froissarts: „... und der König veranstaltete häufig Tjoste und Turniere, um die Zeit in größerer Freude zu verbringen“¹¹⁴ oder aus der Murimuths: „... et vacavit rex venationibus et hastiludiis“.¹¹⁵ Außerdem müssen zahlreiche Turniere vom Adel ohne Beteiligung des Hofes abgehalten worden sein, von denen wir fast gar keine Kunde haben. Gelegentlich nur deuten königliche Turnierverbote darauf hin.¹¹⁶

Kein Zweifel also: Nie ist das Turnier in England so sehr im Mittelpunkt des Interesses gestanden wie in den ersten beiden Jahrzehnten der Regierungszeit Eduards III. Das ist deswegen so bemerkenswert, weil gerade unter Eduard sich deutlich zeigte, daß die militärische Rolle des schwer gerüsteten Ritters ausgespielt war. Gerade die neue englische Taktik machte dieser Umwälzung auf dem militärischen Gebiete die Bahn frei.¹¹⁷ In den Schlachten Eduards III. kämpften die englischen Ritter zu Fuß; die Pferde wurden nur zur Verfolgung bereit gehalten. In der Entscheidungsschlacht also war der Ritter zu Pferde nicht mehr zu gebrauchen. Außerdem spielten die Bogenschützen eine große Rolle. Der Erfolg dieser Taktik, die in der Verbindung von Bogenschützen und abgessenen

114. Froissart, II, S. 245.

115. Murimuth S. 121.

116. Verbot eines Turniers in Dunstable am 7. Dez. 1327 (Rymer, II, S. 725), Turnierverbot vom 30. April 1328 (ebenso S. 739), Verbot eines Turniers in Leicester vom 2. Juni 1329 (ebenda S. 765), Turnierverbot vom 4. Mai 1336 (ebenda S. 938), Verbot eines Turniers in Canterbury vom 6. März 1340 (ebenda S. 1118), Verbot aller Turniere mit Ausnahme des in Norwich beabsichtigten Tjosts (5. II. 1342, Rymer, II, S. 1146), Turnierverbot vom 28. Juli 1344, da trotz Verbote immer wieder Turniere ausgerufen werden (Rymer III, S. 17).

117. Siehe das Kapitel über die Kriegführung.

Rittern bestand, war derart, daß die Franzosen diese Methode nachzuahmen versuchen. Das Merkwürdige ist, daß gerade Eduard und seine Ritter, die die neue Taktik auf dem Festland einführten und dadurch dem Rittertum die militärische Bedeutung rauben halfen, in so besonders hohem Maße dem ritterlichen Waffenspiele huldigten. Zu Eduards III. Zeiten war das Turnier in einem höheren Sinne „Spiel“, als zur Zeit seines Großvaters. Was nützte es, dem jungen Ritter reiterliche Gewandtheit und die Handhabung der ritterlichen Waffen zu Pferde anzuerziehen, wenn er dann nachher in der Schlacht doch zu Fuß kämpfen mußte. Praktischen Zweck hatte das Turnier nur noch in beschränktem Maße. Wenn es trotzdem so fleißig betrieben wurde, dann beweist dies, daß die Anziehungskraft des Turniers auf einem ganz anderen Gebiete lag. Es war aristokratischer Sport und gesellschaftliches Spiel. Obwohl der Ritter auf seinem eigentlichen Tätigkeitsfeld, in der Schlacht, die Daseinsberechtigung verloren hatte, wollte man doch so tun, als ob man noch Ritter sein könnte, ja als ob man noch den klassischen Rittern der Dichtung nacheifern könnte. Daß diese romantische Stimmung nicht etwa nur eine vorübergehende Anwandlung war, sondern die Grundhaltung Eduards und seiner Standesgenossen, das wird eben auch durch ihre Einstellung zum Turnier erwiesen. Wie viel Zeit, welche Unsummen Geldes werden nicht daran gewandt! Die Barone lassen sich durch Waffenspiele vom Besuch des Parlaments abhalten; der König scheut hier keine Kosten, obwohl er doch seinen Schatz für den Waffengang mit Frankreich hätte aufsparen sollen. Und wenn wir gerade bei Eduard in der Politik, in der Kriegführung und im persönlichen Leben genug der unritterlichen Züge finden, so braucht uns das an seiner ritterlichen Grundeinstellung nicht zweifeln lassen; das ist eine jener Spannungen, die für den Menschen des späten Mittelalters bezeichnend sind. So weltfremd und unzeitgemäß uns die starke Begeisterung für das Ideal einer vergangenen Zeit vorkommen mag, so war sie doch wiederum ein wirksamer Faktor in der Entwicklung der Zeit. Auch die Politik Eduards III. war nicht unberührt von seiner romantischen Gedankenwelt.

Der Herrscher hatte an dem Aufblühen des Turnierwesens in England starken persönlichen Anteil. Daß er dabei besondere

politische Ziele im Auge gehabt habe, möchte ich nicht annehmen. Man hat schon geglaubt, die Tafelrunde von 1344, zu der ja Einladungen in die benachbarten Länder des Festlandes ergingen, und die Gründung des Hosenbandordens haben vor allem den Zweck gehabt, fremde Ritter ins Land zu locken, deren Hilfe man dann für den französischen Krieg in Anspruch nehmen könnte. Eduard hatte ein viel wirksameres Mittel zur Verfügung, um sich die Unterstützung festländischer Herren und Fürsten zu sichern, und wußte es in der großzügigsten Weise anzuwenden: das englische Gold und die englische Wolle. Nachdem sich aber das riesige Bündnissystem, das ihm der Bischof von Lincoln und andere Diplomaten auf der Grundlage großer Geldzahlungen und Wollieferungen aufgebaut hatten — sogar Kaiser Ludwig war ja in das Bündnis einbezogen worden —, als wenig widerstandsfähig erwiesen hatte, wie konnte Eduard hoffen, durch die Einladung zu einem festlichen Turnier zuverlässigere Bundesgenossen zu gewinnen? Eine unendlich wichtige Folge hat allerdings Eduards Verständnis für die ritterlichen Ideale gehabt: die Kluft, die zu seines Vaters Zeiten zwischen dem Träger der Krone und dem Adel befestigt war, konnte er mühelos überbrücken. Das aber hat seine Einstellung nicht bedingt.

Vielmehr war Eduards Begeisterung für alles Ritterliche und für die ritterliche Waffenübung ursprünglich. Wir spüren sie schon in dem 15jährigen. Wäre es ihm um politische Ziele zu tun gewesen, dann hätte er sich mit der bloßen Veranstaltung oder Duldung von Turnieren begnügen können. Er hat aber keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, selbst mitzukämpfen. Die Teilnahe des Königs ist allerdings nicht immer besonders bezeugt. Doch sind in den Haushaltsrechnungen, unsrer hauptsächlichsten Quelle für die Turniere dieser Periode, meistens Rüstungsstücke und Waffen „für den Körper des Königs“ aufgeführt. Einmal ist auch die Kleidung für drei Pagen erwähnt, die den König im Turnier bedienen sollen.¹¹⁸ Die betreffende

118. E 361/3 m 10 recto: „et prefato Thomae de Copham.. ad 3 super-tunicas faciendas pro domicellis in hastiludio regi servantibus de panno ad aurum in serico dyaspinetto“.

Rechnung bezieht sich auf die ersten beiden Regierungsjahre Eduards. Er hat also schon im zarten Alter von 15 oder 16 Jahren im Turnier mitgekämpft. Es beweist seinen ritterlichen Sinn, daß er es nicht verschmäht hat, als einfacher Ritter unter dem Befehl eines anderen mitzumachen. Bei einem Turnier in Dartford, das nach der einen Chronik¹¹⁹ nach der Rückkehr des Königs von seiner heimlichen Reise nach Frankreich im April 1331 (als Eduard also schon die Zügel der Regierung ergriffen hatte), nach der anderen Chronik¹²⁰ am 2. Mai 1330 stattfand, turnierte der 18jährige König unter dem Banner des Wilhelm von Clinton, der „auf der inneren Seite stand“. Trotz seiner Jugend zeichnete sich Eduard aus und „hielt den stärksten Schlägen stand“; nach dem Turnier machte dem König sein unbändiges Pferd große Schwierigkeiten; er ließ sich daher seinen Zelter bringen. Da tadelte ihn einer der Ritter, es zieme seinem Stande nicht, auf dem Felde das Pferd zu wechseln. Eduard gibt zunächst nach, um dann aber doch das sich bäumende Roß mit dem Zelter zu vertauschen. Das Turnierpferd, das dann ein Knappe bestieg, stürzte sich erhitzt in einen Bach und sein Reiter wäre beinahe ertrunken; der schwer gewappnete König — so meint der Chronist — wäre sicher nicht lebendig davongekommen.

Nahm der König an einem Turnier teil, so scheint er auf jegliches äußeres Abzeichen seiner Würde verzichtet zu haben. In den Haushaltrechnungen werden meist für den König und seine Ritter dieselben Ausrüstungsgegenstände erwähnt, und das Material, aus dem die Gewänder gefertigt sind, ist für alle das gleiche.¹²¹ Nicht der König, sondern der Ritter Eduard von Windsor ritt in die Schranken. Auch verwendet er selten das eigene Wappen. Einmal werden alle seine Ritter mit dem Wappen Wilhelm Montagues, des Grafen von Salisbury und vertrauten Freundes des Königs, geschmückt,¹²² dann wieder trägt

119. Murimuth S. 63.

120. Annales Paulini S. 352.

121. Auch Murimuth (S. 123) berichtet, daß Eduard im Turnier bei Dunstable 1342 erschienen sei „ad modum simplicis militis“.

122. Wardrobe Accounts von 1342, E 101 Bundle 390 No. 2: „Et ad 13 scuta pro Rege facta et verberata de armis dominorum Willelmi de hastiludio Regis apud Langeley ad relevarium dominae Reginae“.

der König im Turnier einen Schild mit dem Wappen eines einfachen Ritters seines Haushaltes.¹²³ Beim Turnier seines Großvaters im Jahre 1278, von dem oben die Rede war, fiel uns der Unterschied in der Pracht der Ausrüstung besonders in die Augen. Die Ausrüstung eines vornehmen Grafen kostete beinahe fünfmal soviel wie die eines einfachen Ritters. Bei den Turnieren Eduards III. kam es häufig vor, daß alle Teilnehmer gleich gekleidet waren. Die theatralische Ausgestaltung führte zur Uniformierung. Dann mag bei dem König die Freude des Romantikers am Inkognito und das Vorbild der abenteuernden Ritter der Artusdichtung mitgespielt haben. Der tiefere Grund aber ist doch die Konzeption des Ritterstandes als eines Ordens, in dem es kein oben und kein unten gab, jener Kreis von Vorstellungen, der in der Wiederbelebung von Artus' Tafelrunde und in der Gründung des Hosenbandordens einen so beredten Ausdruck fand. Bei einem Turnier, das Robert von Morley in Stepney ausrufen ließ, kämpfte Eduard wieder als einfacher Ritter mit. Der Turnierherr wollte mit 25 Rittern das Feld halten gegen alle, die angreifen wollen. Am Sonntag vor Beginn des Turniers zieht er durch London; seine 25 Ritter — unter ihnen der König, der Graf Marschall und verschiedene große Herren — waren alle in Leibröcke und Mäntel von grünem, mit roter Seide gefüttertem Tuch gekleidet; die Mäntel waren mit goldgestickten Pfeilen geschmückt. Mehr als 50 Knappen ritten mit; sie hatten alle weiße Leibröcke; die rechten Ärmel waren grün und hatten aufgenähte goldene Pfeile. Ritter und Knappen waren maskiert. Bei St. Paul's stiegen die Ritter vom Pferde und „opfereten am Hochaltar“. Am nächsten Tag begann das feierliche Turnier bei Stepney, das bis zum Mittwoch dauerte.¹²⁴ Aber auch in einfachen Turnieren, denen die schauspielerische Ausgestaltung fehlte, hat Eduard mitgefochten. Das ist ausdrücklich für das Turnier bezeugt, das 1333 in Smithfield stattfand.¹²⁵

123. Wardrobe Accounts von 1348 in *Archaeologia* 31, S. 40: „Et ad faciendum unum harnesium pro corpore Regis de armis domini Thomae de Bradeston pro hastiludiis Regis apud Lychefeld. poudratum cum rosis et aliis operibus de serico“.

124. *Annales Paulini* S. 353.

125. *Ebenda* S. 361.

Was nun die festliche Ausgestaltung der Turniere angeht, so ist sie immer reicher und prächtiger geworden. Wenige Monate nach dem erwähnten Turnier des Robert von Morley veranstaltete der Graf von Salisbury, Wilhelm Montague, ein besonders üppiges Turnier mitten in der Stadt London, „wie es früher nie dagewesen war“.¹²⁶ Er ließ in Cheapside eine Arena und Tribünen für die Zuschauer errichten und das ganze Pflaster mit Sand bestreuen. Er nahm im Palast des Bischofs von London Wohnung und übte dort freigebigste Gastfreundschaft. Die Freigebigkeit ist ja auch eine der hauptsächlichen Rittertugenden. Der König, die Grafen und Barone und die ganze Ritterschaft des Königreichs kamen zu dem Turnier nach London. Am 22. September ritt Wilhelm mit seiner Schar in feierlichem Zuge durch die Straßen der Stadt, alle prächtig als Tataren verkleidet. Mit ihnen ritten die schönsten und edelsten Damen des Landes, die rotsamene Kleider und weiße Kopfbedeckung trugen. Jeder Ritter führte zur Rechten eine Dame an einer silbernen Kette (ob nicht der Chronist falsch gesehen und die Allegorie mißverstanden hat, und nicht je eine Dame einen Ritter an der Kette der Liebe gefangen mit sich geführt hat?) und so ritten sie zwei und zwei in ihre Herberge. Der König hatte seine schöne Schwester Elianor zur Seite. Voran gingen 60 gleich gekleidete Knappen, während die prächtig geschmückten Turnierrosse ledig hinterher geführt wurden. Drei Tage lang dauerte das eigentliche Waffenspiel, bei dem der Turnierherr mit 15 erlesenen Rittern sich auf der inneren Seite vom frühen Morgen bis zur Vesper gegen alle übrigen, Fremde und Einheimische, mannhaft verteidigte. Am ersten Tag wurde das Fest durch einen Unglücksfall getrübt: die Tribüne, auf der Königin Philippa und andere Damen Platz genommen hatten, stürzte ein; viele Damen und Ritter wurden schwer verletzt. Die Königin kam ohne Schaden davon und rettete die verantwortlichen Handwerker durch kniefällige Bitten vor dem aufbrausenden Zorne ihres Gatten.¹²⁷ Auf dem eigentlichen Turnierplatz scheinen diesmal keine Unglücksfälle vorgekommen zu sein. Doch

126. Robert von Avesbury S. 285/6.

127. Annales Paulini S. 354/5; Galfridus le Baker S. 48.

darf man sich durch den festlichen Charakter dieser Turniere nicht zu der Annahme verleiten lassen, es handle sich um eine ungefährliche Spielerei, es sei die einst so männliche Waffenübung entartet in ein bloßes Gaukelspiel, das man den Damen zur Belustigung vorführte. Gerade die Anwesenheit der Damen, die unter Eduard die Regel gewesen zu sein scheint, machte den Kampf so leidenschaftlich; galt es doch, sich durch höchste Tapferkeit die Gunst seiner Dame zu erringen. Und daß der Kampf keineswegs ungefährlich war, beweisen die zahlreichen Unglücksfälle. So sollte z. B. gerade der Veranstalter jenes Turniers von Cheapside, der Graf von Salisbury, an einer Wunde sterben, die er im Turnier erhalten hatte;¹²⁸ zwei Jahre vorher war der Sohn des Herrn von Beaumont im Turnier getötet worden.^{128a} Schon der Zusammenprall der beiden in voller Wucht aufeinander stürmenden Reiterscharen im Buhurt war lebensgefährlich. Dazu kommt, daß man in dieser Zeit, wie die Haushaltrechnungen ausweisen, schwere Rüstung trug, die einen Sturz vom Pferde schon zur Katastrophe werden lassen konnte. Beim Tjost war die Zwischenwand, die die Kämpfenden trennte, noch nicht eingeführt; auch hier konnte also schon ein unachtsames Führen der Pferde bedenkliche Folgen haben. Ein so berühmter Turnierrkämpfer, wie der Graf von Hennegau wurde in einem Tjost, der 1342 bei Eltham stattfand, am Arm verwundet.¹²⁹

Ruhmsucht und Frauenliebe waren nicht der einzige Anreiz zum Turnieren. Man konnte auch wirtschaftliche Vorteile im Turnier erringen. Dem Sieger fiel das Pferd des Gegners zu, in damaliger Zeit ein großes Wertobjekt. Viele Besitzlose kamen zum Turnier, um wenigstens wertvolle Pferde zu gewinnen. Bei einem großen Tjost 1342 in Dunstable, zu dem der König und

128. Murimuth, *Continuatio Chronicarum*, S. 232.

128a. Froissart, IV, S. 125/6; Murimuth S. 124, wo es heißt: „In quindena Paschae habuit rex hastiludia apud Northampton, ubi multi nobiles fuerunt graviter laesi et aliqui mutilati et perdit multi equi et dominus J. de Bello Monte occisus“. Herzog Heinrich von Lancaster wurde im Turnier von Windsor 1358 bei einem Tjost so verletzt, daß er nie wieder seine volle Kampffähigkeit erlangte (Johann von Reading, S. 130).

129. Murimuth S. 124.

alle jüngeren Grafen und fast die ganze ritterliche Jugend erschienen, ging man so spät zum Kampfplatz hinaus, daß die Nacht bald dem Spiel ein Ende machte; „kaum 10 Pferde wurden gewonnen oder verloren“, fügt der Chronist bedauernd hinzu.¹³⁰

Wenn einfache Ritter auch die Gewinnsucht zum Turnier getrieben haben mag, so ist Eduard und sein Freundeskreis doch im wesentlichen von der Begeisterung für die Helden der Ritterdichtung angetrieben. Das zeigt sich besonders deutlich bei der Tafelrunde von 1344. Im Jahr vorher läßt er sogar seinen erst 13jährigen ältesten Sohn an einem Turnier teilnehmen. Robert von Morley hatte das Turnier bei Smithfield ausgerufen. Die Partei der inneren Seite spielte die Rolle des Papstes und der 12 Kardinäle; sie waren alle gleich gekleidet und gewährten jedem, der Lust hatte, drei Waffengänge. Der Prinz von Wales und eine Unzahl von Grafen, Baronen, Rittern und Knappen waren die Angreifer; drei Tage dauerte der Kampf, ohne daß, wie besonders betont wird, irgendeinem ein Unglück zustieß.¹³¹

Zu der berühmten Tafelrunde wurden besondere Vorbereitungen getroffen. Es war nicht die erste Tafelrunde, die König Eduard selbst veranstaltete. Seit dem Fest, das Roger 1328 in Wigmore veranstaltete, hören wir im Jahre 1340 wieder von einer Tafelrunde, die in Windsor gefeiert wird.¹³² Jetzt wurde zum erstenmal in England die Anknüpfung an das aus der Dichtung bekannte Vorbild der Tafelrunde des Königs Artus besonders betont.¹³³

130. Murimuth S. 123/4.

131. Murimuth, S. 146 und 230.

132. Wardrobe Accounts E 361 No. 40 recto: „Item.. prefato Johanni Marreys ad diversa garniamenta tam pro Rege et militibus suis quam pro diversis scutiferis et valettis Regis hoc anno facienda pro tabula rotunda apud Wyndesore..... et prefato Johanni Marreys tam ad diversas tunicas pro scutiferis et servientibus ad arma pro hastiludio tabulae predictae quam.....“.

133. Auf dem Festlande war dies schon früher geschehen. König Johann von Böhmen, der für seine ritterliche Ideologie bekannt ist, wurde einmal von einer Gruppe von Adelssöhnen überredet, ein Fest der Tafelrunde des Königs Artus zu veranstalten; er werde so unsterblichen Ruhm gewinnen. Es folgten aber nur wenige Auswärtige der Einladung (Peter

Schon am 1. Januar 1344 erging eine feierliche Einladung an alle, die Lust haben, „aus welcher Gegend sie auch kommen und welcher Nation sie auch angehören mögen“; allgemeine Waffenspiele und Tjoste sollen in Windsor stattfinden zur „Erholung und zum Trost für alle Ritter, die an der Übung der Waffen Freude haben“.¹³⁴ Eine große Anzahl von Gästen fand sich ein aus dem In- und Ausland, vor allem viele Damen. Sogar die Frauen der Bürger von London waren eingeladen. Man sieht, daß die ritterliche Gesellschaft in England lange nicht so exklusiv war, wie etwa in Frankreich. Das Fest begann mit einem großen Gastmahl im Schlosse von Windsor. Merkwürdig ist, daß die Damen alle für sich speisten in der großen Halle des Schlosses. Nur zwei männliche Wesen hatten bei ihnen ihren Platz: die beiden Ritter, die als einzige aus Frankreich erschienen waren. Die Königin, die Königinmutter, 9 Gräfinnen und ungezählte Frauen der Barone, Ritter und Bürger saßen beieinander. Wieder ein „demokratischer“ Zug: der König amtierte selbst als Festordner und wies jeder Dame ihren Sitz an. Die Männer speisten in einem Zelte und in den übrigen Räumen des Schlosses, und zwar war der Prinz und die Ritterschaft zusammen „mit dem ganzen Volke“. Die Trennung der Geschlechter sollte freilich nicht von langer Dauer sein. Am Abend wurde getanzt¹³⁵ und ein Chronist behauptet sogar, es habe an Umarmungen und Küssen nicht gefehlt.¹³⁶ Das Turnier begann am Montag und dauerte bis zum Mittwoch. Der König führte selbst die Partei der Herausforderung: er kämpfte mit 19 Rittern gegen alle übrigen der Reihe nach. Ihm fiel auch der Preis zu, „nicht wegen seines königlichen Ranges, sondern wegen seiner Standhaftigkeit und wegen seines Glücks im Kampfe“. Die angreifende Partei wies für jeden der drei Tage einen besonderen Preisträger auf: es waren die Ritter Miles von Stapelton, Philipp Despenser und Johannes Blount. Am Abend des letzten Turniertages ließ Eduard verkünden, es solle

von Zittau in *Fontes Rerum Boh.* IV, S. 252); vgl. Emil Ficken, *Johann von Böhmen*, Göttinger Dissertation 1932.

134. Rymer, II, S. 1242.

135. Murimuth, S. 155.

136. Murimuth, *Continuatio App.* S. 231/2.

keiner nach Hause gehen, und am folgenden Donnerstag kam es zu jenem denkwürdigen Festakte, den viele zeitgenössische und moderne Historiker mit der Gründung des Hosenbandordens verwechselt haben, in dem auch sicher der Keim zu dieser Gründung zu sehen ist, wenn auch der einige Jahre später gegründete Orden eine von dem ursprünglichen Plane abweichende Form erhielt. Den letzten Tag eröffnete eine feierliche Messe in der Schloßkapelle. Darauf bildete sich der Festzug. Graf Heinrich von Derby als Seneschall von England und Graf Wilhelm von Salisbury als Marschall von England schritten voran, die Insignien ihres Amtes in der Hand; der König folgte, prächtig gekleidet, die Krone auf dem Haupte und das Szepter in der Hand, hinter ihm die Königin und die ganze Festgesellschaft. Unter freiem Himmel vor dem Schlosse vollzog der König dann die feierliche Handlung: er ließ sich ein Evangelienbuch bringen und leistete darauf den Eid, er wolle, wenn es ihm möglich sei, innerhalb einer bestimmten Zeit die Tafelrunde erneuern, wie sie „Herr Arthur, weiland König von England“, einst gefeiert habe, d. h. in der Zahl von 300 Rittern, und er wolle sie fördern und erhalten und die Zahl der Mitglieder nach Kräften vermehren. Die Grafen von Derby, Salisbury, Warwick, Arundel, Pembroke und Suffolk und viele andere Ritter und Barone, „deren Tapferkeit und Ruhm sie der Ehre würdig zu machen schien“, verpflichteten sich eidlich, das Unternehmen des Königs fördern zu wollen. Und wie es begonnen hatte, so endete das Fest auch wieder mit einem großen Mahle.¹³⁷

Dem König war es ernst mit seinem Plan. Im gleichen Jahre noch begann er den Bau eines runden Turmes im Schlosse zu Windsor, in dem die künftigen Feste der Tafelrunde gefeiert werden sollten. Die Ausmaße waren riesig; der Halbmesser des Turmes soll 30,5 m betragen haben. Die Baukosten waren zunächst in der Woche 100 Pfund, wurden aber bald des wiederauflebenden Krieges mit Frankreich wegen auf 20 Pfund heruntergeschraubt. Es scheint, daß überhaupt der französische

137. Murimuth ist am ausführlichsten, S. 155 u. S. 231/2; Froissart vermengt die Tafelrunde und die Gründung des Hosenbandordens, Chroniques, IV, S. 203; Chronicon de Lanercost S. 341.

Feldzug zu einer starken Beschneidung des Planes führte. Denn der Hosenbandorden, der die schließliche Vollendung des Planes bedeutet, hat ja nicht aus 300 sondern nur aus 26 Mitgliedern bestanden. Auch der runde Turm, von dessen Bau wir erst wieder 1336 hören, fiel wesentlich kleiner aus.¹³⁸

Die Tafelrunde von 1344 ist gegenüber den früheren Festen dieses Namens eine bedeutsame Neuerung. Von den früheren Festen wissen wir nicht sehr viel; doch haben wir vermutet, daß die Anknüpfung an König Artus darin bestand, daß die turnierenden Ritter die Rollen der Artusritter spielten. Bei Eduard III. hat man das Gefühl, daß er mit größerem Ernst beim Spiele war. Die Tafelrunde sollte, wie einst König Artus und sein Kreis, eine ständige Vereinigung derselben Ritter sein, die sich mindestens einmal im Jahre zum festlichen Turnier treffen sollten. Eduard machte auch Ernst mit dem Symbol des runden Tisches. In seinem Ritterbunde sollte es kein oben und kein unten geben. Alle Turniergenossen sollten auf der gleichen Stufe stehen. Die Bereitwilligkeit, den Standesunterschied zu vernachlässigen, kommt immer wieder beim Fest von 1344 zum Vorschein. Obwohl Eduard der Führer seiner Partei im Turnier war, erschien er dabei doch in ganz einfachem Anzug. Auch zeigt der Bau des runden Turmes, wieviel Eduard an dem Symbol der Gleichheit gelegen war. So ist die Anknüpfung an die Tafelrunde des Königs Artus bei Eduard viel inniger als bei den Festen der Tafelrunde, wie sie in früheren Zeiten gefeiert wurden. Eduards Begeisterung für König Artus und seine Tafelrunde deckt eine der Wurzeln des ritterlichen Geistes seiner Zeit auf: die Schöpfungen einer früheren Zeit, Artussage und Artusdichtung haben im England des 14. Jahrhunderts eine starke Wirkung gehabt. Der Einfluß der höfischen Dichtung ist überhaupt bezeichnend für diese Zeit; denn das Ritterideal, dem Eduard und seine Ritter nachjagten, und der höfische Sittenkodex, den sie zu verwirklichen meinten, stammen ja aus der höfischen Dichtung.

Der feierliche Schwur, den der König und die Ritter beim Fest der Tafelrunde 1344 geleistet hatten, wurde gehalten. Im nächsten Jahre fand wieder ein Fest der Tafelrunde in Windsor

138. Issues of the Exchequer, ed. Frederic Devon, London 1837, S. 164.

statt.¹³⁹ Der Feldzug in Frankreich machte die Fortsetzung des Festes in den beiden folgenden Jahren unmöglich; und als Eduard als Sieger von Crécy und Eroberer von Calais heimkehrte, da setzte er an die Stelle der allzu groß angelegten Tafelrunde den Hosenbandorden, der in stark veränderter Form die Jahrhunderte überdauern sollte.

Der Ursprung des Hosenbandordens liegt im Dunkel; wir haben keine zuverlässigen, ausführlichen Berichte von seiner Gründung.¹⁴⁰ Soviel aber steht fest, daß er nicht etwa bei dem Fest der Tafelrunde von 1344 gegründet wurde, wie Jean le Bel und Froissart meinen, sondern kurz nach der Rückkehr Eduards vom französischen Feldzug. Das geht schon daraus hervor, daß der Prinz von Wales und der Graf von Salisbury, die beide als Gründer des Ordens bezeugt sind, erst bei der Landung König Eduards in der Normandie 1346 zu Rittern gemacht wurden; nur Ritter aber konnten in die „Gesellschaft vom Hosenband“ aufgenommen werden.¹⁴¹ Außerdem werden in den Garderoberechnungen Hosenbänder mit der Devise: „Honny soit qui mal y pense“ und Mäntel und Röcke, die mit Hosenbändern bestickt waren, erst in den Jahren 1347/49 genannt, während sie in den Rechnungen für die Tafelrunden von 1344 und 1345 nicht erwähnt sind.¹⁴²

139. Die Wardrobe Accounts 1344/5 in *Archaeologia* 31, S. 6 erwähnen eine kurze und eine lange Robe für den König „contra festum tabulae rotundae tentum apud Windsor“, 202 Leibröcke für die Knappen und „pro factura unius tunicae simplicis pro domino Rege faciendae pro hastiludio predicto de panno nigro...“.

140. Das ganze Material zur Geschichte des Hosenbandordens findet sich bei Sir N.H. Nicolas, *History of the orders of Knighthood of the British Empire*, London 1841—42, und in dem Aufsatz desselben Verfassers, *Observations on the Institution of the most Noble Order of the Garter*, in *Archaeologia* Band 31, 1840. Ich verzichte daher auf nähere Hinweise. Siehe auch F.G. Beltz, *Memorials of the Garter*, 1841 und Stephan Kekule von Stradonitz, *der Ursprung des Hosenbandordens in „der Deutsche Herold“* Band 55, Heft 2, S. 12 ff., 1924.

141. *Archaeologia* 31, S. 110/113.

142. Ebenda S. 5 ff.

Der Hosenbandorden vertritt die Stelle der alljährlichen Tafelrunde, wie sie 1344 ins Werk gesetzt wurde. Während der Plan von 1344 aber eine Tafelrunde von 300 Rittern vorsah, bestand „die Gesellschaft vom Hosenband“ nur aus 24, später aus 26 Rittern. Die ersten Mitglieder, die sogenannten Gründer, scheinen sich in jener besonders turnierfreudigen Zeit, die dem Feldzuge von 1346 folgte, zuerst zu einer Turniergesellschaft zusammengeschlossen zu haben. Sie waren in zwei Parteien geteilt, die unter der Führung des Königs und des Prinzen von Wales gegeneinander kämpften. Diese Zweiteilung fand später in der Anordnung der Sitze in der Ordenskapelle im Schlosse zu Windsor ihren Ausdruck. Gelegentlich haben sie auch zusammen als die herausfordernde Partei im Turniere gekämpft und dabei zum ersten Male als Kennzeichen das Hosenband mit dem bekannten Motto getragen. Im Sommer 1348 wurde ein religiöses Element in die Gesellschaft eingeführt: Aus Beiträgen der Mitglieder wurde ein schon bestehendes Chorherrenstift in Windsor um 16 Chorherrenpfründen vermehrt, so daß die Zahl der Chorherren der Zahl der Hosenbandritter entsprach; zugleich wurde in Windsor ein Asyl für ebenfalls 24 arme Ritter geschaffen. Jeder Ordensritter hatte dafür das Anrecht auf eine bestimmte Anzahl von Totenmessen. Der Heilige Georg wurde zum Patron des Ordens gemacht, der gelegentlich auch „societas Sancti Georgii“ genannt wird. Nunmehr ist der Orden festgefügt, die fromme Stiftung setzt seine nicht näher überlieferte Gründung voraus. Alljährlich versammeln sich die Ordensritter am Tage des Heiligen Georg in Windsor; sie erscheinen im prächtigen Ordenskleide, an dem in großer Zahl Hosenbänder als Schmuckform angebracht sind. Eine feierliche Messe, ein Festmahl und ein Turnier sind die wesentlichen Stücke der Feierlichkeit. Die Damen spielen, wie bei der Tafelrunde, eine große Rolle; die Königin erhielt an einem Georgsfeste nicht weniger als 500 Pfund für ihre Ausstattung.¹⁴³ Der Grundsatz der Gleichheit, der die Tafelrunde bezeichnet, gilt

143. Nicolas, Orders, I, S. 25. Vom Regierungsantritt Richards II. an erhalten gewisse Damen aus der Garderobe des Königs dieselben Roben, wie die Ritter. Nicolas Orders I, 51; Beltz, Memorials S. 246/7.

auch im Hosenbandorden. Der König ist nur *primus inter pares*. Das zeigt sich auch bei der Auswahl der Gründer. Es sind zwei Prinzen von Geblüt, der Prinz von Wales und der Herzog von Lancaster, nur zwei Grafen und fünf Barone. Die übrigen waren gewöhnliche Ritter. Keiner der verbündeten Fürsten war unter den Gründern; es fällt auch auf, daß die Verwandten des Königs, z. B. Eduards Vetter, der Graf von Kent, und gerade die alten vornehmen Grafen nicht in den Orden aufgenommen wurden. Sämtliche Gründer scheinen am Feldzug in Frankreich teilgenommen zu haben, aber berühmte Kriegshelden, wie Dagworth und Sir Walter Manny gehören nicht zu ihnen. Die Jugend wurde bevorzugt: vier von den Gründern sind unter 20, zehn unter 30 Jahre alt. Auf der andern Seite war die exclusive Gesellschaft in echt ritterlicher Weise nicht auf Engländer beschränkt: unter den Gründern befinden sich drei Ausländer, die allerdings alle auf der englischen Seite gekämpft hatten. Auch späterhin wurden Ausländer aufgenommen und nur die eine Bedingung an ihren Eintritt geknüpft, daß sie den Feinden des Königs von England keinen Vorschub leisten. Die Erinnerung an König Artus' Tafelrunde wird noch festgehalten; das Georgsfest von 1358 z. B., zu dem Eduard durch Herolde die Ritter auch in Frankreich, Deutschland, Brabant und Flandern einladen ließ,¹⁴⁴ unterscheidet sich kaum von der Tafelrunde von 1344;¹⁴⁵ und noch im Jahre 1469 knüpfte der Abgesandte des Königs von England, der Karl dem Kühnen die Insignien des Hosenbandordens überreichte, in seiner feierlichen Rede an die Tafelrunde König Artus' und an die Artusritter an.¹⁴⁶ Der sagenhafte König tritt freilich zurück hinter dem Namenspatron des Ordens. Was hat Eduard veranlaßt, seinen ursprünglichen Plan so stark zu verändern? Die Verbindung des Ordens mit einer kirchlichen und mit einer wohlthätigen Stiftung, sowie die Tatsache, daß nur Teilnehmer am Feldzug in Frankreich — auch kein Kämpfer aus dem gleichzeitigen schottischen Kriege war darunter — zu den ursprünglichen Georgsrittern gehörten,

144. *Issus of the Exchequer*, ed. Fred. Devon, S. 169.

145. *Eulogium* III, S. 227, *Reading* 130, *Knigh-ton* II, 99.

146. *Kekule von Stradonitz a. a. O.* S. 13.

scheinen darauf hinzudeuten, daß die Gründung auch auf ein religiöses Gelübde zurückgeht, das Eduard in Frankreich getan hat. Jedenfalls ist der Hosenbandorden, der ritterlich-romantische und kirchlich-religiöse Elemente in sich vereinigt, sehr bezeichnend für den Geist, der am Hofe Eduards III. herrschte.

Die Gründungslegende des Hosenbandordens, die uns zum ersten Male in der Regierungszeit Heinrichs VII. begegnet, weiß nur von einem Motiv, das Eduard zu der Gründung veranlaßt habe, nämlich seine Galanterie.¹⁴⁷ Polydor Vergil¹⁴⁸ erzählt die Geschichte der Gründung auf folgende Weise: „De causa autem instituendi ordinis omnino ambigitur: fama tamen apud vulgus etiam nunc tenet, Edouardum aliquando e terra collegisse reginae seu amicae tibiæ tegminis ligamen, quod forte resolutum ita, ut usu venit, ceciderat, et nonnullis heroibus id videntibus ac iocose cavillantibus, dixisse, brevi tempore futurum, ut eiusmodi cingulum etiam ab illis summus haberetur honor, atque non multo post istiusmodi ordinem instituisset, ac eum addidisset titulum, quo testaretur ipsos heroes contra quam erat, de se iudicium fecisse. Et fama vulgi talis. Atqui autores Anglici verecunde superstitiosi, forte timentes ne imminutæ maiestatis regiae crimen subirent, si tale quid ut minus insigne prodidissent, maluerunt tacitum relinquere, perinde quasi numquam alias visum esset, rem ab initio a parva sordidaque origine ortam, magno esse incremento dignitateque auctam Proinde origo vera Garterii ordinis non erat prætereunda silentio, etiam si profecta esset ab amore, quo nihil est nobilius, dicente Ovidio: Nobilitas sub amore iacet. Quocirca famam vulgi de istiusmodi causa rei, dubio procul non vanam dixerim.“ Andere Schreiber setzen an die Stelle der Königin, die Gräfin von Salisbury oder die Gräfin von Kent: die Höflinge haben beim Aufheben des verlorenen Strumpfbandes höhnisch gelacht und dann habe Eduard unmutig ausgerufen: Honny soit qui mal y pense. Die Geschichte trägt den Stempel der Unwahrscheinlichkeit. Schon Polydor Vergil hat Mühe, das Schweigen der älteren Chroniken zu erklären. In der Tat ist es nicht denkbar, daß sich Jean le Bel und Froissart die Erzählung dieser Begebenheit hätten entgehen lassen,

147. Kekule von Stradonitz a. a. O. S. 12/13.

148. Anglica Historia, Basel 1556, S. 378/79.

wenn sie wahr wäre. Beide pflegen ausführlich und mit großer Begeisterung höfische und galante Abenteuer ihrer Helden zu schildern.¹⁴⁹ Sehr wohl denkbar ist, daß die Geschichte nachträglich erfunden wurde, um zu erklären, wie der Hosenbandorden zu seinem Zeichen und zu seiner Devise gekommen ist. Nun scheinen aber die Damen der fraglichen Zeit gar kein derartiges Strumpfband getragen zu haben.¹⁵⁰ Außerdem braucht es gar keiner Erklärung für das Hosenband und für die Devise. Der Orden ist ja aus einer Turniengesellschaft hervorgegangen; bei Turnieren aber pflegten die Ritter alle möglichen Kennzeichen zu tragen; auch sind uns gerade aus den Jahren 1347/48 Turnierdevisen überliefert, die ebenfalls weder besonders tief-sinnig sind, noch einer ausführlichen Deutung bedürfen, so z. B. „Hay, hay the wythe Swan, By Goddes soule I am thy man“¹⁵¹ oder „It is as it is“;¹⁵² aus dem Jahre 1364 ist uns der Wahlspruch: „Iche wrude muche“ und als Wahlspruch der Königin: „Myn biddenye“ überliefert.¹⁵³ Die Erzählung des Polydorus Vergilius ist also abzulehnen.

Von der Gründung des Hosenbandordens an sollten dann die Ordensturniere am Georgsfeste im Mittelpunkt aller Turnierveranstaltungen des Jahres stehen, soweit sie vom königlichen

149. Beide erzählen ja auch von der Liebe Eduards zu der Gräfin von Salisbury. Jean Bel läßt den König unter Verletzung des Gastrechts und der Freundestreue gegen den ihm besonders nahestehenden Grafen von Salisbury brutalen Ehebruch begehen; Froissart übernimmt den Stoff von Jean le Bel und erzählt ihn in der Art eines höfischen Dichters mit großer Ausführlichkeit; er betont aber im Gegensatz zu seiner Vorlage mit großer Schärfe die Reinheit des Liebesverhältnisses: er habe in England verschiedentlich Nachforschungen angestellt, niemand habe von dem Ehebruch etwas gewußt. Bezeichnend ist, daß er in der vierten Fassung seiner Chroniken die ganze Liebesgeschichte streicht, doch wohl, weil er nicht mehr an ihre Wahrheit glaubt (Froissart, III, S. 454/61, 467, 517; IV, 273/4, Jean le Bel II, S. 30—34).

150. Kekule von Stradonitz a. a. O. S. 12.

151. Archaeologia 31, S. 48.

152. Ebenda S. 44.

153. Nicolas Orders, I, S. 15, Anm.

Hofe ausgingen. Fern vom Hofe gab es freilich auch eine rege Turniertätigkeit. Es ist ja durchaus nicht so, daß der starke Einfluß eines romantischen Schwärmers auf dem Königsthronen den ritterlichen Geist der Zeit erst entfacht hätte; vielmehr teilt Eduard seine Begeisterung mit dem zeitgenössischen Adel. Es ist natürlich, daß wir über die in der „Provinz“ ohne die Beteiligung des Hofes abgehaltenen Turniere weniger unterrichtet sind. Doch scheinen sich in der Regel die Ritter einer Grafschaft vereinigt zu haben als herausfordernde Partei, die dann gegen alle Gäste der Reihe nach zu kämpfen hatten. So hielten z. B. die Ritter der Grafschaft Hereford am 13. September 1344 ein Turnier und verteidigten sich mit der Unterstützung des Grafen von Pembroke und des jungen Mortimer tapfer gegen die Grafen von Warwick und Suffolk, den Baron von Stafford und ungezählte Ritter.¹⁵⁴ Daß diese örtlichen Turniervereinigungen eine rege Tätigkeit entfalteten, geht aus den zahlreichen königlichen Erlassen hervor, die derartige Turniere verbieten.¹⁵⁵ Eine dieser Turniervereinigungen hat sich sogar vom König privilegieren lassen. Unter der Führung des jungen Grafen von Derby, Heinrichs von Lancaster, hatten sich die Ritter der Grafschaft Lincoln verabredet, jedes Jahr am Montag in der Pfingstwoche zum Tjost zusammenzukommen, und auf ihre Bitte hin sagte der König zu, ihnen kein Hindernis in den Weg legen und ihnen weder im Krieg noch im Frieden die Erlaubnis versagen zu wollen. Nur eine bezeichnende Einschränkung machte Eduard: sollte das Lincolner Turnier einmal zeitlich zusammenfallen mit der von ihm veranstalteten Tafelrunde, so müsse es verlegt werden.¹⁵⁶

Man könnte denken, der ruhmreiche Feldzug von 1346 hätte die Freude der englischen Ritter am bloßen Waffenspiel dämpfen können. Das Gegenteil ist der Fall. Nach der Rückkehr Eduards von Calais im Herbst 1347 werden besonders viele

154. Murimuth, S. 159.

155. z. B. Rymer, III, S. 17, Erlaß vom 28. Juli 1344: „.....ac intellexerimus, quod nonnulli milites, armigeri et alii justas exercuerunt et in dies faciunt.....“.

156. Archaeologia 31, S. 153.

königliche Turniere abgehalten.¹⁵⁷ Beim Turnier von Reading waren nicht weniger als 288 Damen anwesend.¹⁵⁸ Gerade die große Rolle, die den Damen in dieser Zeit beim Turnier zufällt, scheint teilweise Kritik im Volke hervorgerufen zu haben. Henry Knighton berichtet, im Jahre 1348 sei im Volke ein großer Lärm entstanden, weil bei jedem Turnier eine Schar von Damen erschienen sei, die durch ihren Aufzug Aufsehen und Unwillen erregt hätten. Bald 40 bald 50 der „schönsten, wenn auch nicht der besten Damen des Königreiches“ seien in Männerkleidern auf erlesenen Streitrossen zum Turnierplatz geritten; ihre Leibröcke waren geteilt, so daß die eine Seite in Farbe und Stoff von der andern ganz verschieden war; die Kopfbedeckung war kurz und ihre Bänder waren wie Seile um den Kopf geschlungen; die Gürtel waren mit Silber und Gold geschmückt und ein Dolch hing darin; „und so verwüsteten und ruinierten sie Körper und Besitz mit Spielereien und übermütigen Ausschweifungen und fürchteten Gott nicht noch scheuten sie sich vor der sittsamen Stimme des Volkes und lockerten den Zügel ehelicher Scham“. Er weiß auch immer von der Strafe Gottes zu erzählen, die den Turnieren auf dem Fuß zu folgen pflegte in Gestalt eines schrecklichen Naturereignisses oder eines furchtbaren Mordes.¹⁵⁹ Henry Knighton war Kanonikus von St. Paul's und vertritt die schlechthin ablehnende Haltung der Kirche gegenüber dem Turnier. Aber auch weitere Kreise mögen sich über das verschwenderische und ausschweifende Treiben der englischen Ritterschaft gerade in jener Zeit entrüstet haben.

Doch wird die Freude an dem prächtigen Schauspiel, das die Turniere geboten haben, überwiegen. Eduard hat das Turnier auch aus Gründen der Repräsentation gepflegt und dabei die Stimmung des Volkes berücksichtigt. Es fällt auf, daß er mit wachsender Vorliebe von der Mitte des Jahrhunderts ab

157. Zwischen dem 12. Oktober 1347 und dem 24. Juni 1348 finden Turniere in Eltham, Bury, St. Edmund's, Lincoln, Lichfield, Windsor und Canterbury statt, an denen allen der König teilnimmt. Vgl. die Wardrobe Accounts in *Archaeologia* 31, S. 5 ff.

158. Ebenda S. 29: „...et eidem liberat. ad 288 visers (Masken) fact. pro dictis dominabus et domicellis... durante tempore hastiludii“.

159. Henry Knighton, II, S. 57/58.

seine Turniere in London abgehalten hat.¹⁶⁰ Und das Interesse, das die Bevölkerung dem Zeitvertreib des Adels entgegenbrachte, spiegelt sich hübsch in den Versen über den Lehrling aus den *Canterbury Tales*:

„For whan ther any ryding was in Chepe
Out of the shoppe thider wolde he lepe
Til that he hadde al the sichte y'seyn
And daunced wel, he wolde nat come ageyn“.¹⁶¹

Es wird den Bürgern von London nicht wenig geschmeichelt haben, als bei einem dieser Turniere die herausfordernde Partei als Bürgermeister und Ratsherrn verkleidet war und kein Geringerer diese Rolle spielte als der König selbst mit seinen vier Söhnen und 19 auserlesenen Rittern.

Seit der Schlacht von Crécy und noch mehr seit Poitiers befanden sich viele gefangene Ritter in England. Sie genossen durchweg höchst ehrenvolle Behandlung und große Freiheit. Ja, sie durften auch an den Turnieren teilnehmen. Bei dem Turnier von Windsor 1349 kämpften z. B. König David von Schottland und viele fremde Gefangene mit. Der Preis wurde dem gefangenen Grafen von Eu zuerkannt.¹⁶² Der König von Schottland bekam für diese Gelegenheit einen prächtigen Wappenrock aus der königlichen Garderobe geschenkt.¹⁶³ Als nach der Schlacht von Poitiers der König von Frankreich und die vornehmsten französischen Ritter als Gefangene nach England kamen, veranstaltete man ihnen zu Ehren besondere Turniere. So hielt Eduard am Georgstag 1358 ein besonders üppiges Turnier in

160. 1353, 1357, 1359, 1360 und 1362 finden z. B. Turniere in Smithfield statt. Vgl. Avesbury S. 419; Reading S. 129 und 131, Rymer, III, S. 421; Issues of the Exchequer S. 172 und 170; Wardrobe Accounts E 101/393 No. 15 m 7: „.....Eidem pro diversis garniamentis pro Rege contra hastiludium in Smethfield in carniprivo factis“.

161. The Complete Works of Chaucer, ed. Skeat, Band IV, Vers A 4377 ff. (S. 28).

162. Galfridus le Baker, S. 101.

163. Wardrobe Accounts in Archaeologia 31, S. 42: „Et ad faciendum unum hernesium domino David Regi Scotiae de velvetto blueto cum una pala de velvetto rubro et infra palam predictam una rosa argentea pro hastiludio Regis apud Wyndesores“.

Windsor „aus Liebe zum Rittertum, zur eigenen Ehre und wegen der Anwesenheit des Herrn Johannes, Königs von Frankreich“.¹⁶⁴ Eduard turnierte selbst mit seinen drei Söhnen und umarmte König Johann am Schluß des Festes.¹⁶⁵ Die Pracht des Turniers, dessen Kosten nicht bar bezahlt werden konnten, forderte den Spott des Königs von Frankreich heraus. Das Weihnachtsfest 1357 begingen der König und die Königin im Kreise der Kriegsgefangenen; kurz darauf dürfen diese am Turnier in Bristol teilnehmen, das — wohl zur Erhöhung der malerischen Wirkung — bei Nacht abgehalten wird mit unerhörter Pracht.¹⁶⁶

Diese Turniere mit den Kriegsgefangenen sind in mehr als einem Sinn „ritterlich“. Erinnern wir uns, zu welchen Ausschreitungen 100 Jahre zuvor Turniere zu führen pflegten, an denen die französischen Verwandten König Heinrichs teilnahmen. Inzwischen hatte die Idee des allgemeinen, über die Schranken der verschiedenen Nationalitäten und der politischen Gegensätze sich erhebenden Rittertums in England festen Fuß gefaßt. Für Eduard waren der gefangene Erbfeind und seine Ritter Brüder in Waffen, die er auch als seine Gefangenen trotzdem gleichberechtigt um die Ehre des Turniers fechten ließ. Ja, die Ritteridee beherrscht die ganze Haltung gegenüber dem Feinde im Kriege, soweit es sich um Ritter handelte. Wenn auch die großen entscheidenden Schläge in der Kriegsführung der Zeit nicht gerade dem ritterlichen Standpunkt entsprachen, so war doch in den unzähligen kleinen Beute- und Eroberungszügen Gelegenheit genug, statt des eigentlichen Kampfes eine Art Mittelding zwischen Gefecht und Turnier zu setzen: das kriegerische Turnier.

Richard II., der Sohn des Schwarzen Prinzen, ist ganz im ritterlichen Geiste der Zeit Eduards III. aufgewachsen. Daher bringt seine Thronbesteigung auch keine Veränderung im Turnierwesen. Schon als Knabe von 11 Jahren in seinem ersten Regierungsjahre fiel ihm bei einem Turnier in Windsor eine führende Rolle zu. Hoch zu Roß, von drei Rittern begleitet,

164. Johann von Reading, S. 130.

165. Jean le Bel, II, S. 240.

166. Eulogium, III, S. 227.

von denen einer Pagenkleidung trug, ritt er während des Mahles in die große Halle des Schlosses ein und ließ die Herausforderung zum Turnier des folgenden Tages verkünden.¹⁶⁷

Auch der Bauernaufstand des Jahres 1381 bedeutet keinen Einschnitt in der Entwicklung des Turnierwesens. Wohl waren Staat und Gesellschaft aufs schwerste erschüttert, als sich die soziale und geistige Unrast der Zeit in den heftigen Unruhen entluden. Kaum aber war der Angriff — vor allem auch dank der Tapferkeit des jugendlichen Königs — zurückgeschlagen, da kehrten König und Ritterschaft zu ihren aristokratischen Gewohnheiten zurück, unter denen das Turnier einen hervorragenden Platz einnahm. Wie sein Großvater hatte Richard eine große Vorliebe für eine prächtige Hofhaltung. Da ist es natürlich, daß er auch auf die Veranstaltung prächtiger Turniere großen Wert legte. Bei seiner Hochzeit mit Anna von Böhmen dauerten die Kampfspiele einige Tage, bei denen „nicht ohne Verwundung mehrerer Teilnehmer viel Ruhm und ritterliches Ansehen erworben wurde“.¹⁶⁸ Das Turnier wurde immermehr zum Mittel höfischer Festgestaltung. So werden gewöhnlich am Weihnachtsfest große Turniere abgehalten.¹⁶⁹ Doch sind die Turniere immer noch recht gefährlich. Sir William Montague soll von seinem Vater, dem Grafen von Salisbury im Turnier getötet worden sein.¹⁷⁰ Ebenso stirbt der erst 17jährige Graf von Pembroke an den Wunden, die er beim Training für das Turnier in Woodstock erhalten hatte; seines Gegners Lanze blieb aus

167. Wardrobe Accounts E 101 Bundle 400 No. 4: „....ad unam cotam de tartarin rubrum vapulatam cum solis de auro pro Rege contra hastiludium apud Wyndesore in crastino Epiphaniae domini.ad tres gownas de tartarin rubrum faciendas et vapulandas cum solis de auro pro militibus ordinatis ad equitandum cum Rege in magna aula infra castrum de Wyndesore ad cenam in vigilia Epiphaniae domini pro calumpnia hastiludii faciendaet ad unam cotam longam cum uno capucio de tartarin rubrum faciendam ad modum unius domicelli ordinatam pro uno milite ad equitandum coram Rege cum una litera ad faciendum calumpniamad unum hernesium integrum faciendum pro Rege ... pro eidem hastiludiis“.

168. Walsingham, *Historia Anglicana*, II, S. 48.

169. Higden, *Polichronicon* IX, S. 16 und S. 201/3.

170. *Dictionary of National Biography*, ed. S. Lee, London 1894, unter Montague.

Versehen mit der Spitze schräg nach oben im Boden haften, so daß sich der heranspengende Graf hineinstürzte.¹⁷¹ Smithfield und die große Halle in Westminster sind die Plätze, die Richard mit Vorliebe für seine Turniere auswählt.¹⁷² Das Volk von London nahm an ihnen regsten Anteil. Von dem Turnier z. B., das am St. Georgstag 1390 in Smithfield stattfand, wird ausdrücklich berichtet, daß nicht nur Herzöge und Herzoginnen, Grafen und Gräfinnen und der übrige Adel beiderlei Geschlechts teilgenommen habe, sondern auch eine „Unmenge Leute niedrigen Standes“.¹⁷³ Gleich seinem Großvater hat es König Richard nicht verschmäht, selbst beim Turnier mitzukämpfen. Daß er bei der ganzen Schwäche seines Charakters hohen persönlichen Mut besaß, hatte er ja schon als junger König angesichts der aufständischen Massen in Smithfield bewiesen. Und so hat er auch im Turnier seinen Mann gestellt. Bei einem besonders feierlichen Turnier, das am 10. Oktober 1390 auf demselben Platz in Anwesenheit vornehmer fremder Gäste stattfand, übernahm der König die Führung der herausfordernden Partei gegen alle, die fechten wollten, und errang am ersten Tage des Turniers für sich selbst den Preis. Das Turnier begann mit einem feierlichen Zuge der Teilnehmer vom Tower durch die Straßen von London zum Smithfield. Die Streitmasse der 60 Kämpfer der inneren Seite wurden prächtig geschmückt von 60 Knappen auf den Kampfplatz geritten. Es folgten 60 erlesene Damen zu Pferde, von denen jede einen Ritter an einer silbernen Kette führte — ein Motiv, das uns schon aus den Turnieren Eduards III. bekannt ist —. Die beiden ersten Turniertage gehörten den Rittern allein; am dritten fochten nur Knappen miteinander, und erst am vierten Tage war Tjostieren von Rittern gegen Knappen zulässig. Jeden Abend wurde ein prächtiges Gastmahl im Hause des Bischofs von London gegeben. Der König bewirtete die Ritter und Knappen, die Königin die Damen; doch blieben die Geschlechter nicht den ganzen Abend

171. Higden, IX, App. S. 219; Walsingham, II, S. 195.

172. Walsingham, II, S. 48; Higden, IX, S. 55, 82; ebenda App. S. 235 und S. 237.

173. Higden, App. IX, S. 235.

getrennt; denn ein Tanz beschloß den Tag. Auch der Herzog von Lancaster gab ein Diner. Den Abschluß machten große Festlichkeiten in Windsor, in deren Verlauf der junge Graf von Ostrevant in den Hosenbandorden aufgenommen wurde.¹⁷⁴ Bei einem Turnier in Westminster begegnet uns wiederum eine vom 13. Jahrhundert schon bekannte beliebte Verkleidung; die Turnierkämpfer erscheinen als Abt und Konvent von Westminster.¹⁷⁵ Von einem Turnier, das allerdings nicht mehr unter Richard, sondern unter Heinrich IV. stattfand, erfahren wir näheres über die schauspielhafte Ausgestaltung. Im Jahre 1401 traf vornehmer Staatsbesuch in England ein. Kaiser Manuel Palaeologus von Byzanz kam auf seiner Europareise auch nach England, um Hilfe gegen die drohende Türkengefahr zu erlangen. Er und sein stattliches Gefolge wurde von Heinrich IV. außerordentlich freundlich aufgenommen; ihm zu Ehren fand am 2. Dezember in Eltham ein feierliches Turnier statt, bei dem jeder Kämpfer eine bestimmte Rolle zu spielen hatte. Die erst 13 Jahre alte Tochter Heinrichs, Blanche, war Turnierherrin. Jeder einzelne Kämpfer wandte sich in einem Brief an sie mit der Bitte, ihm aus der Zahl ihrer Ritter einen Gegner für den Tjost zu bestimmen. Diese aufschlußreichen Briefe sind erhalten.¹⁷⁶ In einem dieser Briefe entbietet „Phoebus, der vornehmste Planet des Firmaments der edlen Prinzessin, der Dame Blanche, der Tochter des mächtigsten Fürsten, des Königs von Albion, seinen Gruß und die Versicherung vollkommener Zuneigung“ und fährt dann fort: „Auf unsrem ewigen Lauf um den hohen Kreis des Firmaments erkennen wir in unsrem Lichte den Stand aller irdischen Dinge und wissen daher wohl, daß, wie unser Bruder, der Mond, seinen Lauf und sein Licht von uns nimmt, so auch die Welt Bildung und Freude nimmt von Eurem königlichem Hofe wie von einem echten Springbrunnen der Ehre und des Adels. Und weil wir wünschen, Ferombras, das geliebte Kind unsres Hofes, möge sich an diesem Spring-

174. Froissart, XIV, S. 253—269; Higden, Bd. IX, App. S. 241.

175. Annales Ricardi II. et Henrici IV. S. 165.

176. Das College of Arms in London bewahrt das Manuskript, das eine Abschrift dieser Briefe enthält: Arundel Mss. No. 26, Blatt 33.

brunnen bereichern, so schicken wir ihn zu Eurer Hoheit, damit er die Pracht Eures königlichen Hofes sehe und das Waffenhandwerk lerne; wir bitten Euch, es möge Euch gefallen einem Eurer ehrenwerten Ritter, die bei Eurem Fest sind, zu befehlen, mit unsrem Knappen sechs Gänge zu fechten mit Turnierlanzen, in hohen Sätteln, ohne festgebunden zu sein, damit er mit um so größerer Erfahrung im Waffenspiel zu uns zurückkehre, wobei wir das vollkommenste Vertrauen in Euch setzen. Und wenn wir Euch irgend etwas zu lieb tun können, so lasset es uns durch unsern Knappen wissen; wir werden es mit fröhlichem und freudigem Herzen ausführen. Der Schöpfer aller Kreatur schütze und erhalte Euren edlen, ehrenvollen Stand in Ehre, Freude und in vollem Gedeihen. Gegeben in unsrem wunderbaren Schloß des sternbesäten Firmaments“. In einem andern Brief bittet „ein junger und unwissender Knappe, der von fernen Ländern herbeigekommen ist, um die Pracht des Hofes der Prinzessin zu sehen, ihm einen Ritter oder Knappen gegenüberzustellen, mit dem er 12 Gänge mit Turnierlanzen fechten könne“. Ein anderer Brief spielt auf die ritterlichen Eigenschaften Heinrichs und auf seine Kreuzzugsfahrten an: „Jeneste, durch die Gnade des Gottes der Liebe Königin der Freude und aller Fröhlichkeit, grüßt die hohe und mächtige Prinzessin, unsre teure und vielgeliebte Schwester Blanche, die älteste Tochter des hohen, mächtigen Fürsten, des Königs von Großbritannien und von Gallien, des Herrn der Wunderländer und des wahren Nachfolgers des mächtigen Königs Artus, dem Ehre und die Tapferkeit hoher Ritterschaft in höherem Maße innewohnt als irgend einem lebenden Fürsten der Zeit; denn gar sehr hat sich die Tapferkeit seiner hohen Ritterschaft in mehreren fremden Ländern bewährt und die Kunde von seinen Taten hat die ganze Welt durchheilt. Wisset, unsre teure und vielgeliebte Schwester, daß wir an unsrem Hofe einen jungen Ritter erzogen haben, mit Namen ‚Unwissend‘, der viel in der Liebe gelitten hat und manche Mühen und Gefahren auf sich genommen hat, um seinen Schmerz zu lindern; er ist jetzt auf der Suche nach einer Dame von großem Ruhm, die man ‚Gnade‘ nennt, hat aber von ihr noch keine Kunde empfangen. Da er nunmehr gehört hat, eine edle und schöne Versammlung von

vielen edlen Damen und Fräulein und tapferen Rittern und Knappen werde in Eurer Gegenwart am Weihnachtsfest stattfinden, so hat er sich aufgemacht, dorthin zu eilen, um zu sehen, ob er finden könne, was er sucht, und auch weil es Sitte ist, daß irrende Ritter gerne die Höfe von Königen und hohen Persönlichkeiten besuchen um des Kämpfens willen. Wir haben gehört, daß sich bei diesem feierlichen Fest und in dieser vornehmen Versammlung ein Ritter befindet, der eben in Frankreich so gut und tapfer gekämpft hat, daß er dort und in anderen Ländern großen Ruhm gewann; und da wir wünschen, daß unser Zögling ‚Unwissend‘ gerade von diesem edlen Ritter ins Waffenhandwerk eingeweiht werde, so bitten wir angelegentlich, daß unser Zögling sechs Gänge mit jenem Ritter fechten dürfe; damit würdet Ihr uns einen besonderen Gefallen erweisen. Und wenn Ihr einen Wunsch habt, so werden wir ihn gerne erfüllen. Wir bitten den, der über alle Macht hat, Euch in Gedeihen der Ehre und der Freude zu schützen. Gegeben in unsrem Schloß Plaisance im gegenwärtigen Monat. Wisset außerdem, teuerste vielgeliebte Schwester, daß unser Zögling auf dem Wege zu Euch ein Fräulein getroffen hat, die aus dem Königreich Panchalichte kam, und die er bis zu Euch begleitet“.

Die Datierung und das Postskriptum zeigen, wie schwer es den Verfassern dieser Briefe fiel, die Fiktion des in weiter Ferne weilenden Schreibers aufrecht zu erhalten. Im übrigen hat es ihnen freilich an Phantasie nicht gefehlt. Ein anderer Brief stempelt den Propheten Mohammed zum Gott: „Dalida durch die Gnade Mahommets, des Gottes aller wahren Ungläubigen und Sarazenen Sultan von Babilon und König von Alexandria, entbietet sultanischen und alexandrischen Gruß der hohen und mächtigen Prinzessin, unsrer teuren und geliebten Base durch die Gnade dessen, dem die drei Könige Gold, Weihrauch und Myrren darbrachten, älteste Tochter des edlen Königs von Albion, des Erben und Nachfolgers des edlen Kaisers Karls des Großen. Unsre teure, liebe Base, an Eurem Hofe weilt eine berühmte Dame, Plaisance genannt, die seit langem in ihrem Kerker einen Ritter des Reiches der Liebe gefangen hält, ‚der Arme Verlorene‘ genannt, den nur ein Tjost von sechs Gängen aus dem Gefängnis erlösen kann, weshalb er viele Länder,

Schlösser, Städte und befestigte Plätze bereisen und viel Gebirge, Flüsse und Ströme überwinden zu sollen glaubte, um den zu finden, den er sucht, oder einen guten Rat, um seine Irrfahrt abzukürzen. Nun haben wir gehört, daß unser teurer und vielgeliebter Vetter, der König, Euer Vater, an diesem Weihnachtsfest feierlichen und preiswürdigen Hof hält und daß sogar ein Kaiser und viele berühmte edle Damen und Fräulein an seinem Hof sind und tapfere Ritter und Knappen, die Wunder verrichten, indem die einen auf Drachen reiten, die andern feuerspeiende Schlangen auf ihrem Haupte tragen und wieder andere so feurig in der Liebe sind, daß unter ihren Schilden sichtbares Feuer hervorschlägt, und außerdem viele abenteuernde und irrende Ritter, die von der Kaiserin Panthefille und von der Königin von Tartage zu Euch kommen. Daher haben wir ihm geraten, er möge sich in Eure herrliche und jugendliche Gegenwart begeben; und zwar soll der Arme Verlorene führen und mit einer Kette am Hals gefesselt geführt werden von unsrem teuren und geliebten Neffen Feresbras von Damar, dem jungen Regenten unsres Königreiches von Alexandrien, damit er nicht sein Gefängnis breche und entwische. Wir bitten Euch, dem Armen Verlorenen einen Ritter Eures Hofes zu stellen, der das Königreich Jerusalem am meisten zu erobern wünscht, sei er König, Prinz, Herzog, Graf, Ritter oder Knappe, damit er die sechs Gänge mit ihm durchkämpfe. Wir bitten den, der der Anfang und das Ende ist, er möge Euch eine lange Regierung schenken. Gegeben an unsrem Hof von Sherico am Tage der Translation des Apollo". „Natur, die Nährmutter alles Lebens, die Vollstreckerin des Willens des allmächtigen Königs der Könige" schickt ebenfalls der Turnierherrin einen Schützling. Sie vergleicht in ihrem Briefe die Bedeutung des „edlen königlichen Herzens der Prinzessin" für die Umwelt mit der Einwirkung des Frühlings auf das winterliche Land und erbittet sich als Gegner für ihren Schützling den Ritter oder Knappen, der am meisten mit den Damen von Liebe geredet hat und der am öftesten die Standhaftigkeit treuer Liebender verwandelt hat; der Brief ist von dem wonnevollen Schloß Plaisance datiert. Während ihm die moralischen Anschauungen des Roman de la Rose zugrunde liegen, spiegelt ein anderer Brief die Ehtik der

höfischen Liebe wider. In ihm bittet ein junger Mensch gegen einen Gegner kämpfen zu dürfen, der 16 bis 20 Jahre alt ist, an hohem Mut die andern übertrifft und am längsten unter seinen Altersgenossen der Liebe gedient hat, ohne jedoch je erhört worden zu sein. „Tugend, die Geberin vollständigen Glücks“ schickt auch einen Ritter, der gegen die ältesten Ritter am Hofe fechten will. Penelope, die Gattin des Ulixes empfiehlt ihren Ritter Palamides, und bezeichnet den gewünschten Gegner mit seinem Wappen. Ein anderer Ritter, mit Namen „glühender Begehrender“ möchte gegen einen Ritter kämpfen, der 20 bis 24 Jahre alt ist und von allen die meisten Fahrten in fremde Länder gemacht hat. Der Sieger soll einen goldenen Stab als Preis erhalten. „Venus, die Mutter des Cupido“ hat von dem Feste durch die Erzählung ihres treuen Boten „Loyal Report“ gehört und bittet, ihren Knappen „den jungen Liebhaber“ am Turnier teilnehmen zu lassen. Andere kampflustige Briefverfasser heißen Lanzelot von Lybien und „der Lernbegierige“. Der eine wünscht sich als Gegner den Ritter, der in seinem Wappen ein Tier genant „foliard“ führt; der andere den Vetter des Königs, der der beste Turnierkämpfer und der fröhlichste Ritter sei. Schließlich begegnet uns noch Cleopatra, die Königin von Mesopotamien unter den Briefschreibern; sie empfiehlt ihren Ritter, der Befehlshaber in der Stadt Troja ist; merkwürdigerweise ist auch der Brief aus Troja datiert.

Der griechische Kaiser und seine Begleiter mögen sich nicht wenig verwundert haben über die merkwürdigen Vorstellungen, die sich — in diesen Briefen — zumal über orientalische Dinge ausdrücken. Uns aber beweisen die ungelenken schriftstellerischen Versuche jener Ritter, wie stark sie von dem Wunsche beseelt waren, die sportliche Übung als schönes Spiel zu gestalten.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts erfuhr das Turnier immer weitere Ausgestaltung. Die Allegorie, die beim Turnier Heinrichs IV. eine so große Rolle spielte, behielt ihre Bedeutung bei dem sogenannten Pas d'armes, der vor allem in Burgund¹⁷⁷ und

177. Vgl. die ausführlichen Schilderungen in O. Cartellieri, Am Hofe der Herzöge von Burgund.

in Frankreich üblich wurde, der aber auch in England aufkam. Diese neue Form des Turniers ist ein Miniaturabbild des Festungskrieges. So wird z. B. in England ein hölzerner Aufbau, der das Schloß „Loyal“ darstellen soll, von der einen Partei verteidigt, die von vier Jungfrauen dazu beauftragt war. Vor dem Schloß stand die Figur eines Einhorns, das mit seinen vier Füßen je einen Schild hält. Diese Schilde sind verschieden bemalt. Wer den weißen Schild berührt, hat einen Tjost von fünf Gängen mit einem der Verteidiger zu fechten. Der zweite rote Schild bedeutet, daß ein Turnier d. h. ein Schwertkampf von 12 Gängen geführt werden soll. Das Berühren des dritten, gelben Schildes führt zum Kampf in den Schranken. Wer den vierten, blauen Schild berührt, zeigt dadurch an, daß er zum Angriff auf das Schloß bereit ist. Er darf alle die Waffen gebrauchen, von denen ein Muster beim Einhorn ausgestellt ist. Offenes Feuer darf nicht angewandt werden, Schußwaffen jedoch sind zulässig. Wer gefangen wird, hat sich mit drei Yards Satin zu lösen. Das Turnier soll vom 27. Dezember bis Neujahr dauern. Hier ist das Turnier zur reinen Spielerei geworden.¹⁷⁹ Dieses eine Beispiel mag genügen, um die letzte Entwicklungsphase aufzuzeigen, die das Turnier im späteren 15. Jahrhundert erreicht. Es wird nur noch mit stumpfen Waffen gekämpft. Die Schranke, die beim Tjost die aufeinander losstürmenden Ritter trennt, schließt die Gefahr nach Möglichkeit aus. Damit hat das Turnier den Charakter einer Vorbereitung des Ritters auf den Ernstfall vollends ganz verloren.

178. Britisches Museum, Harl. Mss. 69 Blatt 20.

Zweites Kapitel.

Das ernsthafte Turnier und der außergerichtliche Zweikampf.

Zu Richards II. Zeiten war das Turnier immer noch eine gefährliche und kriegerische Angelegenheit. Damals erlebte ja die ritterliche Form des gerichtlichen Zweikampfes ihre Blütezeit, damals kam das blutige sogenannte ernsthafte Turnier auf, aus dem dann das moderne Duell sich entwickeln sollte. Der Vorläufer des ernsthaften Turniers ist der friedliche Turnier-Einzelkampf, der mit scharfen Waffen ausgefochten wird.

Diese Form war schon zur Zeit Heinrichs III. vorgekommen, als die Gegensätze innerhalb des Adels das Turnier zu einer Art versteckten Kriegshandlung stempelten. Im 14. Jahrhundert kam diese Form immer dann zur Anwendung, wenn die Kampflust der Ritter infolge eines vorzeitig geschlossenen Waffenstillstandes nicht auf ihre Rechnung gekommen war. So finden 1347 bei Calais „*hastiludia guerraria*“ statt.¹ Als beim Feldzug Eduards III. gegen die Schotten 1341 diese durch Zurückweichen eine Schlacht vermieden, sollte es doch wenigstens im Turnier zum Zusammenstoß zwischen den Parteien kommen. Heinrich von Lancaster, Graf von Derby, forderte Wilhelm von Douglas, von dessen Tapferkeit er schon viel gehört hatte, zu einem Tjost von drei Gängen. Douglas sagte zu, der König gab seine Einwilligung, aber schon beim ersten Gang wurde Douglas an der Hand verwundet, so daß der Kampf abgebrochen werden mußte. Zum Ersatz lud der Graf von Derby den nicht minder berühmten schottischen Ritter Alexander von Ramsay ein, mit 20 Kämpfern zu einem Turnier nach Berwick zu kommen. Dort wurde drei Tage lang gekämpft und zwei englische Ritter und ein Schotte wurden getötet. Die Schotten wollten in voller Rüstung mit festgebundenen Schilden tjostieren; als sie wegen

1. Galfridus le Baker, S. 90.

der leichten Bedingungen von Derby verspottet wurden, kamen sie überein, nur im einfachen Leibrock zu kämpfen; daher die schweren Verluste. Trotz der nationalen Gegensätze wurden die höfischen Formen streng beobachtet. Die Schotten wurden als Gäste mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. Die Engländer zeichneten den besten schottischen Kämpfer mit einem Preis aus und umgekehrt.² Als einer der Schotten tödlich getroffen, in voller Rüstung in den Helm beichtet, da preist Heinrich Derby seinen Tod als den schönsten, der einen Ritter treffen könne. Des Abends sitzen Freund und Feind beim festlichen Mahle zusammen. Bei einem solchen Mahle wurde der schottische Ritter Patrick Gray von einem Ritter zu einem weiteren Tjost gefordert, und antwortete scherzend, er möge am nächsten Morgen früh aufstehen, die Messe hören und beichten, dann werde er bald „erlöst“ sein. Und in der Tat wurde der betreffende Ritter im ersten Gang getötet. Nur ein Akt der Unfairness trübte das Bild des in wahrhaft ritterlichem Geist durchgeführten Turniers: ein englischer Ritter schützte sich mit einer unvorschriftsmäßig starken Rüstung; sonst wäre er von eben diesem Patrick Gray getötet worden. Das Turnier von Berwick beweist die zivilisierende Wirkung des Rittergeistes. Wenn auch die Ritter zweier verfeindeter Nationen auf Leben und Tod miteinander kämpfen, so achten sie doch in der Hauptsache die Grundsätze „ritterlichen“ Kampfes und die üblichen Spielregeln. Die konventionelle ritterliche Ethik ist stark genug, auch die Kampfleidenschaften eines so kriegesischen Volkes, wie die Schotten zu allen Zeiten waren, zu bezähmen. Ein Jahrhundert zuvor war die Wildheit der schottischen Ritter noch nicht gebändigt. Da konnte es geschehen, daß ein im Turnier besiegtter schottischer Ritter zur Rache seinen Gegner hernach grausam ermordete.³ Wie in England war also auch

2. Wyntoun ed. *Armours* VI, S. 101 ff.; Murimuth S. 123; *Salachronica*, ed. Thomas Gray 1836, App. S. 299; Joh. Fordun, *Scotichronicon* mit Continuation des Walter Bower ed. Walter Goodall, Edinburgh 1769, II, S. 329.

3. 1242 zündete Walter Biset das Haus an, in dem sein Besieger, Graf Patrick Atholl, nächtigte, nachdem er vorher die Eingänge verbarrikadiert hatte, so daß der Graf und sein Gefolge elendiglich in den Flammen umkam. M. Paris, IV, S. 200/2; Lanercost S. 49.

in Schottland der Rittergeist erst im 14. Jahrhundert zur eigentlichen Geltung gekommen.

Das weitaus berühmteste Turnier des Jahrhunderts war das Treffen von St. Inglevert. Auch hier spielte der nationale Gegensatz eine Rolle. Drei Ritter aus der Umgebung des französischen Königs Bouciquaut, Reginald von Roye und der Herr von Sempy schrieben ein Turnier aus, das im März 1390 bei der Abtei St. Inglevert zwischen Boulogne und Calais stattfinden sollte. Der Platz wurde gewählt, weil man vor allem auf die Teilnahme der Engländer rechnete. Herolde brachten die Kunde von dem beabsichtigten Turnier in die benachbarten Länder. Die drei Veranstalter waren bereit, gegen alle andern zu fechten. Zwei Schilde standen vor ihrem Zelt; das Berühren des einen bedeutete, daß man den kriegerischen Tjost mit scharfen Lanzen wünschte, der andere diente zur Anmeldung für den Tjost mit stumpfen Lanzen. Das fortwährende Tjostieren mit immer wieder frischen Gegnern bedeutete für die drei französischen Ritter eine ungeheure Anstrengung. Ihre Gegner waren meist Engländer. Beide Teile schlugen sich tapfer. Der König von Frankreich interessierte sich sehr für das kühne Unterfangen seiner Ritter. Nach Froissart soll er sogar inkognito zugesehen haben. Bezeichnend ist die breite Ausführlichkeit, mit der Froissart das ganze Turnier schildert. Wenn er auch hier den Zauber seiner Erzählungskunst nicht ganz verleugnet, so entbehrt diese Partie doch nicht einer gewissen Eintönigkeit. Unzählige Male wiederholt sich der gleiche Vorgang: einer der Schilde wird berührt; der geforderte Ritter erscheint in voller Rüstung. Die Lanzen werden gefällt und die Gegner sprengen aufeinander los. Jetzt erst ergeben sich verschiedene Möglichkeiten: die beiden reiten aneinander vorbei, ohne zu treffen und sind dann jedesmal gehörig aufgebracht über den Mißerfolg oder die Lanzen zerbrechen am Schild des andern oder der Helm wird getroffen und fällt zu Boden oder der Reiter wird aus dem Sattel gehoben. So wird jeder Waffengang mit der größten Genauigkeit geschildert; Froissart schenkte sich nicht die geringste Kleinigkeit: Wenn darüber seine Schilderung eintönig geworden ist, so ist daran nicht etwa mangelnder künstlerischer Geschmack schuld, son-

dern das riesige Interesse, das sein ritterlicher Leserkreis dem Turnier und allem, was mit ihm zusammenhängt, entgegenbrachte.⁴

Die großen allgemeinen Turniere, die von Königen und großen Herren veranstaltet waren und allen Rittern und Knapen offenstanden, genügten nicht, das Kampfbedürfnis der Ritterschaft zu befriedigen. Immer häufiger kam es daher im Lauf des 14. Jahrhunderts zum reinen Turnierzweikampf. Ein ehrgeiziger Ritter schickte etwa dem Angehörigen einer anderen Nation eine Herausforderung zum Einzelturnier. Beide Teile vereinbarten dann einen Vertrag, in dem die Kampfbedingungen genau festgelegt waren. Häufig war der Herausforderung eine Begründung angefügt, etwa, man wolle um der Liebe zu seiner Dame willen kämpfen; oder es wurden bestimmte Behauptungen aufgestellt, deren Wahrheit man im Kampf beweisen wollte, Sätze etwa wie der, daß die geliebte Dame schöner als alle anderen Damen sei, was natürlich für den geforderten Ritter beleidigend war, da er doch zweifellos seine eigene Dame für die schönste hielt; oder daß Eduards Ansprüche auf den französischen Thron berechtigt seien⁵, oder daß die Engländer im Kriege mehr wert seien. Es handelt sich um eine Art kämpflichen Beweis; es ist kein Zufall, daß diese Art von Turnieren gerade in der Zeit Richards sich besonderer Beliebtheit erfreute, als auch der gerichtliche Zweikampf in seiner ritterlichen Form wieder zu Ehren kam. Teils wurde der strittige Satz erfunden, um dem Turnier einen Inhalt zu geben oder um den Gegner durch die Beleidigung zur Annahme der Herausforderung zu zwingen; teils benützte man diese Form des Turniers, um einen schon bestehenden Streit im blutigen Zweikampf zu erledigen, den man nicht vor Gericht ziehen konnte

4. Froissart, XIV, S. 55 bis 58, S. 105 bis 151. Im Anhang zitiert Lettenhove die betreffenden Abschnitte aus der Chronik von Berne und aus einer Handschrift der Pariser Bibliothek, S. 406 bis 420; Religieux de St. Denis, I, S. 652 bis 680.

5. John of Reading, S. 120: „Eodem die et loco (Paris 1352) quidam strenui milites corpore sua protulerunt hastis acutis aut aliis armis congređi in contradicentes jus domini regis Angliae Edwardi ad regnum Franciae nec comparuit ibidem qui illis obviaret“.

oder wollte. Alle diese Zweikämpfe waren auch je nach den vereinbarten Kampfbedingungen sehr verschieden voneinander. Die leichteste Form war der Tjost mit der stumpfen Turnierlanze, der gewöhnlich nur aus drei Gängen bestand. Häufig war der auch auf eine bestimmte Anzahl von Gängen beschränkte Tjost mit scharfen Lanzen. Ihm schloß sich gelegentlich der Kampf mit dem scharfen oder stumpfen Schwerte an und dann möglicherweise noch der Fußkampf mit der Streitaxt. Die eigentliche Verschärfung der Kampfbedingungen lag dann vor, wenn man den Kampf nicht auf eine bestimmte Anzahl von Gängen beschränkte, sondern „à outrance“ zu kämpfen sich vornahm, das heißt: der Kampf wurde durchgekämpft bis zum Tode oder der völligen Kampfunfähigkeit eines der Kämpfer bzw. bis zum Eingeständnis der Niederlage. Dann gab es auch Fälle, vor allem beim außergerichtlichen Zweikampf, wo schlechthin jede Kampfesweise erlaubt war. Wir werden sehen, daß dies zu häßlichen, wenig ritterlichen Szenen führen konnte.

Herausforderungen zum Einzelturnier ergingen dann besonders häufig, wenn nationale Gegensätze auch nach der Einstellung der Feindseligkeiten noch nach kämpferischer Austragung verlangten. Das Turnier von Berwick 1341 hat gezeigt, daß diese Fortsetzung des Krieges im Frieden sich in durchaus ritterlichen Formen bewegen konnte. Der Waffenstillstand von 1389 führt zu einer ganzen Reihe von Turnierreisen schottischer Ritter in die Hauptstadt des Gegners. Schon während der Waffenruhe von 1387 erlaubte König Richard dem Ritter Richard Tempest und seinem Knappen, sich in der schottischen Mark mit einem schottischen Ritter und seinem Knappen zu schlagen, die sie herausgefordert hatten.⁶ Um dieselbe Zeit erbittet der Ritter Thomas Clifford die königliche Einwilligung, in der schottischen Mark alle Arten von „puncta armorum“ zu Fuß und zu Pferd ausfechten zu dürfen.⁷ Ebenfalls auf Grund einer Herausforderung fand am 6. Mai 1390 der berühmte Kampf zwischen Sir David Lindsay und dem Herrn von Wells vor Richard II. in London statt.⁸ Sie kämpften mit scharfen Lanzen.

6. Rotuli Scotiae II, S. 87.

7. Ebenda S. 89 a.

8. Vgl. die Geleitsbriefe für David von Lindsay, für den Grafen von Moray und für Wilhelm Dalziel in Rotuli Scot. II, S. 103 und S. 104.

Dabei warf der Schotte seinen Gegner, einen berühmten Turnierkämpfer, aus dem Sattel. Mißgünstige Zuschauer warfen ihm sogleich vor, er sei gegen die Regel am Sattel festgebunden. Da ritt er an die Tribüne des Königs heran, sprang aus dem Sattel, kniete vor dem König nieder und sagte: Edler Fürst, nun mögt Ihr sehen, ob ich festgebunden bin. Dann sprang er ohne jegliche Hilfe wieder auf sein Pferd — bei der schweren Rüstung eine beachtliche Leistung — und der Kampf ging weiter. Genau nach den vereinbarten Bedingungen folgte einer bestimmten Anzahl von Gängen zu Pferde der Dolchkampf zu Fuß. Dabei hakte der Schotte seinen Dolch an der Rüstung des Gegners ein, hob den ganzen Mann damit in die Höhe und warf ihn zu Boden. In diesem Augenblick soll ihn der König ermutigt haben, „weiter zu machen“, was doch wohl nur bedeuten kann, den überwundenen Gegner zu töten; Lindsay aber habe um Hilfe für den Gestürzten gerufen, ihn bei der Hand genommen und zu ihm gesagt: Stehet auf, werter Ritter; und so habe er durch seine ritterliche Haltung großen Ruhm gewonnen.⁹ Der grimmige Kampf hatte ein witziges Nachspiel. Bei dem Mahle, das der König dem Sieger zu Ehren gab, äußerte ein Engländer zu dem schottischen Ritter Wilhelm Dalziel bzw. Dalzel, die ritterliche Tüchtigkeit des Schotten Lindsay komme wohl daher, daß die englischen Ritter bei der Eroberung von Schottland mit den schottischen Damen ein kriegerisches Geschlecht gezeugt hätten. Darauf antwortete der schlagfertige Schotte: „Sicher haben die englischen Ritter in Schottland hochgemute Nachkommen gezeugt. Weil aber ihre Gattinnen sie zu Hause in England so lange entbehren mußten, haben sie sich mit Köchen, Tagelöhnern und Bauern und Beichtigern eingelassen, woraus, wenn ich nicht irre, weder ritterliche noch kampftüchtige Nachkommen entsprungen sind“.¹⁰ Der Ritter Dalziel scheint überhaupt beim Besuch der schottischen Ritter in London für den Humor gesorgt zu haben. Die Art, wie er seinen Gegner verulkte, erinnert etwas an manche Anlässe studentischer Duelle in unsern Tagen. Er sah z. B. eines Tages in London den stolzen und schönen Ritter Peter von Courtnay mit großem Gefolge

9. Wyntoun ed. *Armours* VI, S. 359; Higden, app. IX, S. 235.

10. *Scotichronicon* II, S. 422; *Extracta* S. 204.

und auffallendem Anzug durch die Straßen von London schreiten; auf seinem Ärmel war ein Falke aufgestickt, der ein Spruchband im Schnabel hielt mit den Worten: „I beer a falcon, fairest of flicht; quha so pinches at hir, his deth is dicht in graith“. Darauf ließ sich Wilhelm Daliel eine Elster auf seinen Ärmel malen und die Worte: „I beer a pykkand at ane pes; quha so pykkis at her, I sal pyk at his nese, in faith“. Courtnay fühlte sich beleidigt und es kam zum Zweikampf. Sie fochten vor dem König sechs Gänge mit Lanzen. Peter Courtnay zeichnete sich aus und traf zweimal den Helm des andern. Daliel wurde aber dadurch nicht zu Boden geworfen, vielmehr fiel nur der Helm herunter, den er nicht festgebunden hatte, wie es die Sitte vorschrieb. Er schlug aber mit seiner Lanze dem Gegner einige Zähne ein. Courtnay beklagte sich bitter beim König über die Unfairness Daliels. Dieser schlug vor, den ganzen Kampf zu wiederholen unter ganz gleichen Bedingungen. Wenn die Gleichheit streng durchgeführt sei, werde er 200 Pfund bezahlen; wo nicht, müsse Courtnay ihm diese Summe bezahlen. Courtnay nimmt dies an. Beide Ritter machen sich unter der wachsenden Spannung der Zuschauer zum Tjost bereit. Plötzlich verlangt Daliel einen Kampfgenossen für sich; er habe ein Auge in der Schlacht von Otterbourne verloren; und somit seien die Kampfbedingungen nicht gleich. Große Aufregung unter den Zuschauern! Schotten und Engländer streiten heftig über die Berechtigung der Forderung; dabei kommt es zu zahlreichen Zweikampfforderungen und beinahe zu Tötlichkeiten. Der König greift ein, verbietet den Kampf und entscheidet, Courtnay müsse dem andern die 200 Pfund zahlen; dieser sei in Wort und Tat den Engländern überlegen.

Richard zeigt sich überhaupt den Schotten gegenüber sehr gnädig und überhäuft sie mit Geschenken.¹¹ Nicht alle Zweikämpfe, die 1390 ausgefochten wurden, sollten ein so versöhnliches Ende nehmen. Das Turnier, das der Graf von Nottingham mit dem Grafen von Moray ausfocht, endete mit der töd-

11. *Scotichronicon* II, S. 423 und 424; über die Geschenke siehe *Issue Rolls* 13 Richard II. abgedruckt in Bain, *Calendar of Documents relating to Scotland* IV, S. 411.

lichen Verwundung des letzteren.¹² Higden berichtet, Richard habe daraufhin alle derartigen Zweikämpfe verboten. Das ist aber nicht richtig. Denn die Urkunden berichten schon wieder 1391 von einer ganzen Reihe von Herausforderungen, die von englischen Rittern an Schotten oder umgekehrt ergingen.¹³ Im Jahre 1399 wurde der schottische Besuch erwidert: der englische Ritter Robert Morley erschien mit stattlichem Gefolge am schottischen Hof und drohte, den Pokal des Königs vom Tisch wegnehmen zu wollen, wenn er nicht von einem schottischen Ritter im Zweikampf gehindert werde. Aus dieser merkwürdigen Forderung wurde nichts. Später aber kämpfte Morley erfolgreich in mehreren Zweikämpfen, bis er bei einem Zusammenstoß so schwer verwundet wurde, daß der Kampfrichter die Fortsetzung des Kampfes verbot. Sein ganzes Vermögen hatte Morley bei seinen Turnierreisen aufgebraucht, so daß er den Rest seines Lebens in drückender Armut verbringen mußte.¹⁴ Es scheint gerade in der Zeit Richards II. eine Art Zweikampf-Psychose geherrscht zu haben, die an die Duellwut im Frankreich des späteren 16. Jahrhunderts erinnert. Zweikämpfe waren so häufig, daß man zur Unterscheidung das gewöhnliche Turnier *hastiludium pacis* nannte.¹⁵

Da die nationalen Gegensätze bei diesen privaten Zweikämpfen eine große Rolle spielen, ist es nicht zu verwundern, daß auch viele solche Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen stattgefunden haben. So schickten z. B. vier französische Ritter während des Westminsterparlaments von 1388 eine Herausforderung an vier englische Ritter zu einem Turnier bei

12. Stow, *Annals* S. 308; Higden IX, App. S. 236.

13. Siehe die königliche Erhaubnis zu „*certa facta armorum*“ für sieben Ritter, datiert 20. Juni 1391 in *Rotuli Scot.* II, S. 111 und dieselbe Erlaubnis für den Bruder des Königs, Johann von Holand und sein ganzes Gefolge, datiert vom 24. Aug. 1392, ebenda S. 117.

14. *Scotichronicon* II, S. 421.

15. Siehe die Rechnungen Heinrichs von Derby aus den Jahren 1391/2, wo es heißt: „*erga hastiludium pacis at Walham Kenilworth Bramley & Hertford*“. Abgedruckt in J. H. Wylie, *History of England under Henry IV.* Vol. IV App. A S. 159.

Calais „in forma guerrae“.¹⁶ Unter anderen folgten der Herr von Beaumont und Peter von Courtnay dem Rufe und erwarben sich großen Ruhm. Im Jahre 1402 forderte der Herzog Ludwig von Orléans sogar König Heinrich selbst zum Zweikampf „bis zur Ergebung“ heraus. Diese Forderung zum ernsthaften Turnier war von Haß und Bitterkeit eingegeben. Denn als er noch Herzog von Lancaster war, hatte Heinrich mit dem Herzog von Orléans ein Freundschaftsbündnis eingegangen, und nun hatte die Absetzung und der Tod Richards, sowie die Art, wie er seine Witwe behandelte, die Freundschaft in bittere Feindschaft verwandelt. Mit Entrüstung weist König Heinrich die Forderung ab: es ziemt sich nicht für einen Prinzen, einen König zu fordern. Der Zweikampf kam nicht zustande, wohl aber eine lange erbitterte Korrespondenz über die Meinungsverschiedenheiten der beiden.¹⁷ Im übrigen aber kommen viele internationale Zweikämpfe weniger erlauchter Ritter zustande. Als z. B. Heinrich IV. 1400 von Schottland zurückkehrend in York eintrifft, erscheint ein französischer Ritter und ein italienischer Ritter vor ihm, die gegen zwei Ritter seines Heeres kämpfen wollen. Die englischen Chronisten fassen diese Zweikämpfe als Ehrensache der Nation auf und berichten triumphierend, daß beide Ausländer, die stolz und spottsüchtig angekommen seien, zu ihrer großen Bestürzung besiegt und gedemütigt worden seien.¹⁸ Aus demselben Jahre sind die Geleitsbriefe erhalten für einen Ritter und einen Knappen, die wegen „certa arma facta armorum“ nach England kommen wollen und ein Gefolge bis zu 100 Personen mitbringen dürfen.¹⁹ Sir Richard Arundel kämpfte im Jahre 1401 in Smithfield gegen einen Lombarden; König Heinrich war, wie übrigens auch bei den beiden eben erwähnten Zweikämpfen, anwesend.²⁰ Auch er hatte gleich seinen Vorgängern viel Verständnis für derartige Dinge. Vor seiner

16. Knighton II, S. 260.

17. Monstrelet, Chroniques, ed. J. A. Buchon, Paris 1826, I, S. 93 bis 119.

18. Thomas Otterbourne, Chronica, ed. Thomas Hearne in Duo Rerum Anglicarum Scriptores Veteres I, S. 230, Oxford 1732; Annales Ricardi II. et Henrici IV. S. 333.

19. Rymer, VIII, S. 140 und 151.

20. Issues of the Exchequer, ed. F. Dover, S. 288.

Thronbesteigung nahm er an unzähligen Turnieren selbst teil. Vor allem aber beweisen seine Fahrten nach Preußen und in den Orient, von denen an anderer Stelle die Rede sein soll, wie stark er von der Idee des Rittertums und von der Romantik des Rittertums durchdrungen war. 1406 hören wir wieder von Zweikämpfen in Smithfield.²¹ Zwei Jahre später forderte Jean de Werchin alle Ritter des Hosenbandordens zum Zweikampf heraus. Nach langem Hin und Her kam es endlich zum Treffen, wieder in Smithfield und in Anwesenheit des Königs.²²

Derselbe Ritter, der Seneschall von Hennegau war, hatte schon vorher durch eine seltsame Forderung von sich reden gemacht. Sie war an alle ehrenwerten und edlen Ritter und Knappen gerichtet: er sei bereit, an einem Sonntage im August 1402 in Coucy, vor seinem Herrn, dem Herzog Ludwig von Orléans, der ihm den Platz zur Verfügung gestellt habe (und wohl auch als Schiedsrichter wirken sollte), einen Gang mit der scharfen Turnierlanze und 20 Schläge mit dem Schwert zu Pferde zu schlagen und hernach zu Fuß eine beliebige Anzahl von Gängen mit dem Schwert und dann mit dem Dolch und dann mit der Streitaxt durchzufechten. Von Coucy aus werde er nach Beendigung des Zweikampfes nach St. Jakob in Galicien reisen und auf dem Wege jeglichen Zweikampf mit den genannten Bedingungen annehmen, sofern er nicht mehr als 20 Meilen von seinem Wege abgehen und nicht zurückgehen müsse, sofern der Kampf innerhalb von fünf Tagen nach seinem Eintreffen stattfinden könne und ein geeigneter Turnierherr zur Verfügung stehe. In der Tat eine Herausforderung von riesigem Ausmaß! Zu dem Treffen in Coucy erschien jedoch kein Gegner; auf der Fahrt nach Santiago de Compostela brachte er es auf sieben Zweikämpfe.²³

Die Beziehungen zwischen England und Spanien, die durch die Züge des Schwarzen Prinzen und Johanns von Gent vor allem hergestellt waren, führte auch zu Zweikampfforderungen

21. Rymer, VIII, S. 449.

22. Beltz, Memorials of the Garter S. 403, 405 und 407. Vgl. Wylie, England under Henry IV., III, S. 246/7, wo alle Berichte zitiert und einige diesbezügliche Urkunden gedruckt sind.

23. Monstrelet I, S. 88—93.

von Engländern und Aragonesen. Bemerkenswert ist die Forderung des Michel d'Oris, eines Knappen aus Aragon. Er hatte so viel von der Tapferkeit der Engländer gehört, daß er mit einem von ihnen fechten will. Die Bedingungen sind: zuerst zu Fuß je sechs Schläge mit dem Schwert, mit dem Dolch und mit der Streitaxt, dann zu Pferde mit der Lanze. Bis ein englischer Ritter ihm diesen Kampf ermöglicht, gelobt der Aragoneser, ein Stück von einer Beinschiene am Bein zu tragen. Zwar nahm ein englischer Ritter in Calais die Forderung an. Doch erreichte seine Antwort den Aragonesen nicht. Es entwickelte sich eine umständliche Korrespondenz zwischen den beiden; allerlei Mißverständnisse verhinderten eine Einigung, so daß der Zweikampf nie zustande kam. Eigentlich hätte der Knappe dann das lästige Eisenstück bis ans Ende seines Lebens an seinem Bein herunter baumeln lassen müssen; er hat es wohlweislich nicht getan. Dazu war dann doch der begeisterte Wunsch, es den ritterlichen Helden der Dichtung gleich zu tun, nicht stark genug.²⁴

Die Sitte dieser Turnier-Zweikämpfe blieb in England bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in voller Geltung.²⁵ In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lassen die andauernden Wirren keinen Raum mehr für diese Betätigung ritterlichen Sinnes; zugleich läßt die Kraft der Ritteridee nach. Im Jahr 1484 beklagte Caxton in seinem „Book of the Ordre of Chivalry“ den Rückgang der ritterlichen Waffenübung; für ihn ist die Regierung Richards I. das goldene Zeitalter; er empfiehlt die Lektüre der Bücher vom Gral, von Lancelot vom See, Tristrand, Parzifal. So weit hätte er nicht in der Geschichte zurückgehen brauchen; denn was die Waffenspiele angeht — und sie sind

24. Monstrelet I, S. 57 bis 79.

25. So kämpft, um noch einige Beispiele zu nennen, 1409 in Smithfield der Graf von Somerset gegen den Seneschall von Hennegau; Sir John Cornwall, Sir Richard von Arundel und der Sohn des Sir John Cheney gegen französische Ritter (John Stow, *Annales or General Chronicle of England*, London 1615, S. 337; *Issues of the Exchequer* S. 316). 1413/14 macht Wilhelm Douglas verschiedene Turnierreisen nach England (*Rotuli Scot.* II, S. 207 und 212). John Astley besiegt 1438 einen französischen Knappen in Paris und 1441 einen aragonesischen Ritter in London (*Archaeologia*, Band 57, S. 36/7).

ja in der Tat ein Gradmesser der Stärke ritterlichen Denkens — so sind ja die Zeiten Richards II., Eduards III. und Heinrichs IV. so „ritterlich“, wie nur irgendeine Periode der englischen Geschichte.

Nicht immer haben die Fürsten und Könige die Durchführung dieser Turnier-Zweikämpfe gefördert, da man in Zeiten des Friedens oder eines Waffenstillstandes das Wiederaufleben der Feindseligkeiten von ihnen befürchten mußte. 1389 z. B. kämpfte Peter Courtnay auf Grund einer Forderung gegen den Herrn Trimouille in Paris; aber nach der ersten Lanze unterbrach der König von Frankreich den Zweikampf. Und als der französische Geleitsmann auf der Rückreise den schwerenttäuschten Courtnay, der seiner Enttäuschung in beleidigenden Worten Luft gemacht hatte, doch noch durch einen Zweikampf befriedigte und ihn verwundete, da wurde er von seinem König bestraft.²⁶ Auch der aragonesische Ritter Philipp Boyle, der 1441 mit John Astley in Smithfield focht, war nach England gekommen, weil er seine Kampflust in Frankreich nicht hatte befriedigen können.

Wenn das allgemeine offene Turnier im allgemeinen eine Sache des Hofes gewesen ist, bei der neben dem reinen Sport der höfischen Repräsentation, der festlichen Ausgestaltung höfischen Lebens eine große Bedeutung zukam, so gab die Turnierform des Einzelkampfes auch dem einfachen Ritter die Möglichkeit, auf eigene Faust seine Turnierlust zu befriedigen. Daß von dieser Möglichkeit so reichlicher Gebrauch gemacht wurde, beweist, wie tief die Sitte des Turnierens eingewurzelt war in der Ritterschaft des 14. und anfangenden 15. Jahrhunderts. Auf der andern Seite war die Initiative des Hofes, die persönliche Haltung des Herrschers nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Turniers, auf die Geltung des Rittergedankens. Keineswegs aber war das „Rittertum“ Eduards III. etwa nur eine Atrappe, hinter der er das wahre Gesicht seiner Politik verbarg; die Ritterfeste und Turniers, die er veranstaltete, entsprangen seiner eigenen ritterlichen Gesinnung und nicht wesentlich dem Wunsche, sein Volk für den Krieg

26. Froissart, XIV, S. 43 bis 55.

zu entflammen oder durch den Glanz seines Hofes fremde Krieger herbeizulocken, deren Hilfe er in seinen Feldzügen benützen konnte. Das Turnier war nicht mehr so sehr eine Vorbereitung für den Ernstfall; es war Selbstzweck, und die Ritter hätten am liebsten den Krieg aufgelöst in eine Reihe von ernsthaften Turnieren. Was sie immer wieder zu den privaten Turnierzweikämpfen getrieben hat, war das Grundmotiv des Ritterlichen: der persönliche Ehrgeiz, die Ruhmsucht. Es war verlockender, vor einem fürstlichen Schiedsrichter im Angesicht der Damen und einer großen Zuschauermenge seine Tapferkeit zu zeigen, als sich den Zufällen der Schlacht und der Gefahr eines unbeachteten unrühmlichen Todes auszusetzen. Die Geschichte des Turniers zeigt, daß gerade im 14. und 15. Jahrhundert der Rittergedanke nicht etwa Schwärmerei einiger Romantiker war, sondern als das maßgebende Ideal des ganzen Adels einen wesentlichen Faktor der Geschichte der Zeit darstellt.

Die wachsende Zahl der privaten Herausforderungen zum Turnier-Zweikampf von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ab scheint mir auch eine Steigerung des ritterlichen Standes- und Ehrgefühls anzuzeigen. Nicht nur die Ruhmsucht hat zu diesen Zweikämpfen geführt, sondern auch ein übersteigertes Ehrgefühl, eine übersteigerte Empfindlichkeit gegenüber Beleidigungen, die man im Zweikampf sühnen wollte. Es ist bemerkenswert, daß im Jahre 1341 der Graf von Derby bei der Einladung zu dem oben erwähnten Turnier in Berwick seinem schottischen Gegner noch vorschlagen konnte, 20 Turnierkämpfer nicht adeliger Geburt mitzubringen, wenn es ihm nicht gelinge, 20 Adelige zu finden.²⁷ Bei den Herausforderungen englischer Ritter durch Ausländer, wie sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts so häufig vorkamen, wird immer die Bedingung aufgeführt, der Kämpfe müsse ein Edelmann sein.²⁸ So exklusiv ist der englische Adel nie gewesen.

Das Turnier hat sich bis tief in die Neuzeit als ein Bestand-

27. „And if he na had na gentil men, He bad tak knawyn Yomen then“. Wyntoun, *Armours* VI, S. 101 ff.

28. Siehe z. B. die Forderung des Seneschalls von Hennegau: „A tous chevaliers et écuyers, gentilhommes de nom et d'armes, sans reproche“. Monstrelet, I, S. 89.

teil von Hoffestlichkeiten erhalten. Unter Heinrich VIII. und Elisabeth, ja sogar noch am Hofe Karls I. von England wurde turniert.

Aus dem Turnierzweikampf aber entwickelte sich das moderne Duell. Zwei Zweikämpfe um Fälle aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zeigen, daß es noch eine Zwischenstufe gegeben hat zwischen dem gerichtlichen Zweikampf und dem ernsthaften Turnier-Einzelkampf: es ist dies der außergerichtliche Zweikampf. Da die Entstehung des Duells schon häufig die Aufmerksamkeit der Forschung erregt hat, lohnt sich vielleicht, auf diese beiden Fälle näher einzugehen.

Im einen Fall handelt es sich um eine Anklage wegen Verrats. Der Ritter Johannes Visconti warf dem Bastard von Frankreich, Thomas de la Marche, vor, bei der Belagerung der Stadt Catania durch den König von Sizilien, in dessen Sold er stand, von den Belagerten zum Verrat an seinem Kriegsherrn aufgefordert worden zu sein, ohne diese Machenschaften dem Könige zu entdecken. Der Bastard von Frankreich stritt alle Punkte der Anklage ab und beide Ritter brachten ihren Streit vor Eduard III. und baten ihn, die Sache durch einen Zweikampf austragen zu dürfen: er möge ihnen Ort und Zeit bestimmen; sie werden sich in allem seinem Urteil unterwerfen. Untereinander hatten sie vorher schon vereinbart, daß der Besiegte der Gefangene des Siegers sein solle. Es ist eine seltsame Mischung: die Anklage auf Verrat, das Formulieren einer ausführlichen Anklage, das Abstreiten dieser Anklage Wort für Wort, die Gerichtshoheit eines Fürsten über den ganzen Zweikampf, dann das Festsetzen von Zeit und Ort durch den Gerichtsherrn, das sind alles Charakteristika des gerichtlichen Zweikampfes. Nun gehörte aber ja keiner von den beiden in die Jurisdiction des englischen Königs. Sie gingen zu Eduard III. wohl nur deshalb, weil sein Ruhm als eines besonders ritterlichen Königs die Welt erfüllte. Gerade die Wahl eines Kampfrichters, der dann auch den Kampfplatz zur Verfügung stellt, sowie die vertragsmäßige Festlegung gewisser Bedingungen ohne Befragung des Kampfrichters sind bezeichnend für den Turnierzweikampf. König Eduard folgte der Bitte der beiden Ritter

und bestimmte, daß der Zweikampf am 4. Oktober in den Schranken im Hofe des Palastes von Westminster stattfinden solle. Bürgen und Kampfpfänder, wie sie beim gerichtlichen Zweikampf üblich waren, scheinen nicht gestellt worden zu sein. Doch werden von den Kämpfern zu Beginn gewisse Eide geschworen — dies wieder ist ein Bestandteil des Kampfprozesses. Beide erschienen gewappnet zu Pferde in den Schranken. Gleich nach Beginn des Kampfes warf jedoch Johann Visconti Lanze und Schwert weg und sprang vom Pferde. Der Bastard folgte dem Beispiel und so kam es gleich zu Anfang zum Fußkampf, der beim gerichtlichen Zweikampf gewöhnlich den Abschluß bildete. Schon beim ersten Ansturm fiel Visconti zu Boden; er konnte sich aber noch einmal aufrichten. Als er aber beim zweiten Versuch schon wieder zu Boden geworfen wurde, war er seinem Gegner verfallen. In dem Augenblicke, als sich Thomas de la Marche daran machte, den Gegner zu töten²⁹ — er soll mangels einer anderen Möglichkeit mit den eisernen Knöchelspitzen seiner Eisenhandschuhe durch die Öffnungen des Visiers dem andern ins Gesicht gestochen haben, so daß dieser laut aufschrie vor Schmerz —, da befahl ihm Eduard, innezuhalten und sprach ihm den Sieg zu. War er doch ganz unverletzt geblieben und war doch sein Sieg so mühelos, daß, wie es in der über den Kampf ausgestellten königlichen Urkunde heißt, es eher das Werk Gottes als das eines Menschen zu sein schien. Diese Bemerkung zeigt, daß der Gedanke des Gottesurteils gar nicht mehr verstanden wurde; sonst hätte man das Eingreifen Gottes nicht besonders betont.³⁰ Mit schöner ritterlicher Geste überlies Thomas de la Marche seinen Gefangenen dem Prinzen von Wales und „brachte seine Rüstung dem heiligen Georg dar“.³¹

29. Nach der allerdings hier nicht besonders zuverlässigen Chronik des Galfridus le Baker, S. 112 ff.

30. Rymer, III, S. 205. Die Urkunde ist datiert vom 12. Oktober 1350.

31. Galfridus le Baker S. 113. Galfridus ist hier allerdings mit Vorsicht aufzunehmen. Denn im Anschluß an den Zweikampf bringt er unrichtige Nachrichten über das Ende des Bastards von Frankreich: er habe nach der Rückkehr nach Frankreich am Hofe den Edelmut und den Gerechtigkeitssinn Eduards gerühmt. Der Graf von Eu habe ihm lebhaft zugestimmt, ihm als Gefangenen sei einmal die Ehre des Turniers zugesprochen worden. Daraufhin habe König Johann, der die Reise des Bastards nach

Der andere Fall eines außergerichtlichen Zweikampfes ist eine Beleidigungsklage. Als Herzog Heinrich von Lancaster 1351 nach Preußen zog, um dort gegen die Ungläubigen zu fechten, da erfuhr er von einem Ritter in Köln, der Herzog von Braunschweig, der in französischem Solde stand, werde versuchen, ihn gefangenzunehmen und an den König von Frankreich auszuliefern. Lancaster gelangte aber sicher nach Preußen, wo allerdings ein soeben abgeschlossener Waffenstillstand ihn sogleich wieder zurückzureisen veranlaßte. Wieder in Köln angelangt, sprach er eines Tages in der Peterskirche zu dem Markgrafen von Jülich und vielen Rittern und Knapen in verächtlichem Tone von den Machenschaften des Herzogs von Braunschweig. Dieser hörte davon, wies in einem — uns erhaltenen — Briefe an den Herzog von Lancaster dessen Äußerungen als Verleumdung zurück und erklärte sich bereit, den Beweis seiner Unschuld im Zweikampf anzutreten. Beide einigten sich, die Sache vor dem König von Frankreich auszutragen. Es liegt hier wieder eine Mischung vor von gerichtlichem Zweikampf und von Turnierzweikampf auf Grund einer privaten Herausforderung. Der Herzog reiste dann mit einem Gefolge von 50 Personen nach Paris und wurde mit großen Ehren empfangen. Schlichtungsversuche der französischen Ritter scheiterten. Als beide Kämpfer vollständig gewappnet in die Schranken eingeritten waren und ihre Eide abgelegt hatten, da verbot der König den Kampf, nahm die Sache in die Hand und brachte eine Versöhnung der Gegner zustande. Die

England schon immer mißbilligt habe, wutentbrannt über das Lob des Gegners die beiden köpfen lassen. Nun aber wissen wir, daß Johann der Gute die Reise des Bastards nicht nur gebilligt, sondern auch finanziell unterstützt hat. Er bezahlte ihm aus seiner Schatulle im Mai 1350 200 Taler aus besonderer Gnade und „pour certain cause“, im Juli 300 Taler, „pour avoir et quérir ce que besoing li servoit a faire le fait qu'il entreprist à faire en Engleterre d'un champ de bataille“ und am 16./17. Juli für denselben Zweck 100 Taler (Marcellin Boudet, Nouveaux Documents sur Thomas de la Marche, in der Zeitschrift *Moyen Age*, Band VII, S. 296/7, 1903). Die Fabeleien des Galfridus entspringen der auch in andern englischen Chroniken auftretenden Tendenz, die französischen Könige des 100jährigen Krieges in möglichst schwarzen Farben zu schildern. Reading ist über den Zweikampf des Visconti ganz falsch informiert (S. 112).

englischen Berichte behaupten allerdings, der Herzog von Braunschweig sei nach den Eiden merkwürdig bleich und unsicher geworden. Kaum sei er imstande gewesen, die Lanze in der Hand zu halten, während der Herzog von Lancaster auf der anderen Seite stolz und zuversichtlich mit heiterer Miene auf seinem Pferde gesessen sei. Schließlich habe der Braunschweiger dann, von schlechtem Gewissen geplagt und an seiner Sache verzweifelnd die Anklage widerrufen. Dieser Lesart, die wohl von der Begeisterung für den erfolgreichen englischen Kriegshelden diktiert ist, ist die Version der französischen Chronik vorzuziehen, nach der der König den Kampf verbot, weil er den englisch-französischen Gegensatz nicht weiter vertieft sehen wollte. Seit den Tagen Ludwigs des Heiligen und Philipps des Schönen war die französische Monarchie dem gerichtlichen Zweikampf abhold. Auch den blutigen Turnierzweikampf suchte man nach Möglichkeit einzuschränken.³² In England dagegen förderte man jegliche Art ritterlichen Zweikampfes; es ist bezeichnend, daß sich der Bastard von Frankreich und Visconti mit ihrem Streitfall an Eduard wandten, daß so viele Herausforderungen fremder Ritter an die englische Ritterschaft gerichtet wurden. In der Spätzeit des Rittertums war man in England ritterlicher gesinnt als im Ursprungslande des Rittertums.

32. Knighton II, S. 69 bis 73; Galfridus le Baker S. 121 f.; John of Reading S. 119 (der wiederum falsch berichtet ist); Rymer, III, S. 248; les Grandes Chroniques de France, ed. M. Paulin, Paris 1838, VI, S. 6.

Drittes Kapitel.

Der gerichtliche Zweikampf.

Die Bedeutung der Ritteridee im England des 14. Jahrhunderts zeigt sich vor allem auch darin, daß ritterliches Denken und Fühlen in das Recht eindrang. Das erhellt an der Entwicklung, die in England der gerichtliche Zweikampf im späten Mittelalter genommen hat.

Die frühe Geschichte des gerichtlichen Zweikampfes in England ist noch nicht genügend aufgeklärt. Die Angelsachsen werden die Einrichtung gekannt haben. Nachdem der Zweikampf unter dem Einfluß der Kirche zum Gottesurteil geworden war, wird er uns zwar auf dem Festland bei den Saliern bezeugt, die altenglischen und gotischen Gesetze aber erwähnen ihn nicht. Trotzdem ist anzunehmen, daß der Kampfprozeß auch in England bestanden hat. Denn die Goten, deren Gesetze ja auch schweigen, haben nachweislich den Zweikampf gekannt: 820 haben zwei Goten vor Ludwig I. in Aachen „nach ihrem eigenen Gesetz“ miteinander gekämpft.¹ Es dürfen also aus dem Schweigen der altenglischen Gesetze keine weitergehenden Schlüsse gezogen werden. Allerdings scheint in England der Zweikampf weit hinter anderen Gottesurteilen zurückgetreten sein. So wurde im Strafprozeß bis zum Jahre 1219 in Fällen von Raub, Mord und Brandstiftung die Feuer- und Wasserprobe angewandt.²

In anderen Ländern spielte der Zweikampf eine viel größere Rolle. In Spanien sollte 1077 der Kampf zweier Ritter sogar die Frage entscheiden, ob die mozarabische oder die gregorianische Liturgie gelten solle. Der König allerdings kehrte sich

1. Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte II, S. 555/59.

2. Thomas Rymer, Foedera etc. 1816, I, S. 154.

nicht an die Entscheidung, die zugunsten der mozarabischen Liturgie ausfiel.³ In Frankreich wurde der Zweikampf als Beweismittel in einer großen Zahl von Fällen angewandt: im Strafprozeß bei Mord, Totschlag, Verrat, Raub, Diebstahl, Brandstiftung; im Zivilprozeß bei Streit über Lehensverhältnisse, über Vogtei- und Gerichtsrechte, über Schenkungen, über Grundbesitz; im Freiheitsprozeß, im Mobiliarprozeß usw.⁴ Man hat schon vermutet, daß der gerichtliche Zweikampf als eine ganz neue Einrichtung von Wilhelm dem Eroberer nach England herübergebracht wurde.⁵ Das Gottesurteil des Zweikampfes wird schon vorher bestanden haben. Doch hat die normännische Eroberung zum Wiederaufleben einer nicht sehr verbreiteten Einrichtung geführt.

Freilich, eine so große Rolle wie auf dem Festland hat der Zweikampf in England nie gespielt. Immer wieder berichten die Quellen von Fällen, wo der Zweikampf zwar zulässig gewesen wäre oder in Aussicht genommen wurde, aber nicht zustande kam. Im Jahre 1177 rufen die Könige von Navarra und Kastilien den König von England zum Schiedsrichter an in einem Streit um Länder, Burgen und Geld. Im Gefolge ihrer vornehmen Sendboten befinden sich auch zwei „starke, kühne Männer“, die bereit waren, die Entscheidung durch den Zweikampf herbeizuführen. Heinrich II. aber und der Große Rat von England sprechen das Urteil, ohne von dem Beweismittel des Zweikampfes Gebrauch zu machen.⁶ Im Jahre 1199 klagt Richard Fitz Troite den Baron Robert de Hodelme des Verrats an: obwohl er Heinrich II. von England die Treue geschworen habe, habe er sich mit Wilhelm von Schottland verbündet, deswegen sei er auch von Heinrich des Hofes verwiesen worden. Richard bot sich mangels anderer Beweismöglichkeiten an, die Wahrheit

3. C. J. von Hefe, Conciliengeschichte V, S. 158.

4. Vgl. Alexander Coulin, der gerichtliche Zweikampf im altfranzösischen Prozeß und sein Übergang zum modernen Privatzweikampf, 1. Teil, Berlin 1906, S. 3—20.

5. George Neilson, Trial by Combat London 1890, S. 19—30.

6. Benedictus von Peterborough, Gesta Henrici secundi, herausgegeben von William Stubbs' Rolls Series, London 1867, I, S. 138—154; S. 156/7.

seiner Behauptung im Duell zu beweisen, bzw. seinen Lehensmann kämpfen zu lassen. Robert bestreitet die Anklage und will entweder selbst kämpfen oder — er ist 60 Jahre alt und den unmenschlichen Anstrengungen des Gottesurteils nicht mehr gewachsen — seinen Sohn kämpfen lassen. Er betont, sein Gegner sei von Bosheit gelehrt und habe nur das eine Ziel, ihn seines Besitzes zu berauben. In der Tat wird der Zweikampf abgelehnt, Robert wird freigesprochen und Richard zu einer Geldstrafe verurteilt.⁷ Auch hier zeigt sich eine gewisse Scheu der Richter, den Zweikampf zuzulassen und das, obwohl die Anklage auf Verrat lautet. Sonst haben Anklagen auf Verrat damals schon und später noch viel mehr am ehesten zum Zweikampf geführt.

So klagte 1163 Robert von Muntford den Heinrich von Essex des Verrates am König an. Heinrich hatte bei einem Feldzug in Wales als Bannerträger des Königs im Augenblicke der größten Gefahr die Fahne fallen lassen und war geflohen. Im Zweikampf besiegt verlor er Ehre und Besitz, die Gnade des Königs gestattete ihm, der nach dem Gesetz dem schimpflichen Tode verfallen war, ins Kloster Reading einzutreten und Mönch zu werden.⁸ Verrat ist und bleibt das hauptsächliche Verbrechen, das zum Kampfprozeß führt. Gelegentlich wird im Strafprozeß auch in anderen Fällen zum Zweikampf geschritten. Ein edler Ritter aus Essex, Roger von Cantilupe, wird 1225 der Verletzung des Königsfriedens angeklagt, im Zweikampf überführt und gehenkt; seine Söhne werden enterbt und geächtet.⁹ Näheres wissen wir über diese Zweikämpfe nicht; doch ist es bezeichnend, daß es sich in beiden Fällen um Ritter handelt. Gegen Nichtritter hat man im Strafprozeß des 12. Jahrhunderts

7. Calendar of documents relating to Scotland herausgegeben von Joseph Bain, Edinburgh 1881—88, I, S. 44.

8. Gervase of Canterbury, Chronicles of the Reigns of Stephan, Henry II. and Richard I. ed. W. Stubbs, London 1879 I, S. 165; Robert de Torigny Chronica, ed. Rich. Howlett IV, S. 218; Radulfus de Diceto, Imagines Historiarum ed. Stubbs, I, S. 310; Chronicon Jocelini, in Memorials of St. Edmund's, ed. Arnold I, S. 272/5. (Vgl. Carlyle, Past und Present, Buch 3 Kapitel 6).

9. Richard de Morins, Annales de Dunstaplia, herausgegeben von H. R. Luard in Annales Monastici, III, S. 95.

andere Gottesurteile angewandt. Erst als 1219 die Kirche im Kampf gegen diese Ordale durchdringt, hören wir auch von Kampfprozessen der unteren Stände im Strafrecht. Um Verdächtige im Zweikampf von Staats wegen überführen zu können, begnadigte man Verbrecher und gebrauchte sie als offizielle Kämpen. In Schottland werden 1264 diese sogenannten „probatores“ in einer Exchequer-Rechnung erwähnt.¹⁰ Unter der schwachen Regierung Heinrichs III. von England wurde diese Einrichtung von einzelnen Friedensrichtern zu unrechtmäßigem Profit ausgenutzt: sie ließen ehrbare Bürger durch einen „probator“ anklagen und verhafteten dann die Unglücklichen, die sich durch Stellung einer Kautions aus der Haft befreien konnten. Die unehrlichen Friedensrichter schoben das Geld ein und ließen den Prozeß ruhen. Eduard I. ahndete diese Rechtsbrüche,¹¹ und dadurch wissen wir von der Sache. Noch im Jahre 1309 wird ein „Probator“ erwähnt. Zwei schottische Gefangene in Nottingham Castle werden von ihm des Raubes angeklagt; doch wird die Anklage als böswillig abgewiesen. Obwohl die Nachteile und Gefahren dieses Verfahrens klar zutage treten, besteht der Brauch weiter. Im Jahre 1318 werden in York vier des Diebstahls verdächtige Männer verhaftet. Einer von ihnen, Wilhelm von Swetton, wird Probator und klagt die drei andern des gemeinschaftlichen Raubes an. Die Sache kommt vor den König und den Rat. Bürgen werden gestellt und schließlich kommt es zum Zweikampf, in dem Wilhelm den ersten seiner früheren Genossen besiegt, der dann sofort gehenkt wird. Die übrigen zwei entschuldigen sich damit, daß sie geistlichen Standes seien. Später kommt heraus, daß alle drei Angeklagten unschuldig waren; daraufhin wird der „probator“ Wilhelm gehenkt.¹² Ja sogar noch aus dem 15. Jahrhundert haben wir die allerdings ganz vereinzelt Kunde von einem Probator.¹³ Ein Dieb, der in Winchester eingekerkert war, wurde „probator“, um sein Leben zu retten. Er erhob Anklage gegen eine Reihe ehrbarer Männer, von denen einige gehenkt wurden. Dafür bekam er von Staats wegen eineinhalb Pence im Tage. Endlich

10. Neilson, Trial by Combat S. 138.

11. Rotuli Hundredorum, Record Commission 1888, II, S. 22 b.

12. Abbreviatio Placitorum, Record Commission, London 1811, S. 334 a.

erwiderte ein Angeklagter mit der Annahme des Zweikampfes. Der Richter bestimmte, dieser tapfere Mann werde auch im Falle des Gelingens wegen Totschlags an des Königs Zweikämpfer gehenkt werden. Die beiden kämpften mit Schild und Stock, in weißes Schafsleder gekleidet; als die Stöcke zerbrechen, kommt es zum Ringkampf, wobei auch die Zähne gebraucht werden; am Ende finden sich Bißwunden unter dem Leder. Der mutige Bürger siegt und zieht sich dann unbehelligt in eine Einsiedelei zurück. „Des Königs Zweikämpfer“ wird gehenkt.

Häufiger aber scheint die Anwendung des Zweikampfes im Zivilprozeß. Die meisten Fälle sind Streitigkeiten um Landbesitz. Es kämpfen hier oft nicht die Prozeßführenden selbst, vielmehr lassen sie sich vertreten durch gemietete Kämpen oder durch Lehensleute. Es gab für die Mietskämpen nur eine Waffe: den Stock, der mit einer eisernen Spitze versehen war, und als Schutz den Schild. Gekleidet waren sie in weißes enganliegenden Lederzeug, das Füße, Waden und Arme und Kopf freiließe.¹⁴ Der Beruf des Zweikämpfers ist in Schottland am Anfang des 13. Jahrhunderts bezeugt.¹⁵ In England kämpften noch 1199 die Parteien persönlich;¹⁶ der Prior von Coventry läßt 1201 seine Ansprüche gegen Warinnus von Sniperton durch einen Freien verteidigen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts kämpft und siegt für Roger, den Sohn des Adam von Riston, sein Schweinehirt, der dafür ein Stück Land zum Geschenk erhält.¹⁷ 1271 tritt auch in England ein berufsmäßiger Kämpen in den Urkunden auf.¹⁸ Sein Fall ist besonders interessant. Er führt Beschwerde beim König und seinem Rat über die Behandlung, die er als Kämpen bei einem Zweikampf auf dem Feld von Northampton hatte erfahren müssen. Der Streit ging um das Patronat

13. William Gregory, Chronicle in „Historical collections of a citizen of London“, ed. James Gairdner, Camden Society, London 1876 S. 199—202.

14. John Maynard's Yearbooks 29 Edward III. Hilary Term Blatt 12 a u. b, London, ohne Datum.

15. Glasgow Chartulary 76; Neilson, Trial by Combat Seite 133.

16. Placitorum Abbreviatio, Record Commission, London 1811, S. 7.

17. Urkunde in J. Raine, the History and Antiquities of North Durham, London 1852, Append. Nr. 397 u. 398.

18. Calendar of Patent Rolls, 1266/72, S. 579.

einer Kirche. Des Königs Richter präsidieren. Während des Kampfes stürzten sich plötzlich die Menge seiner Feinde zu Pferd und zu Fuß mit Schwertern und Stöcken auf ihn, so daß er überwältigt zu Boden geworfen und von den Hufen der Pferde getreten wird. Nachher behaupteten die Unruhestifter, er habe um Gnade gerufen. Da es aber die größte Schande für einen Kämpen war, die ihn für alle Zeiten von seinem Berufe ausschloß, die Niederlage einzugestehen, bat Philipp von Lindesey den König, ihn von diesem Vorwurf reinzuwaschen. Der Richter bestätigte die Erzählung: der Zweikampf sei wegen der Störung abgebrochen und kein Urteil gesprochen worden. Daher wurde der Bitte des Kämpen stattgegeben.

Der Fall zeigt, wie groß die Versuchung war, in ein Gerichtsverfahren, das seinerseits von physischer Kraft Gebrauch macht, wiederum mit Gewalt einzugreifen. In einem anderen Fall blieb es nicht bei der bloßen Störung des Kampfurteils. Unter der Regierung Heinrichs III. hatte der Abt von Mont St. Michael mit dem Ritter Robert Marmion einen Streit um das Lehngut Wat, der vor dem königlichen Gericht verhandelt wird. Der Gerichtshof beschloß, den Streitfall auf einem vom König bestimmten Platz durch Zweikampf zu entscheiden. Beide Parteien brachten ihren Zweikämpfer mit. Im Kampf wurde Marmions Mann verschiedentlich zu Boden geworfen. Darauf griffen des Ritters Leute ein, brachten ihren Kämpen in Sicherheit und bedrohten den Abt und seinen Kämpen, so daß er aus Furcht für sein Leben auf sein Recht verzichtete und eine Geldsumme bezahlte. Erst der Nachfolger des vergewaltigten Abtes wagt es wieder, gegen das erlittene Unrecht anzukämpfen und wendet sich an den Papst, der im Jahre 1239 durch einen Erlaß an den Erzbischof von York eingreift.¹⁹ Eine besondere Rolle spielt der Kampfprozeß an der englisch-schottischen Grenze. Hier war er sehr verbreitet. Lange bevor die Abschaffung der anderen Ordalien 1219 in England zu einer stärkeren Anwendung des Zweikampfes führte, war er der übliche Weg, Streitigkeiten zu entscheiden. Er war so sehr gang und gäbe, daß sich trotz des strengen Verbotes der Kirche auch die Kleriker, ja

19. W. H. Bliss, Calendar of entries in the papal registers relating to Great Britain and Ireland: Papal letters I, S. 179.

selbst Äbte und Prioren ihm nicht entziehen konnten. 1210 wettert Innozenz III. in einer Bulle an die Christen der Kirchenprovinzen York und Schottland gegen die „verderbliche Sitte“ an der englischen Grenze, daß Kleriker in Person im gerichtlichen Zweikampf fechten müssen. Der Brauch hielt sich aber trotz dieser Mahnung. Noch 1237 bittet der englische Klerus in einer Eingabe an den päpstlichen Legaten von diesem Zwang befreit zu werden;²⁰ nicht nur einfache Kleriker, sondern auch Äbte und Prioren der Diözese Carlisle seien gezwungen worden, entweder persönlich mit Lanze und Schwert und im übrigen unbewaffnet im Zweikampf zu fechten oder sich durch einen Kämpfer vertreten zu lassen, dann aber im Falle des Unterliegens gleich ihm die Todesstrafe zu erleiden, wie es vor kurzem dem Prior von Lechedale ergangen sei. Man sieht, daß das Statut von Scone, das von König Alexander II. von Schottland zwischen der Bulle Innozenz III. und der Eingabe des englischen Klerus erlassen wurde und die Möglichkeit der Stellvertretung der Ritterbürtigen im Zweikampf zuließ, keine eigentliche Erleichterung bringen konnte, solange der Prozeßführende in das Mißgeschick seines Kämpfers mit seiner Person hineingezogen wurde. Für den Klerus mag sich die Lage infolge der Bemühungen des Legaten gebessert haben. Im übrigen aber erfuhr der Zweikampf in der schottischen Mark keinerlei Einbuße. In den „leges Marchiarum“, die 1249 von den Friedensrichtern und 24 Rittern des Grenzgebiets festgelegt wurden, wurde für alle Verbrechen, die von einem Bürger des einen Landes im anderen Lande verübt wurden, der Zweikampf als einziges Beweismittel festgesetzt. Nur die Könige von England und Schottland und die Bischöfe von St. Andrews und Durham waren ausgenommen.²¹

Zusammenfassend ist also über die Verbreitung des gerichtlichen Zweikampfes in England zu sagen: Die normannische Eroberung führte zu einem Wiederaufleben des Zweikampfes; in der Folgezeit wurde er im Strafprozeß wenig, wohl nur gegenüber den Ritterbürtigen gebraucht, im Zivilprozeß häufiger. Der

20. Glasgow Chartulary S. 94; Neilson, Trial by Combat S. 123.

21. Neilson, Trial by Combat S. 126/7.

eigentliche Aufschwung setzt erst mit dem 13. Jahrhundert ein, nachdem die anderen Ordalien abgeschafft waren; eine überragende Rolle spielte er in der schottischen Mark. Auch die Form des Kampfes ist vielgestaltig. Zwischen dem Kampf des edlen Ritters aus Essex, der wohl von Kopf bis zu Fuß gewappnet zu Pferde in die Schranken eintritt und dem erbitterten Ringen der gemeinen Verbrecher, die barfuß nur in enganliegenden Lederzeug gekleidet und mit Stock und Schild kämpften und schließlich wie Raubtiere mit den Zähnen sich zur Wehr setzten, besteht ein großer Unterschied.

Grundbedingung für das Gottesurteil mußte die völlige Gleichheit aller Kampfbedingungen für beide Kämpfer sein. Solange der Zweikampf ein Vorrecht der Freien war, wie in der Frühzeit, war dies leicht durchzuführen. Als aber im Zeitalter der Kreuzzüge die Ritter sich immer mehr zu einem vollständig abgeschlossenen Stand entwickelten und sich in der Bewaffnung immer mehr von allen Nichtrittern unterschieden, da war auch diese Gleichheit der Kampfbedingungen erschwert, sobald es sich um Angehörige verschiedenen Standes handelte.

In den einzelnen Ländern und Landesteilen ist das Eindringen ritterlicher Bewaffnung in den Zweikampf sehr verschieden. Schon die beiden Goten,²² die 820 vor Ludwig I. in Aachen kämpften, waren beritten. In einer Urkunde von Carcassonne wird 1070 ein gerichtlicher Kampf zweier Reiter erwähnt, die allerdings mit Stock und Schild und nicht etwa mit den ritterlichen Waffen, Lanze und Schwert, kämpften. Auch im Rolandslied wird im gerichtlichen Zweikampf zu Pferde gekämpft. Auf der andern Seite blieb es in der Normandie bei der einfachen Bewaffnung für alle Stände bis zur Vereinigung des Landes mit Frankreich; erst von 1300 ab hören wir dort vom ritterlichen gerichtlichen Kampfe zu Pferde; bei Verrat wird auch fernerhin immer zu Fuß gekämpft.²³

Wie die ritterliche Bewaffnung in England sich im Kampfprozeß durchsetzte, läßt sich schwer entscheiden. Doch scheint es, als ob die Ritter hier frühe Ausnahmerecht genossen hätten.

Nachdem sich die Ritter in der Bewaffnung so stark unter-

22. Siehe oben S. 153.

23. Alexander Coulin, der gerichtliche Zweikampf S. 107.

schieden, erhob sich die Frage, wie der Grundsatz der Waffengleichheit im Duell von Mitgliedern verschiedener Stände durchzuführen sei. Man hatte zwei Auswege: entweder ließ man den Kampf in einem solchen Fall überhaupt nicht mehr zu; die Parteien mußten sich dann durch Kampfstellvertreter oder durch Mietskämpfern vertreten lassen, oder der Stand des Geforderten wurde für maßgebend erklärt für die Bewaffnung beider Kämpfer. In Frankreich wird in den verschiedenen Gebieten der eine oder der andere Ausweg gewählt.²⁴ In Schottland und England hat man den Ausweg der Stellvertretung gewählt. In Zivilsachen war die Stellvertretung allgemein üblich. Das Statut von Scone aber,²⁵ das unter Alexander II. erlassen wurde, regelt die Frage der Stellvertretung so, daß ein Ritter oder der Inhaber eines Ritterlehens sich auch vertreten lassen kann, wenn er einen andern wegen Raub, Totschlag, Diebstahl oder wegen eines andern Verbrechens anklagt, und es zum Zweikampf kommt.

So hat im hohen Mittelalter das Rittertum stark auf die Entwicklung des gerichtlichen Zweikampfes eingewirkt. Die dem Ritter allein vorbehaltene Bewaffnung bedingte eine ausschließlich ritterliche Form der Austragung des Zweikampfes. Die Abschließung des Rittertums zu einem festgefügtten Stande führte zu einer ständischen Differenzierung des Kampfprozesses und zum System der Stellvertretung. Die Ritter haben sich in dieser Zeit durchaus nicht zum persönlichen Zweikampf gedrängt; vielmehr haben sie gerne von der Möglichkeit der Stellvertretung Gebrauch gemacht.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts setzte der Verfall des gerichtlichen Zweikampfes ein. Wieder ist die Erscheinung in Frankreich besonders deutlich zu verfolgen.²⁶ Vielerlei hat zum Niedergang des Kampfprozesses beigetragen: Die Kirche hat ihn im Grunde immer abgelehnt. Schon im 9. Jahrhundert

24. Coulin, a. a. O. S. 29/30.

25. Acts of Parliament of Scotland, Record Commission I, S. 40v/1 ed. Thomas Thomson, London 1844.

26. Alexander Coulin, Verfall des offiziellen und Entstehung des privaten Zweikampfes in Frankreich, in Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte herausgeg. von Otto Gierke, 99. Heft, Breslau 1909.

schrieb Erzbischof Agobert von Lyon gegen die Ordalien und auch gegen den Zweikampf;²⁷ 855 verdammt ein Konzil zu Valence die Zweikämpfer. Der Sieger soll Kirchenstrafen unterzogen werden, dem Besiegten soll das kirchliche Begräbnis verweigert werden. Dieser Beschluß dringt allerdings nicht durch.²⁸ Daher trieb die Kirche in der Folgezeit eine vorsichtige Realpolitik: nachdem sich gezeigt hatte, daß die Institution nicht so leicht auszurotten war, duldete man sie stillschweigend; ja man gestattete sogar den Dienern der Kirche und den kirchlichen Gerichten die Anwendung des Zweikampfes. Erst Innocenz II. nimmt den Kampf gegen den Zweikampf wieder auf: er verfügt die Absetzung von Klerikern, die sich in einen Zweikampf einlassen;²⁹ von da an hören die päpstlichen Erlasse zur Einschränkung des Kampfprozesses nicht mehr auf. Das Ergebnis ist, daß Kleriker im 13. Jahrhundert vom Kampfe befreit werden. Auf den Kampfprozeß der Laien hat die Kirche dadurch großen Einfluß, daß der Priester dabei fast unentbehrlich ist. Denn eine Fülle von Förmlichkeiten ging dem eigentlichen Kampf voraus und dazu gehörte auch der Kampfeid, der in Gegenwart eines Priesters auf Reliquien oder auf ein Missale oder auf die Evangelien geleistet wird. Der Priester bleibt während des Kampfes in der Nähe, um dem Besiegten Trost spenden zu können. Zur Vorbereitung des Kampfes gehört auch die Nachtwache in einer Kirche, das Sakrament der Buße und eine Messe. Mit der wichtigen Rolle, die der Priester im Kampfprozeß spielt, ist ihm die Möglichkeit gegeben, die ablehnende Haltung der Kirche zur Geltung zu bringen.

Ein weiterer Keim des Verfalls lag in den zahlreichen Befreiungen vom Zweikampf, die in den Städteprivilegien enthalten sind.³⁰ Vom 12. Jahrhundert an werden Städte in dieser Weise privilegiert, am Ende des 13. Jahrhunderts gibt es wohl keine Stadt in Frankreich mehr, deren Bürger zum Zweikampf gezwungen werden konnten.

Der entscheidende Schlag aber gegen den gerichtlichen

27. Coulin, Verfall S. 38.

28. Ebenda S. 31.

29. Ebenda S. 34.

30. Coulin, Verfall des offiziellen Zweikampfes S. 1—29.

Zweikampf sollte von der Monarchie geführt werden. In der sogenannten Ordonnanz von 1260, die zwischen 1257 und 1258 erlassen wurde, verkündet Ludwig der Heilige den lapidaren Satz: „Wir verbieten allen den Zweikampf in allen unsern Ländern; an die Stelle des Zweikampfes setzen wir den Beweis durch Zeugen“.³¹

Man hat lange geglaubt, diese Maßnahme sei dem Einfluß der Kirche entsprungen. Die Frömmigkeit Ludwigs hätte dann den Sieg davon getragen über seinen Rittersinn, der ihn sicher Gefallen finden ließ an dem Gottesurteil des Zweikampfes. Coulin hat in dem oben erwähnten Werk nachgewiesen, daß der maßgebende Einfluß von den königlichen Richtern und den Parlamentsjuristen ausging. Ihren Plänen hat der Staatsmann Ludwig zugestimmt. Sie wollten an die Stelle des kämpflichen Beweises die Enquête setzen und dadurch zugleich den Gerichten der Territorialherren den Boden entziehen und die königliche Gerichtsgewalt stärken. Man kannte die Stärke des Widerstandes, der von der Seite der größeren Herren und der ritterlichen Bevölkerung zu erwarten war. Daher wurde zunächst nur versuchsweise in den königlichen Territorien die neue Regelung eingeführt. Dort drang das Verbot auch in der Tat durch. Nur ein Fall der Anwendung des Zweikampfes auf königlichem Gebiet ist aus Ludwigs Regierungszeit bekannt.³² Unter Philipp III. lebte er allerdings auch in den königlichen Domänen wieder auf. Aber Philipp der Schöne setzte die Politik Ludwigs fort. Er verbot 1296 und 1304 den Zweikampf im ganzen Königreich für die Dauer eines Krieges.³³ Daß aber die Zeit noch nicht reif war für die vollständige Abschaffung des Zweikampfes, zeigt die berühmte Ordonnanz von 1306.³⁴ Es hatte sich gezeigt, daß ohne den kämpflichen Beweis Verbrecher gelegentlich überhaupt nicht überführt werden konnten. Die Ordonnanz gestattete daher grundsätzlich den Zweikampf allerdings mit einer Reihe sehr bedeutender Einschränkungen. In

31. Laurière, *Ordonnances des Rois de France*, Paris 1723, I, S. 86—93.

32. Coulin, *Verfall* S. 82 ff.

33. *Récueil Général des Anciennes Lois Francaises* ed. Isambert etc., Paris 1828, S. 702 u. 807/8.

34. *Récueil Général* II, S. 31 ff.

seinem letzten Lebensjahre hat König Philipp das Verbot wieder verschärft: kein Zweikampf soll mehr ohne königliche Genehmigung stattfinden.³⁵ Dagegen wendet sich die schärfste Opposition des Adels. Es kommt sogar zu Tötlichkeiten gegen die königlichen Richter; einer der Legisten wurde ermordet. Ludwig X. stellte daher den Rechtszustand von 1306 wieder her.³⁶ So ist die Gesetzgebung der französischen Könige an der Opposition des Adels gescheitert. Ganz von der Bildfläche verschwand der gerichtliche Zweikampf erst, als der Adel und das Rittertum sich in dem außergerichtlichen Zweikampf die Möglichkeit geschaffen hatten, ihre Waffengeübtheit und Kampffreudigkeit auch ohne Gericht in Streitfällen sich auswirken lassen zu können.

Die Kluft, die die nüchterne Praxis der Regierung Philipps des Schönen von der Vorstellungswelt ritterlicher Kreise trennt, wird deutlich an den beiden grundverschiedenen Überlieferungen, die wir über den Streit des Herrn von Harcourt und des Kämmerers von Tancarville haben. Bei einem Streit um eine Mühle war es zu Tötlichkeiten und zu einer tödlichen Beleidigung des Herrn von Harcourt gekommen. Dieser rächte sich dadurch, daß er seinen Gegner, als sie eben zu Hofe gehen wollen, überfällt und ihm ein Auge aussticht. Tancarville erhebt Klage vor dem König. Nach der urkundlichen Überlieferung verbietet der König den Zweikampf und bestraft den Herrn von Harcourt und seine Helfershelfer als die größeren Übeltäter mit Verbannung.³⁷ Der Chronist aber weiß von einem Zweikampf zu erzählen, bei dem auch die Könige von England und Navarra anwesend gewesen seien. Mit dem Lilienwappen geziert sei der Herr von Harcourt auf dem Kampfplatz erschienen; lange haben die beiden Barone miteinander gekämpft. Schließlich haben der König von England und der König von Navarra den König von Frankreich gebeten, er möge doch den Kampf beenden; es wäre jammerschade, wenn zwei so tapfere

35. Giles A. Laurière, *les ordonnances des Rois de France*, Paris 1723 I, S. 538.

36. Coulin, *Verfall* S. 101/2.

37. Beschluß des Parlaments von Allerheiligen 1296, *Olim ed. Comte de Beugnot*, Paris 1839/48, II, S. 404.

Männer wie diese einander töten würden; da wurde „Ho“ gerufen im Namen des Königs von Frankreich. Alle beide wurden zu Grafen gemacht, und die genannten Könige stifteten Frieden zwischen ihnen. Eine derartige Erzählung wird nach dem Geschmack eines ritterlichen Publikums gewesen sein. Zuverlässig ist sie freilich gar nicht: Die Herrschaft Harcourt wird erst 1338, Tancarville erst 1352 Grafschaft. Eduard I. von England kam nach 1286 nicht mehr nach Frankreich; einen König von Navarra hat es in der fraglichen Zeit gar nicht gegeben, nur eine Königin. Philipp der Schöne aber war ein entschiedener Gegner des Zweikampfes, wie ja auch die Parlamentsurkunde ausweist. Der Chronist also fabuliert, doch ist seine Erzählung³⁸ bezeichnend³⁹.

Die Entwicklung in England ist weniger durchsichtig. Doch haben hier dieselben Erscheinungen auf einen Verfall des gerichtlichen Zweikampfes hingewirkt. Eine Synode in Westminster verbietet 1176 den Zweikampf der Kleriker.⁴⁰ Daß der Kampf der Kirche gegen den Zweikampf ihrer Diener auch in England kein leichter war, zeigen die oben erwähnte Bulle Innocenz' III. von 1216 und die Eingabe des englischen Klerus von 1237.⁴¹ Auch die englischen Stadtprivilegien enthalten die Befreiung vom Zweikampf. London wird schon im 12. Jahrhundert befreit; Inverness, um ein schottisches Beispiel zu nennen, unter der Regierung Wilhelms des Löwen 1165—1214.⁴² Klare Versuche der Regierung, den Zweikampf abzuschaffen, wie in Frankreich, sind nicht überliefert. Eduard I. ist als großer Eroberer und bedeutender Staatsmann in die Geschichte eingegangen; außerdem aber entsprach er ganz dem ritterlichen Ideal seiner Zeit. Sein Ruhm als kampfgewaltiger Ritter war

38. Dieser Teil der *Chroniques Normandie* soll auf eine zeitgenössische Chronik zurückgehen.

39. *Les Chroniques de Normandie* ed. A. Hellot, Rouen 1881 S. 3 u. 4, Notes S. 183/4.

40. Mansi 23, S. 155/58.

41. Siehe oben S. 164.

42. *Acts of the parliament of Scotland*, Record Commission, London 1844 I, S. 89.

weltweit. Das zeigt das Abenteuer des kleinen Kriegs von Chalons besonders deutlich. Als Thronfolger hatte er die ritterliche Einstellung zum gerichtlichen Zweikampf: Kurz vor der Schlacht von Lewes während des Krieges der Barone hatte Simon von Montfort einen Brief an Heinrich III. geschrieben: er sei ein treuer Untertan des Königs; aber des Königs schlechte Ratgeber hetzen gegen ihn. Richard von Cornwall und Prinz Eduard antworten: „Ihr habt uns zu Unrecht beschuldigt, schlechte Ratgeber des Königs zu sein, und wenn Ihr, Herr Simon von Montfort oder Gilbert von Clare das am Hofe des Königs beweisen wollt, so sind wir bereit, Euch freies Geleite zu verschaffen und die Wahrheit unsrer Unschuld, sowie Eure Behauptung als die Lüge gemeiner Verräter zu erweisen durch einen, der Euch an Adel und Abkunft ebenbürtig ist“.⁴³ Daß später dann staatsmännische Erwägungen über die ritterlichen Vorstellungen die Oberhand gewannen, ist beim „englischen Justinian“ nicht verwunderlich. Daß er als König dem Beispiel der französischen Könige in der Haltung dem gerichtlichen Zweikampf gegenüber folgte, scheint mir aus seinem Verhalten in einem hervorragend ritterlichen Kampfprozeß hervorzugehen. Es ist die Klage des Ritters Wilhelm von Vescy gegen Johann Fitz Thomas wegen Verleumdung.⁴⁴ Der Fall wird zuerst am 1. April 1294 vor dem Großrichter von Irland, Walter de Haye, bei Anwesenheit des Grafen von Gloucester und anderer Magnaten verhandelt. Johann Fitz Thomas hatte Wilhelm de Vescy des Verrats bezichtigt: er habe nämlich zu ihm gesagt: die Leute von Irland könnten trotz des Königs von England große Herren sein; Eduard sei der feigste Ritter, wie sein Verhalten bei Kenilworth bewiesen habe; er (Johann) solle doch einmal mit seinen Freunden sprechen. Die Wahrheit seiner Erzählung bekräftigt Johann mit einem Eide. De Vescy seinerseits beschwört seine Unschuld und will sich durch Zweikampf reinigen. Die Verhandlung wird vertagt. Einige Tage später werden Kampfpfänder in Empfang genommen, und als nächster Termin wird der 24. Juli festgesetzt. Inzwischen soll der König

43. W. Rishanger, *Chronica*, ed. H. T. Riley, Rolls Series, London 1865, Seite 24.

44. *Rotuli Parliamentorum* I, S. 127 ff.

um Rat gefragt werden. Die Antwort Eduards ist von Canterbury datiert am 21. April: beide Parteien und das Gericht sollen bis zum 14. Juni vor ihm in Westminster erscheinen. Der Termin des Zweikampfes wird auf dem 24. Juli belassen; er soll aber vor dem König in Westminster stattfinden. An diesem Tage erscheint der Ritter Wilhelm von Vescy in Westminster; er ist mit den ritterlichen Waffen bewaffnet: sein Pferd ist gewappnet, er selbst trägt einen Panzer, Lanze, Schild und Dolch. Sein Gegner wird feierlich gerufen, erscheint aber nicht. Wilhelm bittet daher, ihn wegen Ausbleibens zu verurteilen. Er bat den Gerichtshof, wenn er mehr Waffen habe, als ihm zustehe, diese abgeben zu dürfen und, wenn er weniger habe, sich die fehlenden zulegen zu dürfen. Seiner Bitte um Verurteilung des Gegners wird nicht stattgegeben, vielmehr wird ein neuer Termin festgesetzt; wieder soll der Wille des Königs erforscht werden. Der König befiehlt dem Bischof von Bath und Wells, dem damaligen thesaurarius, wenn beide der Parteien vor ihm erschienen seien, solle er sie zum König schicken. Zur Verhandlung vor dem König sollte es dann erst im Parlament am 14. August 1295 kommen. Die Urkunde über den bisherigen Verlauf des Prozesses wird Wort für Wort durchgegangen. Dabei werden verschiedene Verstöße gegen das bestehende Recht festgestellt: Klagen wegen Verleumdung gehören nicht in die Zuständigkeit der königlichen Kurie; deshalb könne die Kurie auch nicht in einer solchen Sache auf Zweikampf erkennen. Allerdings habe die Verleumdungsklage ihren Ausgang vom Vorwurf des Verrates genommen und bei Klagen wegen Verrats sei die königliche Kurie zuständig. Doch liegen auch andere Verstöße vor: der stellvertretende Großrichter habe die Kampfpfänder in Empfang genommen, ehe noch der Zweikampf beschlossen war — eine gänzlich gesetzwidrige Maßnahme. Dann sei als Ort des Termins nachträglich statt Dublin Westminster festgesetzt worden; außerdem gehe aus dem Protokoll nicht hervor, ob Johann Fitz Thomas von dieser nachträglichen Änderung in Kenntnis gesetzt wurde oder ob er an dem betreffenden Tage in Dublin vor dem Gericht erschienen sei. Man könne deshalb weder Johann wegen seines Ausbleibens in Westminster noch Wilhelm wegen seines Ausbleibens in Dublin verurteilen.

Der König und das consilium bestimmen, die beiden gehen zu lassen, ohne einen weiteren Termin festzusetzen. Nachdem der Fall also über ein Jahr lang von Vertagung zu Vertagung weitergeschleppt worden war, kommt es erst recht nicht zu einem Urteil. Das Beispiel ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Wir sehen, daß der Zweikampf noch zulässig ist. Wegen Verleumdung hätte das Gericht in Irland auf Zweikampf erkennen können. Es ist aber bezeichnend, daß der Richter den König unterrichten zu müssen glaubte. Hätte die Klage auf Verrat gelautet, so wäre sie vor den König und das consilium gezogen worden, die auch hätten auf Zweikampf erkennen können. Man glaubt, es dem Schriftstück anzuspüren, wie sehr es dem König und dem consilium darauf ankam, der Notwendigkeit, dem Zweikampf zulassen zu müssen, zu entgehen. Um den Zweikampf in Irland zu verhindern, zieht man den Fall vor des Königs Gericht in Westminster. Eben diese Maßnahme nimmt man dann bei der Verhandlung vom nächsten Jahr zum Vorwand, wieder den Zweikampf abzulehnen. Es ist im Grunde dieselbe Methode, mit der das Parlament von Paris gegen den gerichtlichen Zweikampf ankämpfte.

Das Ziel der königlichen Politik scheint gewesen zu sein, den Zweikampf von der Genehmigung des Königs abhängen zu lassen und so die Zahl der tatsächlich ausgefochtenen Zweikämpfe möglichst vermindern zu können. Als z. B. Robert, der Connétable, des Raubes angeklagt, sich im Zweikampf reinigen will, „wie es einem Ritter gezieme“, und dem Gericht seinen Handschuh übergeben will, lehnen die Richter ab; sie haben keine Vollmacht eine solche Entscheidung zu treffen.⁴⁵

Tödlich ist der Schlag nicht gewesen, den Eduard I. der Institution des Kampfprozesses zufügte. Unter dem Einfluß des ritterlichen Ideals sollte der gerichtliche Zweikampf in einer neuen ritterlichen Form im Laufe des 14. Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Aber auch der nichtritterliche Zweikampf ist nicht ganz ausgestorben; vielmehr fristete er noch lange ein kümmerliches Dasein. Ja, um die Mitte des 14. Jahrhunderts sollte es sogar vorkommen, daß sich ein Ritter

45. Year Books of Edward I. 32—33 ed. A. J. Horwood, Rolls Series, London 1864, S. 319/21.

in einem Kampfprozeß um Landbesitz als Kämpfe zur Verfügung stellte. Prior Thomas von Tynemouth hatte einen Streit mit Gerard von Wythrington wegen des Lehngutes Haukeslow und mußte manche Unbill von der Seite des Ritters erleiden. Da kam ihm unerwartete Hilfe von Maria von Percy, die ihm den berühmten Ritter Thomas Colville als Kämpen schickte. Als dieser am Tage des Zweikampfes plötzlich auf dem Plan erschien, waren alle verblüfft, und keiner wagte, sich mit ihm in einen Kampf einzulassen. So erreichte der Prior sein Ziel ohne Kampf.⁴⁶

Eduard III. brachte dem ritterlichen Zweikampf wohl Interesse entgegen, nicht aber dem nichtritterlichen. 1355 sollte die Entscheidung fallen in dem langen Streit um das Schloß Shirebourn, auf das der Bischof und der Graf von Salisbury Ansprüche zu haben glaubten. Der Graf und der Bischof brachten ihre Kämpen auf den Kampfplatz, die in weißes Lederzeug gekleidet waren und einen roten Seidenüberwurf trugen. Die Schilde zeigten das Wappen des jeweiligen Herrn, zwei Ritter trugen ihnen die weißen Stäbe nach. Die Richter veranlassen eine Untersuchung der Kämpen im Palast. Dabei findet man an dem Kämpen des Bischofs Gebete und Beschwörungen. Zugleich trifft ein Befehl des Königs ein, der die Vertagung der Sache verfügt, da der Prozeß in die Kompetenz des Königs gehöre. Der Zweikampf kommt also nicht zustande; mit Genehmigung des Königs kommt es dann zu einem Vergleich zwischen den Parteien: der Graf verspricht durch Ausbleiben ein endgültiges Urteil für den Bischof herbeizuführen; der Bischof bezahlt dafür eine Entschädigungssumme.⁴⁷ Auch in der Regierungszeit Richards II. kommt ein Zweikampf von Nichtrittern vor. Er wird am 3. Mai in Tothill ausgefochten und der Ankläger wird besiegt, obwohl, wie der Chronist⁴⁸ meint, seine Sache die gerechte war. Des Chronisten Meinung stützt sich

46. Gesta Abbatum Monasterii S. Albani, ed. H. T. Riley, Rolls Series II, S. 376/7, London 1867/69.

47. Yearbook, John Maynard 29 Edward III. Hilary Term Blatt 12, London ohne Datierung; Calendar of Close Rolls 1354/60 unter dem 7. II. 1355.

48. Ranulf Higden, Polychronicon, ed. J. R. Lumby, Rolls Series 1865-86, IX, S. 24/7 (App.)

allerdings nur auf das Geständnis des Sterbenden, sie zeigt aber die kritische Haltung, die man damals dem Gottesurteil gegenüber einnahm. Im ersten Regierungsjahre Heinrichs VI. hören wir von einem Zweikampf wegen Grundbesitz. Die Parteien, Heinrich Percy und der Ritter P. C. stellen je einen Kämpfer. Bei einem von ihnen wird vom Gericht beanstandet, daß sein Kopf nicht geschoren sei und daß sein Stock keine eiserne Spitze habe. Ein Zweikampf dieser Art war eine Seltenheit geworden, man kannte die Kampfregeln nicht mehr so recht. Auffallend ist auch, daß die Kämpfer nicht mehr in weißes, sondern in rotes Leder gekleidet waren. Das macht es wahrscheinlich, daß als Entscheidung nicht mehr die Tötung eines Kämpfers galt, sondern, wie einst bei den alten Wikingern, war derjenige besiegt, dessen Blut zuerst den Boden tränkte. Das rote Leder diente dann dazu, etwa erhaltene Wunden möglichst zu verbergen.⁴⁹

Noch einmal sollte es im 15. Jahrhundert zu einem Zweikampf von Angehörigen der unteren Stände kommen. Wieder siegte der Vertreter der ungerechten Sache. John David, der Diener eines Waffenschmiedes, der in St. Dunstan's Kirchenbezirk in Fleet Street London wohnte, bezichtigte seinen Herrn des Verrats. Der Kampf fand auf dem Smithfield statt. Der sehr beliebte Waffenschmied wurde von seinen Freunden zuvor so gut mit Wein traktiert, daß er nicht voll kampffähig war und erschlagen wurde. Der Sieger aber sollte sich nicht lange seines Sieges erfreuen; er wurde kurz darauf in Tyburne gehenkt: er hatte seinen Herrn zu Unrecht angeklagt.⁵⁰ Ganz abgeschafft wird der gerichtliche Zweikampf erst im 19. Jahrhundert. Noch 1818 soll eine Partei das Gericht in große Verlegenheit gebracht haben dadurch, daß sie den Zweikampf beantragte.⁵¹ 1571 wurde ein Zweikampf vom Gericht beschlossen; Schranken und Tribünen wurden in Tothill errichtet, die Kämpfer erschienen in weißem Leder und Seidenumhang mit bloßen Füßen und Armen

49. John Maynard's Year Books, Henry VI, London 1609, S. 6/7.

50. Edward Hall, Chronicle, ed. Henry Ellis, London 1809, S. 207/8; John Stow, A survey of the cities of London and Westminster, ed. Henry Morley, London 1902, S. 385.

51. Neilson a. a. O. S. 329/30.

mit ledernem Schild und ellenlangem Stab, der mit der hornförmigen Spitze versehen war. Der Angeklagte aber erschien nicht; so wurde das Urteil gegen ihn gefällt.

Der Kampfprozeß der Nichtritter ist offenbar seit der Regierung Eduards I. im Verfall begriffen. Bürger und Bauern waren dem Zweikampf nie zugetan. Das Rittertum war der Träger des Zweikampfgedankens.

Auch in Frankreich war es ja der starke Widerstand ritterlicher und feudaler Kreise, die den vollen Erfolg der auf die gänzliche Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes zielenden Gesetzgebung Philipps des Schönen verhinderte und ein gewisses Fortleben des Zweikampfes möglich machte. Freilich, soweit der Kampfprozeß in Frankreich weiterexistierte, nahm er neue, ritterliche Formen an. Das bezeugt uns ein interessantes Dokument, das in den Handschriften gewöhnlich der Ordonnanz von 1306 angefügt ist.⁵² Es ist nicht ein Bestandteil der Ordonnanz, wie man früher angenommen hat. Denn die Ordonnanz schließt deutlich mit dem Datum ab. Unser Schriftstück weist nicht die Form einer Urkunde auf, und es ist sehr wohl möglich, daß es später, wohl in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als eine Privatarbeit entstanden ist.⁵³ Diese Arbeit ist teils ein Kommentar zur Ordonnanz und läßt den Geist der Gesetzgebung Philipps spüren: es wird vor allem ausgeführt, unter welchen Voraussetzungen nur der Zweikampf zulässig sei. Zum andern Teil ist die Abhandlung eine ausführliche Vorschrift für die im Verlauf eines Kampfprozesses zu beobachtenden Förmlichkeiten und atmet durchaus den Geist des Rittertums. Das Dokument ist für uns hier besonders wichtig, weil es offenbar von starkem Einfluß war auf das „Buch“ des Grafen Thomas von Gloucester, das uns bei der Beurteilung der englischen Verhältnisse beschäftigen wird. Wie sehr der Zweikampf im Frankreich des 14. Jahrhunderts zu einer Angelegenheit des Rittertums geworden ist, erhellt daraus, daß in den genannten Ausführungsbestimmungen zur Ordonnanz von 1306 überhaupt nur von Rittern als Kämpfern die Rede ist. In der Verhandlung vor dem König oder vor dem zuständigen Richter soll der Klä-

52. Recueil Général, S. 833—845.

53. Coulin, Verfall S. 93/94.

ger sagen, er könne die Wahrheit seiner Anklage nur im Zweikampf beweisen „comme gentilhomme et preud'homme doit faire, en ma (des Königs) presence comme juge et prince souverain“. Früher mußte jede Partei das Kampfpfand beim Richter hinterlegen; es war zuerst eine Summe Geldes, dann freilich immer häufiger ein Handschuh.⁵⁴ Jetzt aber wird der Handschuh mit großer Geste zu Boden geworfen und der Angeklagte hebt ihn auf. Dies wird schon vor 1306 vorgekommen sein. Eine völlige Neuerung ist aber, daß Zahl und Art der Waffen den Kämpfern freigestellt sind; die einzige Einschränkung war, daß man keine Zaubermittel, Beschwörungen des Teufels und dergleichen an sich tragen durfte. Auch wird den Parteien empfohlen, beim Betreten des Kampfplatzes dem Connétable oder dem Marschall gegenüber unter anderen auch den Vorbehalt zu machen: der Gegner solle keine in Frankreich verbotenen Waffen tragen dürfen. Das Verbot der Zaubermittel war ein wichtiger Bestandteil auch im nichtritterlichen Kampfprozeß.⁵⁵ Die Freiheit in der Waffenfrage aber ist ein neuer Beweis, daß man überhaupt nur an ritterliche Kämpfer dachte. Früher mußten die Kämpfer genau in dem Zustande und mit allen den Waffen in die Schranken eintreten, wie er nachher kämpfen wollte bzw. sollte. Wenn er sich Schild oder Schwert von seinem Knappen tragen ließ, konnte er gezwungen werden, ohne Schild und Schwert zu fechten. Unterließ er es vor dem Einreiten das Visier zu schließen, mußte er mit offenem Visier kämpfen. Dieser charakteristische bezeichnende Formalismus des alten Gottesurteils, wie er sich ja auch in der dreimaligen Wiederholung ein und desselben Eides ausdrückt, wird nunmehr abgeschafft. In Zukunft dürfen sich die Kämpfer alle ihre Waffen von ihren Dienern vorantragen lassen. Dafür sollen sie als wahre Christen sich mit der rechten Hand auf dem ganzen Ritt von der Herberge bis zu den Schranken bekreuzen und ein Kruzifix tragen oder Fahnen, mit den Bildern des Herrn, der Jungfrau, der Engel oder der Heiligen geschmückt. Diese Bestimmung hat den Weg geöffnet für

54. In England kam eine merkwürdige Verbindung beider Arten von Kampfpfändern 1422 vor: beide Parteien schickten einen Handschuh mit 5 Pence; siehe John Maynard's Yearbooks, Henry VI., London 1609 S. 6/7.

55. Vgl. den Kampfprozeß von Salisbury, oben S. 184.

eine ungeheure Prachtentfaltung. Wo früher ein einfacher gewappneter Kriegermann die Schranken betrat, da sollte in Zukunft ein prächtig gekleideter Herr mit einem stattlichen Gefolge in die Schranken reiten. Der hervorragende Sinn für Prachtentfaltung, für den Schmuck des Lebens, der dem Rittertum des späten Mittelalters eignet, konnte auch hier ein reiches Feld der Betätigung finden: aus dem alten von einem tragischen Hauch umwitterten Gottesurteil war eine Schaustellung geworden. Während früher die Zeit für das Erscheinen des Klägers und des Angeklagten gesetzlich festgelegt war und derjenige, der die Zeit nicht einhielt, dadurch schon unterlegen war, nimmt nunmehr der König für sich in Anspruch, diese Termine von sich aus zu verlegen; und wenn früher der Einbruch der Nacht, bzw. das Erscheinen des ersten Sternes den Kampf beendete und der Angeklagte gewonnen hatte, wenn er bis dahin durchhielt, so konnte jetzt der König oder der Richter die Fortsetzung am nächsten Tage zulassen. Die Ordnung des alten Gottesurteils ging darauf aus, den einmal begonnenen Kampf möglichst ungestört ablaufen zu lassen; denn im Kampf sollte ja Gott die Wahrheit kundtun. Das Verrinnen der bestimmten Zeit, der Einbruch der Dunkelheit waren besonders deutliche Kundgebungen des göttlichen Willens. Indem der Wille des Richters dieser Art von Entscheidung übergeordnet wird, hat man sich von dem Grundgedanken des Gottesurteils entfernt.

Überhaupt fällt auf, wie sehr der König in unsrem Dokument in den Vordergrund tritt. Gelegentlich heißt es wohl „der König oder der zuständige Richter“; an vielen Stellen aber wird nur der König als Vorsitzender genannt. Es scheint durchaus die Regel gewesen zu sein, daß gerichtliche Zweikämpfe in Gegenwart des Königs ausgefochten wurden. Connétable und Marschall, die in England eine so bedeutende Stellung im Kampfprozeß einnehmen sollten, treten hier ganz in den Hintergrund: Beim Betreten der Schranken dürfen von den Parteien Vorbehalte gemacht werden, und zwar gegenüber dem Connétable, den der König beauftragt oder gegenüber den Marschällen oder gegenüber dem Marschall des Feldes, der sich dort befinden wird. Der Marschall spricht den Eid vor und gibt den Befehl zum Beginn des Kampfes. Er hat die Pflicht, die Hin-

richtung des Besiegten zu überwachen. Anspruch auf das Pferd und die Rüstung des Besiegten haben der Connétable, der Marschall oder der Marschall des Kampffeldes. Die Obliegenheiten des Connétable konnten also ebensogut vom Marschall erledigt werden; er war im Kampfprozeß entbehrlich.

Der starken Stellung des Königs ist es zuzuschreiben, daß in Frankreich die ritterliche Freude am Zweikampf trotz seiner neuen ritterlichen Form sich auf die Dauer nicht innerhalb des nur zögernd gestatteten gerichtlichen Zweikampfes austoben konnte. Aus diesem Grunde ist in Frankreich zuerst der außergerichtliche Zweikampf entstanden, von dem oben die Rede war.

Die Entwicklung des gerichtlichen Zweikampfes in England ist weithin dieselbe wie in Frankreich. Auch hier machte sich die ritterliche Opposition bemerkbar, die gegen die Gesetzgebung Eduard I. durchdrang. Der gerichtliche Zweikampf lebte daher auch in ritterlicher Form weiter. Auch in England haben wir eine bedeutsame Urkunde, die die Entwicklung widerspiegelt. Es ist die Abhandlung des Herzogs Thomas von Gloucester über den gerichtlichen Zweikampf. Sie ist in mindestens sechs, in einzelnen Formulierungen voneinander verschiedenen Handschriften überliefert.⁵⁶ Eine Vergleichung dieser Handschriften macht es wahrscheinlich, daß das Original in französischer Sprache abgefaßt war.⁵⁷ Inhaltlich stimmt das Buch des Herzogs von Gloucester weithin überein mit den oben besprochenen französischen Vorschriften. Als Verfasser nennt sich der Herzog selbst in der Vorrede. Er bezeichnet sich als Constable

56. 5 Handschriften liegen im British Museum: Harleyan 69, S. 23; Landsdown S. 285, gedruckt in *The Black Book of the Admiralty*, ed. Sir Travers Twiss, Rolls Series London 1871—76 I, S. 361 ff.; Landsdown 318 f. 141 (französische Version), gedruckt ebenfalls im *Black Book of the Admiralty* I, S. 301 ff.; Hastings M. S. fol. 24, gedruckt in der Zeitschrift „*Archaeologia*“ Band 57, S. 61 ff.; Harleyan 3424; und eine Oxforder Handschrift Ashmolean 856, S. 83—89.

57. Einige der englischen Versionen führen — um nur einen Grund zu meiner Annahme zu nennen — unter den Angriffswaffen der Zweikämpfer überraschenderweise den Handschuh auf; dagegen tun sie der Lanze keine Erwähnung. Das ist damit zu erklären, daß sie glaive Lanze als glove Handschuh übersetzt haben.

von England und Herzog von Gloucester. Thomas von Woodstock ist ein Sohn Eduards III.; das Amt des Constabularius übt er seit 1377 aus für seine noch minderjährige künftige Frau, die aus der berühmten Familie der Bohun stammt, in der dieses Amt erblich war.⁵⁸ Thomas wird 1385 Herzog von Gloucester;⁵⁹ das Buch ist also nach 1385 verfaßt. Seine Einstellung zum Institut des gerichtlichen Zweikampfes geht aus der Vorrede hervor: „Viele Zweikämpfe haben zur Zeit meines Vaters stattgefunden wie in Eurer (des Königs) Zeit und Anwesenheit, mehr als jemals zuvor stattgefunden haben und viele hätten stattfinden sollen; denn der Zweikampf ist die größte Tat, die es im Waffenhandwerk gibt.“ Mit vielen Entschuldigungen widmet der Herzog sein Werk dem König, ohne jedoch den Wunsch zu unterdrücken, sein Werk möge in Zukunft maßgebend sein für die Regelung gerichtlicher Zweikämpfe in England. Er bittet auch, sein Buch verbessern zu wollen oder verbessern zu lassen, bezeichnenderweise nicht durch gelehrte Juristen, sondern durch die klügsten, tapfersten und geeignetsten Herren und Ritter des Königreichs, die die beste Kenntnis haben im Waffenhandwerk. Für Thomas von Gloucester also und seine Zeit- und Standesgenossen ist der Kampfprozeß nicht mehr ein Teil der staatlichen Gerichtsbarkeit, vielmehr eine rein ritterliche Angelegenheit, die nicht die Gesetzkundigen, sondern vor allem kampferprobte Ritter angeht. In der Tat ein schlagender Beweis dafür, wie tief ritterliches Denken in das Recht eindrang; man hat den Eindruck, daß dies in einem viel höheren Grade in England der Fall sei als in Frankreich, dem Ursprungslande des Rittertums.

Der erste Teil der Abhandlung handelt von dem Zustandekommen eines Zweikampfes: Wenn ein Fall vor dem Constabularius und dem Marschall verhandelt wird und die Parteien weder durch Zeugen noch sonstwie Beweis erbringen können, vielmehr bereit sind, ihren Streit durch Zweikampf zu entscheiden, so hat der Constabularius das Recht, den Zweikampf zu beschließen. Die Bestimmung, daß Zweikampf nur zulässig ist, wenn keine andere Beweismöglichkeit besteht, ist uns aus dem

58. Calendar of Patent Rolls 1374—1377, S. 279; 1377—1381, S. 28.

59. Rotuli Parliamentorum III, S. 206.

französischen Recht bekannt. Neu aber ist das Gericht des Constabularius und Marschall. Vor diesem Gericht, das lateinisch *curia militaris* und französisch *court de chevalerie* heißt, werden also zur Zeit Richards II. und — nach der Vorrede Gloucesters zu schließen — auch zur Zeit Eduards III. die Fälle verhandelt, die zu einem Zweikampf führen. Die Anfänge dieses Gerichts liegen im Dunkel. Richterliche Gewalt haben Constabularius und Marschall wohl zuerst im Heere ausgeübt.⁶⁰ Im Jahre 1321 wurde Roger von Amory als Parteigänger des Grafen Thomas von Lancaster von einem Gericht verurteilt, das aus dem Constabularius, dem Marschall und einem Ritter bestand.⁶¹ Es ist jedoch zweifelhaft, ob Constabularius und Marschall des königlichen Heeres identisch sind mit Constabularius und Marschall von England, zumal der Marschall, der in dem Urteil über d'Amory erwähnt ist, in einer Urkunde von 1324 „*sene-schallus hospitii*“ genannt wird.⁶² Und um diese letzteren handelt es sich ja in der *curia militaris* des Thomas von Woodstock. In Schottland hören wir 1332 von dem Amt des Constabularius in Verbindung mit dem gerichtlichen Zweikampf. König David erklärt in einer Urkunde vom 26. Februar 1332, daß die Tatsache, daß er während eines Turniers in Aberdeen dem Herrn Johann Somerville die Schranken zum Geschenk gemacht habe, nicht als eine Beeinträchtigung des Rechtes des Constabularius oder seiner Nachfolger aufgefaßt werden solle.⁶³ Nun besitzt der Constabularius auch nach den Regeln des Thomas von Woodstock bei einem gerichtlichen Zweikampf das Anrecht auf die Schranken und Tribünen, die ihm als eine Belohnung für seine Tätigkeit zustehen. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß es in Schottland im Jahre 1332 das Amt des Constabularius mit den in der Ordonnanz des Herzogs von Gloucester geschilderten Rechten und Pflichten gegeben hat. Auch in England besaß die *curia militaris* spätestens unter

60. Vgl. die Urkunden in den *Placita exercitus Regis* 24 Edward I. Public Record Office London, schott. Urkunden, von denen L. W. V. Harcourt einige zitiert in seinem „*His Grace the Steward*“ London 1907, S. 363.

61. L. W. V. Harcourt, *His Grace the Steward*, S. 400.

62. Ebenda S. 399/400.

63. Neilson, a. a. O. S. 210.

Eduard III. die Befugnisse, die für die Zeit Richards II. von Thomas Gloucester bezeugt werden. Spricht doch die Ordonnanz von den Vorgängern im Amte des Constabularius, die es unterlassen haben, das im Zweikampf geltende Recht aufzuzeichnen. Eine Bitte, die die Gemeinen im Parlament von 1379 vorbrachten,⁶⁴ läßt ebenfalls darauf schließen, daß die curia militaris schon zur Zeit Eduards III. eingebürgert war. Die Gemeinen wenden sich nämlich dagegen, daß Untertanen des Königs durch schriftliche Anklage vor dem Constabularius und Marschall des Verrats und anderer Verbrechen bezichtigt werden und im Widerspruch zum Gesetz des Landes und zum Wortlaut der Magna Charta im Gefängnis gehalten wurden, obwohl diese Verbrechen innerhalb des Königreichs verübt worden sein sollen. Sie bitten, dem Constabularius und Marschall zu verbieten, derartige Prozesse in die Hand zu nehmen, die vor die ordentlichen Gerichte gehören, da sonst alle Bürger des Landes allein durch die falsche Verdächtigung ihrer Feinde ins Gefängnis kommen können. Die Antwort des Königs bringt keine Entscheidung: das Parlament sei nahe am Ende; die Sache fordere reifliche Überlegung; auch seien die Erben, die das Amt des Constabularius beanspruchen, noch minderjährig; die Lords können daher keine endgültige Entscheidung treffen. Die Klage aber, die zur Zeit in der curia militaris verhandelt werde wegen Verrats in Cornwall, werde der König selbst in die Hand nehmen und einer besonderen Kommission überweisen. Wenn die Gemeinen schon zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Richards II. gegen Übergriffe der curia militaris protestieren, so ist anzunehmen, daß dieser Gerichtshof schon unter Eduard III. tätig war. Außerdem geht aus der Petition hervor, daß vor allem Fälle von Verrat in die Zuständigkeit dieses Sondergerichts gehören, Fälle also, in denen seit den frühen Zeiten schon immer der kämpfliche Beweis üblich war. Nach der Rechtsauffassung der Gemeinen sollten aber nur solche Verbrechen der Gerichtsbarkeit des Constabularius und Marschall und dem gerichtlichen Zweikampf unterworfen sein, die außerhalb des Landes begangen worden sind. Die Antwort des

64. Rotuli Parliamentorum III, S. 65 b.

Königs zeigt, daß der Adel keineswegs gewillt war, diese Beschränkung anzuerkennen. Die Übergriffe des Sondergerichtshofes nahmen im Laufe der Regierung Richards immer mehr zu. Dank der Tätigkeit des Herzogs von Gloucester nahm der gerichtliche Zweikampf in der ritterlichen Form einen ungeahnten Aufschwung. Ein Statut von 1384 grenzt zwar noch einmal die Zuständigkeit der *curia militaris* im Sinne der Petition der Gemeinen von 1379 ab. Aber schon 1389 haben die Gemeinen wieder Anlaß, gegen die Übergriffe der *curia* zu protestieren, die unter dem Namen „*causae de fide laesa*“ die verschiedenartigsten Prozesse an sich reißt. Das Parlament gibt der Bitte der Gemeinen statt. Das Gericht des *Constabularius* soll sich nur mit Fällen, die das Waffenhandwerk außerhalb des Landes angehen, abgeben und mit eben den Fällen im Inland nur soweit, als sie von den ordentlichen Gerichten nicht entschieden werden können. Die letzte Regelung ist sehr dehnbar und hat vor weiteren Übergriffen nicht bewahrt.⁶⁵ Doch hat man einem, der vor dem Gericht des *Constabularius* angeklagt ist, die Möglichkeit geschaffen, vom König eine Entscheidung zu erbitten, ob der Fall nicht vor das ordentliche Gericht gehöre.

Der gerichtliche Zweikampf wurde dann auch als willkommene Waffe gegen innere Gegner verwandt. Auch der Ehrgeiz des Herzogs von Gloucester mag viel zur Blüte dieser Institution in der Regierungszeit Richards II. beigetragen haben. Im wesentlichen aber war der Aufschwung des Zweikampfes getragen vom Adel und von der Ritterschaft, deren Idealen der gerichtliche Zweikampf in so hohem Maße entsprach. Daß der Kampfprozeß dieser Periode ganz auf die ritterliche Bevölkerung zugeschnitten war, wird deutlich an der Form des Zweikampfes, wie er in der Ordonnanz des Thomas von Woodstock beschrieben ist.

Während in Frankreich im Zweikampf des 14. Jahrhunderts den Kämpfern freigestellt war, welche Waffen sie gebrauchen wollten, wird nach der Ordonnanz des Thomas von Woodstock Zahl und Art der Waffen vom *Constabularius* in der Vorverhandlung bestimmt. Das ist ein konservativer Zug in der Or-

65. *Rotuli Parliamentorum* III, S. 365.

donnanz. Es werden sogar die betreffenden Waffen angegeben, die der Constabularius zuerkennen soll; jedoch in den verschiedenen Handschriften verschiedene Waffen. So ganz bindend ist also die Vorschrift nicht gewesen. Doch handelt es sich immer um die ritterlichen Waffen. Der Stock, die ursprüngliche Waffe im Gottesurteil, wird in dem französischen Werk noch, allerdings wohl formelhaft erwähnt; bei Thomas von Clou-
cester kommt er überhaupt nicht mehr vor; vielmehr werden Lanze, Langschwert, Dolch und in einigen Handschriften auch noch das Kurzschwert genannt.

Wie im alten Kampfprozeß werden in der Vorverhandlung Bürgen und Sicherheiten gestellt, die für das rechtzeitige Erscheinen der Parteien zum eigentlichen Kampf eintreten sollen. Von einer Verhaftung der Parteien ist keine Rede. Sie müssen sich aber verpflichten, einander in der Zwischenzeit in Ruhe zu lassen. Der König stellt das Grundstück für den Kampfplatz zur Verfügung. Die Errichtung der Schranken liegt dem Constabularius ob. Der Kampfplatz soll 60 Schritt lang und 40 Schritt breit sein, eben, ohne Steine und mit festem Boden. Die Abschränkung soll so hoch sein, daß kein Pferd darüber springen kann, mindestens 7 Fuß.^{65a} Man sieht, wie man sich gegen Störungen von außen zu schützen suchte, wie sie früher vorgekommen waren.⁶⁶ Am Tage des Kampfes soll der König auf einem Thron sitzen, der auf einer Tribüne errichtet wird. Constabularius und Marschall haben ihren Platz am Fuß der Tribünentreppen. Sie lassen die Bürgen hereinrufen und übergeben sie dem Könige. Dann erscheint zuerst der Kläger am Osttor, vollständig gerüstet und gewappnet. Der Constabularius fragt ihn nach Namen und Begehr und öffnet sein Visier, um zu sehen, ob er auch wirklich der Kläger ist. Dann erst wird er hereingelassen mit seinem Rechtsbeistand und seinen Dienern, die Lebensmittel und dergl. für ihn hereintragen. Auf dem ihm bestimmten Stuhle hat er dann das Eintreffen des Angeklagten zu erwarten, der in der gleichen Weise die Schranken betritt.

65a. Eine Handschrift nimmt nur einen Fuß Höhe an; deren Schreiber scheint keine besonders gute Meinung von dem Springvermögen eines Ritterpferdes gehabt zu haben.

66. Siehe oben S. 98.

Wenn der Angeklagte nicht zur Zeit kommt, wird er dreimal vom Marschall gerufen. Er ist nicht wie der Kläger an die festgesetzte Zeit gebunden. Nur darf er nicht später als Mittag eintreffen; sonst wird er als überführt verurteilt. Sind beide Kämpfer an ihren Plätzen angelangt, untersuchen Constable und Marschall die Waffen, ob sie keinerlei Zaubermittel oder Beschwörungen aufweisen und ob sie den Vorschriften entsprechen; die Lanzen werden auf die gleiche Länge gebracht. Die Schutzwaffen unterliegen keinerlei Beschränkung. Der König hat zu bestimmen, ob die Eide vor ihm oder seinem Beauftragten oder vor dem Constabularius abzulegen sind. Es werden im ganzen drei Eide geschworen, die beiden ersten von jedem Kämpfer einzeln. Zuerst beschwört der Kläger die schriftlich festgelegte Klage, dann bestreitet der Kläger die Anklage Wort für Wort. Der zweite Eid betrifft die Waffen. Beide schwören, daß sie nur die vom Gericht vorgeschriebenen Waffen haben und keinerlei Zaubermittel angebracht haben. Zum dritten Eid werden beide gemeinsam vorgeführt; dabei sollen die Leute des Constabularius und des Marschalls zur Stelle sein, um ein vorzeitiges Ausbrechen von Tätlichkeiten zu verhindern. Außerdem warnt sie der Constable, nicht jetzt schon Hand aneinander zu legen bei Strafe sofortiger Verurteilung. Sie fassen einander bei der rechten Hand, die linke legen sie auf ein heiliges Buch (die Evangelien oder ein Missale) und einer schwört nach dem andern, mit ganzer Kraft kämpfen zu wollen, bis der Gegner sich ergibt oder stirbt Dieser Eid berührt merkwürdig; denn es liegt doch im eigensten Interesse beider Kämpfenden, ihre ganze Kraft einzusetzen, da doch dem Unterliegenden der Tod sicher war; handelt es sich um Verrat, so drohte dem, der seine Niederlage erlebte, die furchtbare Todesstrafe des Verräters; er wurde von einem Pferd auf den Richtplatz geschleift und dort enthauptet und gehenkt. Dieser Eid stammt daher entweder aus dem alten Gottesurteil, wo, etwa bei Streitigkeiten um Land die Strafe des Überwundenen verhältnismäßig leicht war, oder ist er so zu erklären, daß der König in der Regel von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machte, so daß sich eine vorsichtige hinhaltende Kampfweise empfahl. Nach den Eiden werden die Bürgen aus der Haft ent-

lassen. Dann wird durch Heroldsruf an den vier Ecken des Kampfplatzes die zuschauende Menge gewarnt, sich vier Schritt von den Schranken entfernt zu halten und auf keine Weise durch Zuruf oder Zeichen in den Kampf einzugreifen. Die Schranken werden von allen geräumt, bis auf den Constable und Marschall, ihre Stellvertreter und drei Ritter. Das Zeichen zum Beginn des Kampfes gibt der Constable auf Befehl des Königs mit dreimaligem Ruf. Sollte der König den Kampf unterbrechen, hat der Constable darauf zu sehen, daß die Kämpfer in genau der gleichen Stellung den Kampf fortsetzen. Wenn der König die Sache in seine Hand nimmt und der Kampf nicht fortgesetzt wird, führen Constable und Marschall die Kämpfer zu gleicher Zeit zu den Toren hinaus; denn — so heißt es in der Ordonnanz — nach einigen alten Schriftstellern hat derjenige die Schande, der zuerst den Kampfplatz verläßt. Wird der Kampf bis zum bitteren Ende fortgesetzt, so wird im Fall von Verrat dem Überwundenen noch auf dem Kampfplatz die Rüstung abgezogen; zu seiner Schande wird ein Stück der Schranken niedergelegt; durch die Lücke wird er dann zum Richtplatz geschleift. Bei andern Verbrechen wird der Besiegte erst auf dem Richtplatz seiner Rüstung beraubt und dann geköpft oder gehenkt. Handelt es sich aber um ein „fait d'armes“, so wird der Besiegte nur der Rüstung beraubt und nicht hingerichtet. Dieser Abschnitt im Werk des Thomas von Gloucester ist besonders aufschlußreich. Denn er beweist, daß man in England nicht dem Beispiel der französischen Ordonnanz von 1306 gefolgt ist, die den Zweikampf mit aller Deutlichkeit auf solche Fälle beschränkt, bei denen ein auch sonst mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen vorliegt. Thomas von Gloucester hält ja den gerichtlichen Zweikampf für den größten Waffengang, den es gibt.⁶⁷ Eine den Zweikampf beschränkende Tendenz liegt ihm gänzlich fern; seine Politik war, die Befugnisse der curia militaris und damit die Möglichkeit des Zweikampfes immer mehr auszuweiten. Es gab also in England gerichtliche Zweikämpfe, ohne daß ein Verbrechen den Anlaß gegeben hätte. Demnach ist glaubhaft, was Neilson⁶⁸ erzählt und wofür ich

67. Vorrede zur Ordonnanz.

68. Neilson a. a. O. S. 168.

keine zuverlässigen Belege finden konnte, daß im Jahre 1346 ein gerichtlicher Zweikampf vor Eduard III. in Calais wegen eines Streites um ein Wappen stattgefunden habe. Derartige Streitälle gehören ja in die Zuständigkeit der curia militaris und dort war man immer geneigt, auf Zweikampf zu erkennen.

Der Schluß der Abhandlung des Thomas von Gloucester handelt von besonderen Vorsichtsmaßnahmen zum Schutz des Kampfplatzes und von dem, was den beteiligten Beamten als Belohnung für ihre Tätigkeit zusteht. Hinter den eigentlichen Schranken sollen sogenannte falsche Schranken aufgebaut werden, und im Zwischenraum sollen sich die Diener des Marschalls und königliche Reisige aufhalten und für die Ruhe und Ordnung unter den Zuschauern sorgen. Sollte es im Verlauf des Kampfes eine Pause geben, in der die Kämpfer mit Wein, Essen und Trinken versorgt werden sollen, so ist dies die Aufgabe der Herolde. Sie bekommen dafür nachher die Waffen und das Pferd des Besiegten, sowie alle Waffen und die Pferde, von denen sich einer der Kämpfer im Verlauf des Kampfes trennen sollte, und die Schranken und die Tribüne und alles Holz, das zum Bau des Kampfplatzes verwandt wurde. Dies allerdings scheint die im 15. Jahrhundert gültige Regelung zu sein. Im 14. Jahrhundert treten die Herolde noch nicht so hervor. Nach der französischen Version bekommt der Constabularius die Waffen und Pferde, der Marschall die Schranken und die Tribüne. Andere Handschriften verteilen die zur Verfügung stehende Beute wieder anders auf die beiden.

Das also war die Form, in der sich der gerichtliche Zweikampf abgespielt hat, nachdem er der Rechtsprechung der curia militaris unterworfen war. Vieles von dem geschilderten Zeremoniell stammt aus dem alten Gottesurteil des Zweikampfes; unverkennbar aber ist der ritterliche Charakter des Kampfprozesses im 14. Jahrhundert. Schwach und entnervt war dieses Rittertum gewiß nicht, das dem gerichtlichen Zweikampf zu neuer Blüte verhalf. Seelisch und körperlich bedeutete der Zweikampf eine ungeheure Anstrengung. Schon das umständliche Zeremoniell und die Masse des zuschauenden Volkes waren eine Nervenprobe für den Kämpfer. Es ist einmal vorgekom-

men, daß einer während der letzten Vorbereitungen zum Kampf seine Anklage widerrief, obwohl er wissen mußte, daß ihn das Schicksal des Besiegten treffen werde. Es handelte sich um einen englischen Knappen, der einen Ritter schottischer Abkunft angeklagt hatte, und nach seinem Widerruf geschleift und gehenkt wurde.⁶⁹ Das schreckliche Ende, das den Besiegten erwartete, war geeignet, auch einem Beherzten Furcht einzuflößen; drohte ihm doch nicht nur eine grausame Hinrichtung, sondern auch das ewige Verderben. „Jeder gute Christ hüte sich, in solches Verderben zu fallen“, heißt es am Ende der französischen Kampfregeln. Und doch hat es genug mutige Ritter gegeben, die dem Zweikampf nicht ausgewichen sind. Ja, sie haben sich sogar zum Zweikampf gedrängt; ihre Kampflust war so groß, daß man froh sein mußte, wenn die Fechter nicht schon bei dem dritten, gemeinsam zu leistenden Eide aufeinander losstürzten.

Die eigentliche Blütezeit des gerichtlichen ritterlichen Zweikampfes beginnt erst in der Regierungszeit Richards II. Ein interessanter Kampf, der 1380 in London stattfand, wird in einer Chronik ganz ausführlich geschildert.⁷⁰ Ein Ritter, Johannes Annesley hatte im sogenannten „guten“ Parlament den Knappen Thomas Katrington des Verrats angeklagt: er habe das seiner Obhut anvertraute feste Schloß St. Salvator, das dem Sir John Chandos gehört hatte und nun ihm, dem Johannes als Erbe zugefallen war, um unschätzbar viel Geld an die Franzosen verkauft, obwohl die Besatzung und die Vorräte eine Verteidigung wohl gestattet hätten. Den Beweis will der Ritter durch Zweikampf erbringen. Daraufhin wird der Knappe in Haft genommen, beim Tode Eduards III. jedoch dank der Intervention Johannis von Gent und des Herrn von Latimer freigelassen. Johannes Annesley konnte die Klage nicht durchsetzen, da seine Gegner behaupteten, in diesem Falle sei der Zweikampf nicht zulässig. Endlich wurde entschieden, in Prozessen, deren An-

69. *Historia vitae et regni Ricardi II. a monacho quodam de Evesham consignata*, ed. Henry Hearne, Oxford 1729, S. 145.

70. Thomas Walsingham, *Historica Anglicana*, ed. H. T. Riley, Rolls Series 1863/4, Bd. I, S. 430/34.

laß im Ausland verübte Verbrechen seien, sei der Zweikampf zulässig, wenn der Constabularius und Marschall zuvor benachrichtigt werden. So wurde der Termin bestimmt und im Hof von Westminster besonders starke Schranken gebaut. Zu dem ungewohnten Schauspiel — berichtet der Geschichtsschreiber — kam aus allen Teilen des Königreichs eine solche Menge zusammen, wie sie nicht einmal bei der Krönung aufzutreten pflegte. Am frühen Morgen betrat der König mit den Magnaten und mit den Gemeinen seines Parlaments den Kampfplatz. Dann erschien der Forderer, gewappnet auf einem herrlich geschmückten Streitroß. Der Geforderte wurde dreimal gerufen und erschien nach dem dritten Ruf, gewappnet und auf einem Pferdesitzend, das mit einem Wappen geziert ist. An den Schranken angelangt springt er plötzlich vom Pferde; es soll nicht die Schranken betreten und damit nach dem Kampfrecht am Ende dem Constabularius zufallen. Das sollte zum ersten Zwischenfall in diesem aufregenden Zweikampf führen. Das Unglück wollte es nämlich, daß das ledige Pferd des Knappen den Schranken entlang trabte und gelegentlich stehen bleibend den Kopf über die Schranken hinweg in den Kampfplatz hinein streckte. Deshalb beanspruchte Thomas von Woodstock als Constabularius das Pferd und schwur, er wolle mindestens den Pferdekopf haben, soviel eben vom Pferde innerhalb der Schranken sichtbar gewesen sei; das Pferd wurde ihm auch nach Beendigung des Kampfes zugesprochen. Als die Klageartikel vorgelesen wurden, versuchte der Knappe, vom Gewissen geplagt, einige Vorbehalte zu machen. Da wandte sich selbst sein Gönner, der Herzog von Lancaster gegen ihn: er werde sofort zum Galgen geschleift werden, wenn er nicht nach den Bedingungen des Zweikampfes und nach dem Gesetz der Waffen sich mit der Form der Klage einverstanden erkläre. Da trumpfte der Knappe auf, er sei bereit, mit dem Ritter nicht nur in diesem Falle sondern in jedem Falle der Welt zu kämpfen. Er vertraute nämlich — fügte der Chronist hinzu — mehr auf seine Kraft und die Gunst seiner Freunde als auf seine gute Sache. War er doch groß und stattlich, während der Ritter besonders klein zu sein schien. Zwei Eide wurden geleistet, einer bezog sich auf die Wahrheit bzw. Unwahrheit der Anklage, der andere

auf die Zaubermittel und Beschwörungen.⁷¹ Nach einem Gebet beginnt der eigentliche Kampf. Sie kämpften zuerst mit den Lanzen, dann mit dem Schwert und schließlich mit dem Dolch. Der Knappe hat am Ende gar keine Waffen mehr und wird zu Boden geworfen. Der Ritter will sich eben auf ihn werfen, stürzt aber durch den herabströmenden Schweiß am Sehen gehindert nicht auf, sondern neben seinen Gegner. Der Knappe bemerkt dies und obwohl er von der Anstrengung des Kampfes schon halb tot ist, greift er mit der Hand nach dem Ritter und zieht seinen Körper mit letzter Kraft auf den des Ritters. Atemlose Spannung unter den Zuschauern! Die Meinungen sind geteilt, wem der Sieg zuzusprechen sei. Da ordnet der König die Unterbrechung des Kampfes an und läßt den Ritter gegen dessen Protest vom Boden aufheben. Während der Knappe ohne die Hilfe zweier Männer weder gehen noch stehen kann und auf einen Stuhl gesetzt wird, tritt der Ritter vor den König und die Magnaten und bittet, wieder in die alte Stellung gebracht zu werden und den Kampf fortsetzen zu dürfen. Er hatte nämlich bemerkt, daß sein Gegner nicht mehr lange leben werde; so hatte diesem die Anstrengung und die Hitze und das Gewicht der Rüstung zugesetzt. Wie der König und die Lords den Ritter noch so frisch vor sich sehen, der dazu noch eine hohe Summe Geldes anbot, geben sie seiner Bitte statt und befehlen, die beiden wieder in die alte Stellung zu bringen. Inzwischen aber war der Knappe wie tot vom Stuhle gefallen. Man bringt ihm Wein und Wasser, aber er erholt sich erst wieder, als man ihn bis auf die Haut auszieht. Nach einer langen Pause wacht der Knappe von seiner Ohnmacht auf und blickt die Umstehenden mit schrecklichen Blicken an. Da tritt der Ritter immer noch in voller Rüstung an ihn heran, nennt ihn einen falschen Verräter und fragt ihn, ob er den Kampf zu wiederholen wage. Der Knappe vermochte nicht zu antworten. So wurde der Kampf für beendet, Johannes Annesley zum Sieger erklärt. Der Überwundene wurde zu Bett gebracht, verfiel in Raserei, und starb am nächsten Tage. Dies geschah — so beendet der Chronist

71. Der in der Ordonnanz des Thomas von Woodstock erwähnte Eid, mit ganzer Kraft kämpfen zu wollen, wird also nicht geleistet.

seine Erzählung — zur Freude des gemeinen Volkes, zum Schmerz der Verräter.

So also hat der ritterliche gerichtliche Zweikampf in der Wirklichkeit ausgesehen. Thomas von Woodstock hat recht: es ist der schwierigste Waffengang, den ein Ritter tun konnte. Die ritterliche Auffassung vom Waffenhandwerk ist gewiß keine spielerische, wie man schon geglaubt hat. Der gerichtliche Zweikampf war auch in seiner ritterlichen Form eine bitterernste Angelegenheit. Und wenn die ritterliche Bevölkerung dieser Zeit nie gezögert hat, die unerhörte Schwere dieses Kampfes auf sich zu nehmen, ja sogar in einer Reihe von Fällen, von denen unten die Rede sein soll, sich geradezu zum Zweikampf gedrängt hat, so beweist dies, wie sehr nicht nur das weniger gefährliche Justieren und das Turnier, sondern auch der schwere ernste Kampf ihr Lebenselement war. Es zeigt auch, wie ausgebildet und fein ihr Ehrgefühl, wie stark ihre Rachgier gewesen sein muß. Denn derartige Motive haben gewöhnlich zum gerichtlichen Zweikampf geführt, nicht etwa praktische Erwägungen und Interessen.

Im Kampf des Annesley gegen Thomas Katrington fällt auf, daß der Prozeß nicht vor der *curia militaris*, sondern vor dem Parlament geführt wird, während der Constabularius in der Leitung des Kampfes schon alle die Obliegenheiten und Rechte zu haben scheint, die auch in der Ordonnanz Thomas von Woodstock verzeichnet sind. Wenn der besiegte Knappe nicht hingerichtet wird, so hat er das wohl seinen mächtigen Gönnern zu verdanken.

Einem andern besiegten Verräter sollte die schreckliche Todesstrafe nicht erspart werden. Es war ein Ausländer, Martiletus de Vynclef aus Navarra, der einen Engländer, Johannes Walshe aus Grimsby, des Verrats anklagte. Nach Walsingham⁷² wurde der Zweikampf vom Parlament festgesetzt. Er berichtet auch als einzige von den Quellen, der Navarrender habe kurz vor seinem Tode gestanden, daß seine Anklage falsch sei; er sei aus Rache gegen Walshe vorgegangen, der einst in Cherbourg seine Frau verwaltigt habe. Nach einer Exchequer-Rechnung wurden dem Navarrender seine Ausgaben für Rüstung und Waffen

72. Walsingham, a. a. O. II, S. 118.

vom König ersetzt.⁷³ Der Kampf fand in Westminster statt, König Richard und Herzog Johann von Lancaster waren anwesend. Der Engländer siegte und der Navarrenser wurde vom Constable und Marschall kraft ihres Amtes zum Tode des Verräters verurteilt. Obwohl die Königin und andere um seine Begnadigung baten, bestätigte der König das Todesurteil, „damit sich derartige Anklagen in Zukunft nicht allzu sehr häufen“. Der Navarrenser wurde daher geschleift, gehenkt und enthauptet. Der glückliche Sieger aber wurde zum Ritter geschlagen und reich beschenkt vom König, vom Herzog von Lancaster und von den anderen Magnaten des Reiches.⁷⁴

Nachdem der gerichtliche Zweikampf wieder so stark zur Geltung gekommen war, wurde er gerade in der politisch so bewegten Zeit Richards II. zu einem häufig angewandten Mittel, politische Gegner zu vernichten, indem man sie des Hochverrats anklagte, oder sich gegen Anfeindungen und Verleumdungen zu verteidigen, indem man sich durch Zweikampf von dem betreffenden Vorwurf reinigen zu wollen anbot. Es wurde Sitte, die geringfügigste Beleidigung mit einer Forderung zu beantworten. Die Austragung freilich geschieht nicht immer in der Form des gerichtlichen Zweikampfes, sondern mit der Zeit in dem wohl auch aus Frankreich gekommenen außergerichtlichen Zweikampf, von dem oben die Rede war. 1377 verteidigte sich Herzog Johann von Lancaster gegen die Anschuldigungen der Gemeinen, indem er seine Treue „durch Zweikampf oder anderswie“, wie es der König befehle, verteidigen zu wollen versprach.⁷⁵ Ein Gleiches tat der Ritter Ralph de Ferriers, als er des Verrats bezichtigt wurde: „er wolle sich mit seinem Körper verteidigen, wie es einem Ritter gezieme“, heißt es im Parlamentsprotokoll.⁷⁶ Es sollte aber nicht zum Zweikampf kommen, sowenig wie in dem Fall des Herzogs von Lancaster, da sich die ihn belastenden Briefe als Fälschungen erwiesen. Johann

73. Issues of the Exchequer ed. Frederic Devon, London 1837, S. 226.

74. Walsingham a. a. O. II, S. 118; Henry Knighton, Chronicon ed. J. R. Lumby, Rolls Series London 1889/95, II, S. 204; Ranulf Higden, Polychronicon ed. J. R. Lumby, Rolls Series London 1865—1886, IX, S. 53.

75. Rotuli Parliamentorum III. S. 5 a.

76. Ebenda S. 92 b.

von Northampton, ein Parteigänger Lancasters, der zwei Jahre lang die Stadt London beherrscht hatte, sollte 1384 in Reading wegen seines aufrührerischen Wesens bestraft werden. Er protestierte, man dürfe ihn nicht in Abwesenheit seines Herrn, des Herzogs von Lancaster, verurteilen. Der Richter antwortete: er müsse sich im Zweikampf reinigen oder das Urteil erleiden. Den Zweikampf wagte er nicht auf sich zu nehmen; so wird er zu lebenslänglicher Verbannung nach Cornwall verurteilt.⁷⁷ Als 1387 die Opposition um den Herzog Thomas von Gloucester, die sogenannten Appellanten, Sturm liefen gegen die Ratgeber Richards, da war die Bereitschaft zum Zweikampf auf beiden Seiten groß. Die rebellischen Barone verhandelten mit dem König in Westminster und klagten Robert de Vere, Herzog von Irland, den Erzbischof von York, Michael de la Pole, Robert Tresilian, den Großrichter und den Ritter Nikolaus Bramber aus London des Verrats an; sie warfen ihre Handschuhe auf die Erde und schwuren, diese Anklage im Zweikampf durchfechten zu wollen. Der König lehnte diese Methode ab und vertagte die Angelegenheit auf das kommende Parlament.⁷⁸ Auf der andern Seite erbot sich der vor dem Parlament angeklagte Nikolaus Bramber, seine Unschuld im Zweikampf beweisen zu wollen. Die anklagenden Herren antworteten ihm, er sei schon überführt und in diesem Falle sei der Zweikampf nicht zulässig. Er wurde zum Tode verurteilt. Auch den Rittern Simon Burley, James Berner, John Salisbury und John Beauchamp sollte das Angebot, sich durch Zweikampf reinigen zu wollen, nichts nützen.⁷⁹ Sie wurden zum Tode verurteilt, weil sie Freunde des Königs waren. Als über die Sieger von 1387/8 das Verhängnis hereinbrach, da spielte die Forderung zum Zweikampf wieder eine große Rolle. Richard Graf von Arundel wurde 1397 im Parlament angeklagt. Acht Ankläger warfen ihre Handschuhe auf den Boden und erklärten, für die Wahrheit der verlesenen Anklageschrift im Zweikampf eintreten zu wollen. Der Graf antwortete, er schrecke vor dem Zweikampf nicht zurück, wenn

77. Walsingham, *Historia Anglicana* II, S. 116.

78. Walsingham, *Historia Anglicana* II, S. 166.

79. Rotuli Parl. III, S. 243 a, S. 238; Ranulf Higden, *Polychronicon*, IX, S. 149.

er frei sei und es dem König gefalle. Der Chronist versäumt nicht hinzuzufügen, daß sich die Forderer höchst unwürdig benahmen: „mit Gesten des Körpers und unanständigen Sprüngen machten sie mehr den Eindruck von Schlangenmenschen als von Rittern und nüchternen Männern“.⁸⁰ So tief war das Gottesurteil von einst gesunken. Freilich, durchaus nicht immer waren diese politisch bedingten Kampfprozesse nur eine Farce.

Der berühmteste ritterliche Kampfprozeß der Zeit Richards wäre beinahe bis zum bitteren Ende durchgeführt worden. Er ist ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse, die zum Sturz Richards geführt haben und gehört somit vor allen anderen in die Reihe der politischen Kampfprozesse. Es ist der Streit des späteren Heinrich IV. mit Thomas Mowbray, dem Herzog von Norfolk. Der Anlaß war ein Gespräch, das die beiden miteinander gehabt hatten, als sie zufällig auf der Reise nach London zusammengetroffen waren. Thomas Mowbray meinte, es drohe ihnen vom König große Gefahr; Richard habe ihnen nie vergeben, daß sie einst zur Partei Gloucester gehört haben; er trachte danach, einen nach dem andern von den mißliebigen Großen zu vernichten. Nach seiner eigenen Erzählung widersprach Heinrich heftig dem Verdacht des andern: er habe keinen Grund, an der Gnade seines Herrn und Königs zu zweifeln. Irgendwie bekam Richard Kunde von dieser Unterhaltung und zwang Heinrich unter Hinweis auf seine Lehenspflicht, ihm alles zu gestehen.⁸¹ Heinrich überreichte die schriftliche Anklage im Parlament von Shrewsbury Januar 1398. Die Klage wurde einer Kommission überwiesen, die aus dem König, dem Herzog Johann von Lancaster, 4 Herzögen, einem Marqueß, sechs Grafen und sechs Rittern bestand. Am 23. Februar erschienen die beiden Herzöge wieder vor dem König in Oswestry. Thomas Mowbray bestreitet die Anklage Wort für Wort. Die Kommission aber entschied am 19. März in einer Sitzung in Bristol, daß die Angelegenheit in die Zuständigkeit der curia militaris „la

80. Annales Ricardi II. et Henrici IV., ed. H. T. Riley, Rolls Series London 1866, S. 214/15.

81. Daß Heinrich der freiwillige Angeber gewesen sei, kann ich nicht glauben. Vgl. the Political History of England ed. William Hunt, Vol. IV, S. 142.

cour de la Loy de Chivalrie“ gehöre, da keine Beweise vorgebracht werden können. Auf einem Tag in Windsor wurde dann der Zweikampf beschlossen; er sollte am 16. September in Coventry stattfinden. Wieder war also das Statut von 1389 verletzt worden, das die Zuständigkeit der curia militaris abgrenzen sollte. Am festgesetzten Tage kamen die Mannen aus allen Teilen Englands herbeigeströmt, berichtet eine Chronik. Constabularius und Marschall erschienen mit großem Aufgebot. Vom König heißt es sogar, er habe eine Truppe von 10 000 Mann mitgebracht. Wenn diese Zahl auch sicher nicht zuverlässig ist, so wissen wir doch aus einer Exchequer-Urkunde, daß Richard alle seine Getreuen aus dem Lande zum Schutze seiner Person und des Kampffeldes auf den Termin nach Coventry aufrief.⁸² Es war eine außerordentlich prächtige Versammlung. Die Leute des Constabularius und des Marschall waren in Seide gekleidet. Heinrich ritt vollständig gewappnet mit sieben Pferden in die Schranken. Sein Pferd war weiß und ganz behängt mit blauen und grünen Samtdecken, die mit Schwänen und Antilopen bestickt waren. Nachdem er am Eingang den Eid geleistet hatte, schlug er das Kreuz über der Stirn und in der einen Hand das entblößte Schwert aufrecht haltend, in der andern Hand die Lanze ritt er zu seinem prächtig geschmückten Sitz. Später betrat sein Gegner, dessen Pferd in roten mit silbernen Löwen und Maulbeerbäumen bestickten Samt gekleidet war, laut betend den Platz. Die bekannten Formalitäten wurden erledigt. Die Spannung unter den Zuschauern wuchs. Die Herolde geben den Ruf zum Fertigmachen. Heinrich steigt schnell zu Pferde, schließt das Visier und bringt seine Lanze in Position. Beim ersten Trompetenstoß reitet er sofort einige Schritte gegen seinen Gegner vor. Da — Thomas Mowbray war mit seinen Vorbereitungen noch nicht zu Ende — wirft der König sein Szepter zu Boden. Die Herolde rufen: Ho! Ho! Der Kampf wird unterbrochen, ehe er noch richtig begonnen hat. Den Fechtern werden die Lanzen abgenommen; sie begeben sich wieder auf ihre Sitze. Der König berät sich zwei volle Stunden lang mit seinen Ratgebern. Er nimmt die Sache in die Hand,

82. Issues of the exchequer ed. Frederic Devon, S. 267.

angeblich um Schande und Verderben von zwei so vornehmen Herren und Verwandten des königlichen Hauses abzuwehren. Er verurteilt dann Thomas Mowbray zu lebenslänglicher, Heinrich zu 10jähriger Verbannung.

Adam von Usk, der Chronist und Anhänger der lancastri-schen Seite, behauptet, Richard habe mit einem Sieg Mowbray's gerechnet; als er aber Herzog Heinrich auf dem Kampfplatz erblickt habe, seien ihm Zweifel gekommen und da habe er sofort den Kampf in seine Hand genommen. Wahrscheinlich ist, daß Richard von vornherein mit der Möglichkeit gerechnet hat, beide Gegner zugleich zu vernichten. Sein skrupelloses Vorgehen sollte ihm freilich nichts nützen. Indem er durch die strengere Bestrafung Mowbrays dessen Schuld anzudeuten schien, konnte er gerechterweise dessen Gegner nicht auch bestrafen. Die Verurteilung Heinrichs hat denn auch schon bei der Verlesung auf dem Kampfplatz den Unwillen der Menge erregt.⁸³ Als er an der Spitze eines Heeres aus der Verbannung zurückkehrte, da eroberte er die Herzen des Volkes im Sturme.

Mit den politischen Folgen dieses berühmtesten aller englischen Kampfprozesse haben wir uns hier nicht zu befassen; uns liegt daran, den Charakter des damaligen Zweikampfes zu erkennen. Zwei Dinge fallen auf: Einmal daß so hochgestellte Persönlichkeiten überhaupt zum Zweikampfe bereit sind. In Frankreich war es üblich, hochgestellte Persönlichkeiten durch Kampfvertreter am Kampfprozeß teilnehmen zu lassen. Eduard I. forderte einst seine Gegner kurz vor der Schlacht von Lewes auf, unter freiem Geleite ins königliche Lager zu kommen und ihre Anschuldigungen gegen ihn im Zweikampf als wahr zu erweisen. Er dachte aber gar nicht daran, selbst zu kämpfen. Vielmehr sollten die beiden Grafen gegen ebenbürtige Stellvertreter kämpfen.⁸⁴ Heinrich von Lancaster war eines Königs

83. Über diesen Kampfprozeß siehe vor allem: Rotuli Parl. III, S. 382/3; Adam de Usk, *Chronicon* ed. Edward m. Thompson London 1904, S. 23; *Annales Ricardi II. et Henrici IV.* ed. H. T. Riley Rolls Series London 1866, S. 225/6; *Historia vitae et regni Ricardi II. a monacho quodam de Evesham consignata*, ed. Thomas Hearne Oxford 1729, S. 145/6; *Edward Hall Chronicle*, ed. Henry Ellis, London 1809, S. 3—5.

84. Siehe oben Seite 106.

Enkel. Daß er selbst den Kampf auf sich nahm, zeigt wie sehr sich die Stellung zum Zweikampf seit den Tagen Eduards I. geändert hatte. Außerdem macht der Zweikampf der Herzöge deutlich, wie sehr das alte schlichte Gottesurteil zum Schauspiel geworden war. In Coventry wurde von allen Beteiligten eine verschwenderische Pracht entfaltet: von den Kämpfern, von Constabularius und Marschall, vom König. Das entsprach nicht dem Ernste der Sache; wohl aber entsprach es dem Sinn für eindrucksvolles Auftreten, für die festliche Gestaltung des Lebens, wie er sich in den Turnierfesten derselben Periode ausdrückt. Ritterlicher Geist hatte den Zweikampf am Leben erhalten; ritterlicher Geist sollte im Zweikampf lebendig sein.

Kein Wunder, daß ein gerichtlicher Zweikampf in dieser Zeit eine große Anziehungskraft auf die schaulustige Bevölkerung ausübte, daß er größere Zuschauermassen anlockte als das doch auch gewiß reich ausgestattete Schauspiel einer mittelalterlichen Königskrönung.

Die aus politischen Motiven entspringenden Forderungen zum Zweikampf sollten sich nach der Machtergreifung Heinrichs IV. noch mehrten. Auf dem ersten Parlament Heinrichs wurden die nächsten Berater des abgesetzten Königs angeklagt. In der ersten Sitzung verteidigte sich der Herzog von Aumerle gegen die belastenden Aussagen des Ritters Wilhelm Bagot, indem er auffuhr und seine Kopfbedeckung in die Mitte des Saales warf zum Zeichen, daß er seine Unschuld im Zweikampf beweisen wolle. Der König aber befahl ihm sein Kampfpfand wieder an sich zu nehmen. Als in einer Urkunde der Satz vorgelesen wurde, der Herzog von Gloucester, dessen Tod den Angeklagten zur Last gelegt wurde, sei ein Verräter gewesen, sprangen Lord Fitzwater und Lord Morley auf und erboten sich, gegen jedermann fechten zu wollen, der dies zu behaupten wagte, obwohl sie recht wohl wußten, daß niemand mehr nach der Umwälzung daran denken konnte, eine derartige Behauptung zu wagen. In den weiteren Verhandlungen kam es zu einem ganzen Sturm von Herausforderungen. Als Kampfpfänder werden die Schapel verwandt, die damalige Kopfbedeckung und nicht der sonst übliche Handschuh. Wieder beschuldigte Fitzwater den Herzog von Aumerle der Mitschuld am Tode

Gloucesters und warf ihm zum Zeichen der Herausforderung zum gerichtlichen Zweikampf sein Schapel vor die Füße. Aumerle tat ein Gleiches. Morley und Salisbury forderten einander in derselben Form. Schließlich warfen fast alle anwesenden Lords als Anklage gegen Aumerle ihre Schapel auf den Boden, und es entsteht ein solcher Tumult, daß Heinrich fürchtete, der Herzog werde auf der Stelle ermordet werden.⁸⁵ Keine dieser wilden Forderungen führte zu einem Zweikampf, Heinrich IV. hütete sich, zu diesem den Gemeinen so verhaßten Mittel zu greifen und begnügte sich damit, die angeklagten Lords aller Titel und Güter zu berauben, die sie seit 1397 erhalten hatten. Doch beweisen die tumultarischen Szenen im Parlament von 1399, daß die damaligen Herren schnell bei der Hand waren, wenn es galt, zum Zweikampf zu schreiten. Die Herausforderung Salisburys sollte noch ein merkwürdiges Nachspiel haben. Im Kampfprozeß zwischen Morley und Salisbury war dieser zu dem festgesetzten Termin nicht erschienen, da er bei der ersten Rebellion der Freunde Richards umgekommen war. Morley bat, ihn wegen Ausbleibens als Verräter zu verurteilen; als sein Rechtsvertreter fungierte der Chronist Adam de Usk. Es ging um die Entschädigungspflicht der Bürgen Salisburys. Die Gegenpartei plädierte auf Entschuldigung des Ausbleibens wegen Ablebens. Adam de Usk aber weist darauf hin, daß Salisbury durch seinen verräterischen Aufstand selbst schuld sei an seinem Tode, gewann den Prozeß und wurde reich belohnt.⁸⁶

Heinrich IV. hatte persönlich eine große Vorliebe für das Turnier und wohl auch für die ritterliche Form des gerichtlichen Zweikampfes. Doch mußte er auf die Auffassung der Gemeinen Rücksicht nehmen, zumal von den Anklageartikeln, die man zur Begründung der Absetzung Richards aufsetzte, auch einer vom gerichtlichen Zweikampf gehandelt hatte. Der Artikel zielte offenbar auf den Zweikampfprozeß der Herzöge von Norfolk und Hereford: Untertanen des Königs seien böswillig angeklagt worden, irgend etwas zur Schande des Königs öffent-

85. *Annales Ricardi II. et Henrici IV.*, ed. H. T. Riley, *Rolls Series* London 1866, S. 304, 308/10, 314/15; Otterbourne, ed. Th. Hearne, I, S. 222.

86. Adam de Usk, a. a. O. S. 45; *Issues of the Exchequer*, ed. Frederic Devon, S. 275.

lich oder im geheimen gesagt zu haben, seien ins Gefängnis geworfen und vor den Gerichtshof des Constabularius und Marschall von England geführt worden, wo ihnen nur übrigblieb, ihre Unschuld zu beteuern oder die Reinigung durch Zweikampf anzubieten, obwohl die Ankläger häufig starke und gesunde Jünglinge, die Angeklagten aber alt, schwach und krank gewesen seien.⁸⁷ Noch im Parlament von 1399 verstand sich der König dazu, die Regelung des Statutes von 1389 zu bestätigen. Im Inland verübte Verbrechen sollten unter keinen Umständen vor der curia militaris verhandelt werden, auch nicht mehr, wie die Prozesse gegen Richards Ratgeber, im Parlament; die curia militaris sollte nur im Ausland verübte Verbrechen aburteilen dürfen. Aber wiederum sollte sich der Geist der Zeit stärker erweisen als die Gesetzgebung.

Wenn die Gemeinen geglaubt hatten, mit der Erfüllung ihrer Bitte dem Institut des gerichtlichen Zweikampfes einen Schlag versetzt zu haben, so wurden sie enttäuscht. Es lag in der Natur des Verrates, daß er meist außerhalb des Königreiches begangen wurde. So haben wir eine ganze Reihe dieser Prozesse in der Zeit Heinrichs IV. Im Jahre 1402 kämpften Yewan ap Griffith Lloyt und der Ritter Perceval Soudan miteinander in einer Verratsklage; der Graf von Westmoreland überwachte als Marschall von England die Herstellung der Schranken in Smithfield, d. h. auf dem Turnierfeld von London.⁸⁸ Wenige Jahre später soll sogar der Streit zweier Bürger von Bordeaux auf dem Kampfplatz in England entschieden werden. Der Gouverneur und der Constabularius der Stadt Bordeaux zögerten mit der Festsetzung des gerichtlichen Zweikampfes, nachdem ein vornehmer Bürger den andern wegen Verrates am König von England angeklagt hatte. Kurz entschlossen appellierte der Ankläger an den König von England. König Heinrich ließ beide nach England kommen, und dort beschloss der Constabularius und der Marschall von England den Zweikampf, der in Anwesenheit der Könige von England und Schottland in Nottingham stattfand. Sie kämpften tapfer und lange mit ihren

87. Rotuli Parl. III, S. 420 b.

88. Issues of the Exchequer, ed. Fred. Devon, S. 291.

verschiedenen Waffen,⁸⁹ schließlich kam es zum Ringkampfe. Da unterbrach der König den Kampf auf Bitten des Königs von Schottland, seiner Söhne und seiner Umgebung mit Rücksicht auf die Ehre, das Alter und den Rang der Kämpfer; die Entscheidung soll dem jüngsten Gericht überlassen werden.⁹⁰ Es scheint in dieser Zeit überhaupt fast die Regel gewesen zu sein, daß der König den Kampfprozeß vorzeitig beendete. So wird unter Heinrich VI. der Prozeß des Ritters Johann von Talbot gegen den Grafen von Ormond, der den König in Irland habe verraten wollen, vom Parlament niedergeschlagen, nachdem er vor dem Herzog von Bedford als Constabularius von England verhandelt worden war. Als Grund wird angegeben, daß man nicht die Ehre dieser beiden Verwandten des Königs habe antasten wollen, um jeglichen Skandal zu vermeiden.⁹¹ Derselbe Graf Ormond wurde 23 Jahre später, im Jahre 1446 wieder des Verrates angeklagt, diesmal von Thomas Fitzthomas, dem Prior von Kilmaine. In Smithfield wurden Schranken gebaut. Der Graf wurde im Tower gefangen gehalten, erhielt aber vom König die Erlaubnis, sich vor dem Kampf in Smithfield im Freien zu erholen. Der Prior nahm Fechtstunden. Sein Fechtmeister, der merkwürdigerweise im Hauptberuf ein Fischhändler war, wurde vom König bezahlt.⁹² Der letztere Umstand erinnert an das System des probators, von dem oben die Rede war.⁹³ Es hat auch in der Tat im ritterlichen Zweikampf so etwas wie einen Probator des Königs gegeben.

Auch im 15. Jahrhundert wurden die Befugnisse der curia militaris, wie sie im Statut von 1389 und dann wieder 1399 festgelegt waren, häufig überschritten. 1429 haben die Gemeinen wiederum Anlaß, in einer Petition zu bitten, daß diese Statuten auch durchgeführt werden.⁹⁴ Ein weiterer Beweis ist der Fall

89. Doch wohl mit den ritterlichen Waffen, zumal es sich um Vornehme handelt.

90. Rymer, Foedera VIII, S. 440; S. 538—540.

91. Rotuli Parl. IV, S. 198; 349.

92. Vgl. die Briefe des Königs in „Proceedings and Ordinances of the privy council of England“ ed. Harris Nicolas, Record Commission 1834/37, VI, S. XXI.

93. Seite 96.

94. Rotuli Parl. IV, S. 349 b.

der Anklage des Herzogs von York im Jahre 1405. Seine eigene Schwester bezichtigte ihn, die Ermordung des Königs geplant und den Raub der Söhne des Grafen von March ins Werk gesetzt zu haben. Offensichtlich handelte es sich um ein Verbrechen, das im Inland verübt sein soll. Die Anklägerin, domina de Spencer, bot aber Beweis durch Zweikampf an: Wenn irgendein Ritter oder Knappe für sie den Zweikampf auf sich nehmen wolle, so sei sie bereit, sich als Bürgin zu stellen und sich im Falle des Unterliegens ihres Kämpen verbrennen zu lassen. Und wirklich wirft ihr Knappe, Wilhelm Maideston sein Schapel auf den Boden zum Zeichen, daß er für seine Herrin kämpfen wolle. Der Herzog von York wirft seinerseits sein Kampfpfand auf den Boden; er nimmt also die Herausforderung an, wird verhaftet und in den Tower geführt. Über den weiteren Verlauf des Prozesses erfahren wir nichts mehr; nur eine Quelle erwähnt ihn.⁹⁵ Es ist eine überraschende Forderung. Es ist das aus dem Heldenepos wohlbekannte Motiv von der vornehmen Dame, die ihre ganze Hoffnung auf das Erscheinen eines unbekannten ritterlichen Beschützers setzt und dem Feuertode verfällt, wenn keiner kommt oder wenn der Betreffende unterliegt. In der englischen Geschichte des späten Mittelalters aber ist kein solcher Fall sonst bezeugt. Ist unsre Quelle zuverlässig, so wäre dieser Prozeß ein lehrreiches Beispiel dafür, wie die Vorstellungswelt einer vergangenen Zeit in der Wirklichkeit des späten Mittelalters Einfluß gewann; aus der Haltung der Frau von Spencer spräche dann die nach rückwärts gerichtete romantische Sehnsucht ihrer Zeit. Auf der andern Seite handelte Lady Spencer in der allergrößten Not; war sie doch in Wirklichkeit die Hauptschuldige an der Verschwörung.

Daß der gerichtliche Zweikampf trotz der Statute von 1389 und 1399 auch unter den Lancaster-Königen eine ziemliche Verbreitung genoß, geht auch daraus hervor, daß unter Heinrich IV. oder Heinrich V. ein königlicher Beamter eine noch viel ausführlichere Beschreibung der zu beachtenden Förmlichkeiten verfaßte als einst Thomas von Woodstock. Es ist John Hills Traktat „The battle of Treason“.⁹⁶ Nach ihm sorgte der Rechts-

95. Annales Ricardi II. et Henrici IV. S. 398.

96. Hale Mss Vol. 12, wiedergegeben in L. O. Pike, History of Crime in England, London 1873/76, Band I, S. 389—92.

beistand auch für die Belehrung und Bewaffnung des Kämpfers. Wunden sollen solange wie möglich verborgen bleiben; daher soll der Kämpfer rote Schuhe und über den Beinschienen rote Strümpfe tragen; in der Nacht vor dem Kampfe brennt ein Licht in der Kammer des Kämpfers, der Rechtsbeistand ist bei ihm und beobachtet seinen Schlaf; am Morgen werden drei Messen gelesen. Der Harnisch liegt solange am Nordende des Altars unter einem Tuch. Drei Eide werden auf dem Kampfplatz geleistet, aber alle drei beziehen sich auf die Wahrheit der Anschuldigung.

Daß der Constabularius nach wie vor eine sehr wichtige Rolle im Kampfprozeß spielte, wird an einer Urkunde des Jahres 1430 deutlich: der Herzog von Bedford weilte als Regent in Frankreich; daher wurde Richard von York für das Duell zwischen einem Notar und einem Ritter, das in Westsmithfield wegen Verrats ausgefochten werden sollte, zum Stellvertreter bestimmt.

Eine besondere Stellung aber nahm wiederum das Grenzgebiet zwischen England und Schottland ein. Wir haben gesehen, daß dort schon in der frühen Periode des gerichtlichen Zweikampfes häufig gekämpft wurde. So war der Boden vorbereitet für eine besonders starke Verbreitung auch des ritterlichen Zweikampfes. Dazu kommt, daß in Schottland die ritterliche Form des gerichtlichen Zweikampfes schnell Eingang fand. Verschiedene Handschriften der Ordonnanz des Thomas von Woodstock sind dort überliefert. Die Ordonnanz wird vielleicht erst im 15. Jahrhundert in Schottland bekannt geworden sein; König Jakob, der ja im Jahre 1407 dem Zweikampf der beiden Bürger von Bordeaux zusah, mag sie aus der englischen Gefangenschaft mitgebracht haben. Die ritterliche Form des Zweikampfes war schon vorher bekannt. Schon 1381 fand in Schottland ein Zweikampf zwischen zwei Knappen statt, und für den einen von ihnen schickte der König von Schottland seinen Herold nach England, um die nötigen Waffen zu kaufen; es sind ritterliche Waffen, die er kauft: eine vollständige Rüstung, einschließlich Beinschienen und Eisenhandschuhen aus Platten.⁹⁷ In

97. *Rotuli Scotiae*, Record Commission, 1814-19, II, S. 35 b; *Calendar of documents relating to Scotland* ed. J. Bain, Edinburgh (1881/88) IV, S. 303.

Schottland fand ja auch jener merkwürdige gerichtliche Kampf der Sechzig auf der Insel von Perth statt, der so stark an den berühmten Kampf der Dreißig, den um die Mitte des 14. Jahrhunderts englische, bretonische und französische Ritter in der Bretagne ausgefochten haben, erinnert.⁹⁸ Der bretonische Kampf war ein Mittelding zwischen Turnier und Krieg. Hier in Schottland handelt es sich um den Versuch, den verderblichen Streit zweier Clans durch einen gerichtlichen Zweikampf größten Ausmaßes zu entscheiden.⁹⁹ Der Großkampf, der am 28. September 1396 in Perth vor dem König von Schottland und einer großen Zuschauermenge stattfand, trug bis auf die Vielzahl der Kämpfer die Züge eines gerichtlichen Zweikampfes. Er wurde innerhalb der Schranken ausgefochten.¹⁰⁰ Die Waffen waren einfach: Schwert und Doppelaxt, Pfeil und Bogen und Dolch; eine Rüstung durfte nicht getragen werden. Das Ergebnis war daher denn auch blutig und legt ein beredtes Zeugnis ab von der Wildheit und Kampfbegierde dieser Hochländer: von den 60 Fechtern blieben nur 12 am Leben, 11 auf der siegenden Seite und nur einer auf der andern. Da trägt der bretonische Kampf der Dreißig doch wahrlich menschlichere, ritterliche Züge. Und dennoch hat dieser gesittete Kampf der Ritter wohl Pate gestanden bei diesem Großkampf der Barbaren. Der Graf Thomas von Moray nämlich und der berühmte Ritter David Lindsay, deren Güter vom Streit der beiden Clans in Mitleidenschaft gezogen worden waren, haben die Entscheidung durch den Kampf der Sechzig vorgeschlagen. David Lindsey war ein bekannter Ritter seiner Zeit, der in langen Reisen England und Frankreich kennen gelernt und sich als Turnierkämpfer einen großen Namen gemacht hatte. Der Graf von Moray war der Sohn eines nicht minder ausgezeichneten Ritters. Sollte ihnen nicht bei ihrem originellen Vorschlag das Vorbild des bretonischen Kampfes vor Augen gestanden haben?¹⁰¹ Auch der eigentlich ritterliche Zweikampf blühte in dieser Zeit in Schottland.¹⁰²

98. Siehe unten S. 194 ff.

99. *Scotichronicon* in *Gale's Scriptores* Vol. 15, Oxford 1769, cap. 3; the original chronicle of Andrew of Wyntoun ed. F. J. Amours (*Scottish Text Society*, Edinburgh 1903—08) VI, S. 377; *Extracta* S. 203 u. 216; *Registrum Moraviense*, *Bannatyne Club* 1837, S. 382.

100. *Exchequer Rolls of Scotland* III, S. 418.

101. So vermutet Neilson, a. a. O. S. 241/244.

Wenn nun in England und in Schottland der Zweikampf im 14. Jahrhundert zu neuer Blüte gekommen ist, da ist es kein Wunder, daß er im Grenzgebiet der beiden Reiche wieder neue Geltung gewonnen hat, wo er früher auch viel häufiger angewandt wurde. Die Form des Zweikampfes ist die gleiche wie in England und Schottland selbst, nur daß die Könige nicht persönlich anwesend sind; sie geben aber ihre Zustimmung zu den Zweikämpfen.¹⁰³ Der Ausländer bekommt freies Geleit, jeder vom Souverän des andern.¹⁰⁴ Fiel die Leitung des Prozesses der englischen Seite zu, so stand sie in dieser Zeit dem Grafen von Northumberland als Gouverneur der Mark zu. Als er im November beim Duell des Chattow und des Badby verhindert war — er war beim Parlament in London —, wurde sein Sohn, Heinrich Percy und drei Ritter zu Stellvertretern ernannt.¹⁰⁵ Grundsätzlich steht jedoch die Leitung dieser Prozesse auch im Grenzgebiet dem Könige zu. Einmal nimmt Richard auch sein Recht für sich in Anspruch; er befiehlt am 26. März 1383 den Gouverneuren der schottischen Marken, gegebenenfalls einen Kampfprozeß zu beginnen, ihn aber an den König oder seinen Stellvertreter zu verweisen, sobald die Kampf-

102. Eine kurze Liste von Zweikämpfen mag genügen: 1401 in Perth (Exchequer Rolls of Scotland III, S. 526); 1453 werden gleich drei gerichtliche Zweikämpfe an einem Tag ausgefochten, wieder in Perth; der erste wird bis zum Tode eines der Kämpfer durchgeführt, bei den beiden andern beendet der König den Kampf ohne Entscheidung (Scotichronicon a. a. O. II, S. 515, Extracta e variis Chronicis Scotiae, Abbotsford Club, 1843 S. 245); 1412 Zweikampf vor dem Grafen Archibald von Douglas; der Ankläger wurde besiegt (Scotichronicon II, S. 447). 1426 Kampf zwischen einem Schneider und einem edlen Knappen wegen einer Beleidigung. Der König war beim Kampfe anwesend, der unterhalb der Schloßmauer ausgefochten wurde, bis der König den Kampf durch seinen Befehl beendete. Die Mahlzeit, die der Schneider vor dem Kampf einnahm, wurde vom König bezahlt. (Extracta S. 231, Scotichronicon II, S. 488, Exchequer Rolls of Scotland IV, S. 411.) 1446 Zweikampf zwischen Alexander Cunningham und Dalrymple bei Stirling; beendet auf Befehl des Königs (Scotichronicon II, S. 515).

103. Vergleiche den Zweikampf zwischen dem schottischen Knappen Johannes Chattow und dem Engländer Wilhelm de Badby am 25. Nov. 1381, Rotuli Scot. II, S. 39 b.

104. Siehe den Zweikampf zwischen dem Engländer Thomas de Strother und dem Schotten Robert Grant (Rot. Scot. II, S. 29).

105. Rot. Scot. II, S. 39 b.

pfänder gestellt sind. Daß die Zweikämpfe des Grenzgebiets durchaus ritterlichen Charakter gehabt haben, zeigt ein Fall, bei dem wegen „Verrats“ gekämpft wurde. Verrat im eigentlichen Sinn konnte es ja hier bei den Untertanen verschiedener Reiche nicht geben; es handelte sich vielmehr um Verrat im weiteren Sinn, d. h. Bruch des Ritterwortes. Der wackere Ritter Thomas Strother, Burgherr von Gedworth, wurde eines Tages von dem schottischen Ritter Wilhelm English belagert. Der Schotte versicherte, er werde nichts gegen die Burg unternehmen, solange der Waffenstillstand andaure. Trotzdem erstieg er die Burgmauern bei Nacht, als die Leute des Strother nicht da waren. Der Burgherr verteidigte sich in einem Turm mit acht Knechten, bis seine Leute zurückkehrten und die Schotten mit Schimpf und Schande davonjagten. Später klagte Strother den schottischen Ritter des Treubruchs an. Es kam zum Kampf, in dem jedoch der meineidige Schotte siegte, „den Schotten zur Freude, den Engländern zu offenbarer Schande; Gottes Gerechtigkeit aber war verhüllt“ fügt der Chronist hinzu.¹⁰⁶ Die Schotten scheinen an dem unritterlichen Tun ihres Landsmannes keinen Anstoß genommen zu haben; 1396 wird er mit einer Schenkung belohnt „für eine edle Tat, nämlich die Erschlagung eines englischen Ritters in einem Zweikampf in der Mark“.¹⁰⁷ Ein Jahr darauf ist wieder Verrat der Anlaß eines Zweikampfes in Berwick. Diesmal scheint ein schottischer Knappe, Thomas de Beverley, den Schotten Walter von Strathern, der im Dienste des Königs von England stand,¹⁰⁸ des Verrats am König von England bezichtigt zu haben. Der Vertreter des Constabularius von England hörte die Klage in Berwick. Er erkannte auf Zweikampf und verlangte eine Bürgschaft von 1000 Pfund, für die zwei schottische Ritter, Freunde des Beverley, einstanden.¹⁰⁹ Waffen und Rüstung für den schottischen Knappen wurden vom König von England bezahlt. Über den Ausgang des Zweikampfes ist nichts überliefert.¹¹⁰

106. Annales Ricardi et Henrici IV. S. 166/67.

107. Nisbet's Heraldry I, S. 84.

108. Calendar of Documents relating to Scotland, ed. Jos. Bain IV, S. 468.

109. Vergleiche den Geleitsbrief für die beiden in Rot. Scot. II, S. 129 b.

110. Issues of the Exchequer, S. 261. Bain's Calendar of Documents IV, S. 468.

Zum Schluß sei noch von einer Forderung zum gerichtlichen Zweikampf die Rede, die nie zum Austrag gekommen ist: Bei der Krönung der englischen Könige war es Sitte, daß ein Ritter alle die zum Zweikampfe forderte, die zu bezweifeln wagen sollten, daß der eben Gekrönte nicht der rechtmäßige König von England sei. Merkwürdigerweise wird uns von dieser Episode der Krönungsfeierlichkeiten zum ersten Mal bei der Krönung Richards II. erzählt. Gegen Ende der Krönungsmesse erschien der Ritter, Johannes Dymmok am Tore der Westminsterabtei, um sein Recht und seine Pflicht auszuüben. Er saß, von Kopf bis zu Fuß gewappnet, auf einem wundervoll geschmückten Roß. Zwei Knappen trugen die Lanze und das Schwert vor ihm her. Nach altem Recht durfte er das zweitschönste Pferd des königlichen Marstalles und die zweitschönsten Waffen und Rüstungen aus der königlichen Schatzkammer beanspruchen, dieselben die der König trüge, wenn er zum tödlichen Kampfe schritte. Er war aber umsonst gekommen. Der Marschall von England, der zusammen mit dem Herzog von Lancaster als Seneschall und mit Thomas von Woodstock als Constabularius dem König auf riesigen Pferden sitzend einen Weg durch die Menge bahnen sollte, bedeutete ihm, es sei jetzt nicht die Stunde für sein Vorhaben, er solle während des Krönungsmahles wieder kommen. Bei der Krönung Eduards III. war von der Sitte Abstand genommen worden; sein Vater war damals noch am Leben und man mochte gefürchtet haben, irgendein Parteigänger des abgesetzten Monarchen werde die Forderung annehmen. Daher war die Sitte fast vergessen, so daß Sir John Dymmok in seinem Übereifer am unrichten Ort und zur unrichten Zeit seine Forderung ausrichten wollte. Bei der Krönung Heinrichs IV. fungierte der Sohn Sir Thomas Dymmok. Er ritt in die große Halle von Westminster ein, als der König beim Mahle saß. Sein Schwert stak in einer schwarzen Scheide und hatte einen goldenen Griff, zwei Berittene trugen ein nacktes Schwert und die Lanze vor ihm her. Ein Herold verkündete die Forderung an den vier Ecken des Saales. Heinrich aber sagte zu ihm: „Wenn es notwendig werden sollte, Herr Thomas, so werde ich Dich selbst von deiner Pflicht befreien“.

Wenn auch bei den früheren Krönungen die Forderung zum

Zweikampf nicht erwähnt ist, so möchte ich doch entgegen der Meinung neuerer Forscher¹¹¹ annehmen, daß diese Sitte seit der Eroberung bestanden hat.¹¹² Die Herzöge der Normandie hatten für ihre Vertretung in Kampfprozessen ein besonderes Lehen, die Baronie von Fontenay-le-Marmion. Mit Herzog Wilhelm war ein Marmion nach England gekommen und in seiner Familie ist das Amt des Forderers erblich zugleich mit dem Besitz der Lehensgüter Scrivelby und Tamworth. Als der letzte Marmion starb, streiten sich die Nachkommen um das Amt und seine Einkünfte; spielte der Forderer mit den besten Waffen und Pferden des Königs doch eine ehrenvolle Rolle bei einem der bedeutendsten Feste des Mittelalters, und bekam er doch dazu noch diese Waffen und das Pferd zum Geschenk. Der Streit ging zugunsten der Familie Dymmok aus, die das Amt bis tief in die Neuzeit hinein ausüben sollte. Die Entwicklung ist insofern ein Spiegelbild der Entwicklung des Zweikampfes in England überhaupt, als sie von der Eroberung ihren Anfang nimmt, und am Ende des 14. Jahrhunderts erst richtig in Erscheinung tritt. Später freilich sollte sie den Zweikampf um eine lange Zeit überleben. Erst im 19. Jahrhundert wurde die Sitte abgeschafft, nachdem es zuvor noch einmal vorgekommen war, daß die Forderung angenommen wurde. Bei der Krönung Georgs III. nämlich hob eine alte Frau den Handschuh auf, sie fand es schade, daß ein so fein gekleideter Herr einen Handschuh in einer solchen Menge verlieren sollte!¹¹³

Anhang: Untersuchung über die Forderung zum Zweikampf bei der englischen Königskrönung.

Bei der Krönung Richards II. und Heinrich IV. gab es Streit darüber, wer das Recht haben solle, im Namen des Königs alle zum gerichtlichen Zweikampf zu fordern, die sein Recht auf den Thron bezweifeln. Zwei Erben der Familie Marmion machen Ansprüche. Herzog Johann untersuchte 1377 wenige Tage vor der Krönung diese Ansprüche in seiner Eigen-

111. J. Horace Round, *the King's Serjeants and Officers of State*, 1911 S. 382.

112. Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

113. J. Denis, *A Key to the Regalia London* 1820, S. 120.

schaft als Seneschall von England.¹¹⁴ Der Ritter Johannes Dymmok präsentierte eine ausführliche Bittschrift: er bitte den König von Castilien und Leon, ihn bei der Krönung das Amt des königlichen Kämpen ausüben zu lassen, das ihm aus dem ihm von seiner Frau in die Ehe gebrachten Besitz des Lehengutes Scrivelby zukomme. Die Aufgabe des königlichen Kämpen wird näher beschrieben: der König möge ihm am Tag vor der Krönung eines seiner guten Streitrosse überlassen zusammen mit der Rüstung und den Waffen, die der König selbst tragen würde, wenn er zum blutigen Kampf gehen müßte. Derart gewappnet und ausgerüstet werde er am Tage vor der Krönung vor dem Könige in der Prozession reiten und dreimal laut im Angesicht des ganzen Volkes rufen: Wenn irgendeiner hoch oder niedrig behaupten wolle, sein Herr Richard, Enkel und Erbe König Eduards, solle nicht König werden, so sei er, Dymmok, bereit, mit seinem Körper zu beweisen, daß der Betreffende ein falscher Verräter sei. Wenn es zu einem Zweikampf kommen sollte, so sollen das Pferd und die Rüstung ihm gehören. Wenn keiner die Forderung annimmt bis zur dritten Stunde nach der Krönung, so sei es dem Willen des Königs vorbehalten, ob er die Waffen und das Pferd behalten solle oder nicht.

Bei derselben Untersuchung der Ansprüche, die in der weißen Halle in Westminster stattfand, überreichte auch der Ritter Baldwin von Freville eine Bittschrift: ihm stehe das Amt des königlichen Kämpen zu als einem der Erben Philipp Marmions, als Enkel und Erben von dessen ältester Tochter, als der er das Schloß Tamworth vom König zu Lehen habe für die Dienste, bei der Krönung als Kämpen des Königs aufzutreten.

Nachdem beide Bittschriften verlesen waren, schien es der Kurie des Seneschalls, als ob Johannes Dymmok die besseren Urkunden vorgezeigt habe. Einige Zeugen hatten außerdem versichert, daß sowohl der König Eduard III. als auch der Prinz von Wales verschiedentlich geäußert haben, dem Johann Dymmok stehe das Recht des königlichen Kämpen zu. Man entschied sich daher für Dymmok, stellte aber dem von Freville anheim, innerhalb von drei Wochen bessere Beweise vorzulegen.

114. L. G. Wickham Legg, *English Coronation Records*, Oxford 1901, S. 140 ff.; *Calendar of Close Rolls 1377—1381*, S. 4.

Baldwin von Freville starb, ehe er seinen Anspruch aufs neue verfechten konnte. Dymmok fungierte bei der Krönung, allerdings nicht in der Prozession auf dem Wege zur Kirche, wie es in seiner Bittschrift heißt, noch unmittelbar nach der Krönung — sein Erscheinen an der Kirchentür von Westminster war verfrüht¹¹⁵ — vielmehr beim großen Krönungsmahle. Bei der Krönung Heinrichs IV. kam es wieder zu einem Streit über die Besetzung des Amtes des königlichen Kämpen. Für den Sohn des Kämpen von 1377, Sir Thomas Dymmok verfaßte Adam von Usk die Bittschrift an den Seneschall von England: die Witwe des Johannes Dymmok bitte, durch ihren Sohn das ihr zustehende Amt bei der Krönung ausüben lassen zu dürfen, da ihre Vorfahren dieses Amt als Herren des Lehnsgutes Scrivelby seit der Zeit der Eroberung ausgeübt haben.¹¹⁶ Zugleich erhebt der Sohn des Kandidaten von 1399, Sir Baldwin Freville junior Anspruch auf das Amt: sein Vater habe nicht noch einmal erscheinen können, um bessere Beweise vorzulegen; denn er sei damals gestorben und er, der Sohn, sei noch zu jung gewesen, seine Ansprüche zu verfechten. Man findet den Fall zu schwierig, um ihn auf der Stelle zu entscheiden und vertröstet den Bittsteller auf einen andern Termin, an dem er sein Recht verteidigen könne. Tatsächlich übte dann Dymmok das Amt aus.

Dieser Streit hatte seinen Ursprung darin, daß die Lehenspflicht, bei der Krönung als Kämpen des Königs aufzutreten, gegründet war auf den Besitz der Herrschaften Scrivelby und Tamworth, die früher im Besitz ein und derselben Familie Marmion waren. Der letzte Marmion starb 1291. Er besaß Tamworth als Ritterlehen und Scrivelby als Baronie.¹¹⁷ Seine Enkelin heiratete den Alexander Freville, der die Herrschaft Tamworth zusammen mit seiner Frau zu Lehen hatte mit der Auflage, bei der Krönung der Könige von England als Kämpen des Königs zu erscheinen.¹¹⁸ Bei der Krönung Eduards III. im Jahre

115. Siehe oben S. 141.

116. Adam von Usk, *Chronicon*, S. 34/5.

117. *Calendar of Inquisitiones post mortem*, Public Record Office, London 1912, III, Nr. 29, S. 18.

118. Ebenda VII, S. 110.

1327 wurde das Amt nicht ausgeübt. Der damalige Pächter der Herrschaft Scrivelby, Heinrich Hillary bat den König, ihm wenigstens die Gebühren zu bezahlen, die ihm zugekommen wären, wenn er das Amt bei der Krönung hätte ausüben dürfen, nachdem es dem König nicht gefallen habe, daß er die Forderung zum Zweikampf tue.¹¹⁹ Dies ist das erste urkundliche Zeugnis, daß das Amt des königlichen Kämpfen und das Lehen von Scrivelby zusammengehören. In einer inquisitio post mortem vom 24. Februar 1328 wird von der Herrschaft Scrivelby gesagt, der Inhaber sei von König unmittelbar belehnt „per magnum servitium“ nämlich gegen die Pflicht, als Kämpe des Königs bei der Krönung aufzutreten.¹²⁰ Dazu tritt eine inquisitio vom 18. März 1328, die die Herrschaft Tamworth als Lehen des königlichen Krönungskämpfen bezeichnet.¹²¹ Eine Urenkelin jenes letzten Marmion heiratet den Sir John Dymmok.

Obwohl nun vor 1327 nichts darüber gesagt ist, daß die Pflicht, bei der Krönung als Kämpe des Königs zu erscheinen, an die Lehen Scrivelby und Tamworth gebunden gewesen sei, so ist doch anzunehmen, daß die Marmions diese und keine andere Lehenspflicht für Scrivelby und Tamworth oder mindestens für eines von beiden zu leisten hatten. Wäre die Sitte der Zweikampfforderung erst im 14. Jahrhundert aufgekommen, so hätte man nicht zwei verschiedene Lehen dafür geschaffen und zwei verschiedene Ritter belehnt. Die Tatsache, daß das Anrecht auf das Amt des Zweikampfes bei der Krönung auf den Besitz zweier verschiedener Lehen begründet wird, kann man nur erklären, wenn man annimmt, daß das Amt und seine Verknüpfung mit bestimmten Lehen schon bestanden hat, als diese beiden Lehen in einer Hand vereinigt waren. Und vereinigt waren sie in der Hand des Sir Philipp Marmion, der 1291 starb.

Dieser Annahme steht allerdings im Wege, daß bei der

119. Public Record Office, Ancient Petitions File 265 Nr. 13230, gedruckt in J. Horace Round, *the King's Serjeants and Officers of State*, London 1911, S. 384.

120. *Calendar of Inquisitions post mortem*, Rolls Series, London 1909, VII, S. 98 und 312.

121. *Cal. of Inquisitions VII*, S. 110 und die Bestätigung vom 25. August 1328 in *Cal. of Close Rolls 1327—1330*, S. 313.

inquisitio post mortem vom 5. Dez. 1292¹²² festgestellt wird, Marmion sei mit Tamworth per servitium trium militum und mit Scrivelby per baroniam belehnt gewesen, während der Dienst des Krönungszweikampfes nicht erwähnt wird. Die Schwierigkeit aber ist nicht unüberwindlich. Denn einmal schließt der Ausdruck „per baroniam“ den andern „per magnum servitium eundi ad coronationis etc.“ nicht aus. Außerdem könnte der Zusatz bei Tamworth: „per servitium trium militum“ ein Irrtum sein. Wenigstens protestiert die jüngste Tochter Sir Philipps, Lady Jane Lodelow, daß sie für das Lehensgut Langton in den Jahren 1300, 1303 und 1306 zu Schildgeldern herangezogen wurde, wie wenn Langton ein Viertel eines Ritterlehens gewesen sei; sie betonte, daß Langton ein Teil von Scrivelby sei, das vom König nicht als Ritterlehen sondern per magnum servitium verliehen sei.¹²³

Nun aber haben ja schon die Vorfahren des Philipp Marmion die Lehen Scrivelby und Tamworth besessen. Tamworth hat schon Anfang des 12. Jahrhunderts einem Robert Marmion gehört,¹²⁴ ein anderer Marmion ist 1212 als Inhaber von Scrivelby¹²⁵ und sein Sohn gleichen Namens 1218 als Inhaber des Lehens Tamworth bezeugt.¹²⁶ Nie aber wird eines der beiden Lehen als Ritterlehen bezeichnet. Dagegen finden sich in den Urkunden folgende Formulierungen: Philippus Marmion tenet in capite de domino rege castellum de Tamworth sed nescitur per quod servicium.¹²⁷

Die Marmions waren mit Herzog Wilhelm herübergekommen. Noch 1212 wird ein Robert Marmion „Normannus“ ge-

122. Cal. of inquisitions post mortem III, Nr. 29.

123. Die Urkunde wird erwähnt von Charles F. R. Palmer, History of the Marmion Family London und Tamworth 1875. Trotz meiner Bemühungen konnte ich die Urkunde selbst nicht ausfindig machen.

124. Cal. of Patent Rolls 1446—1452 S. 200. Inspeximus vom 6. Okt. 1448.

125. Liber feodorum oder Testa de Nevill ed. H. G. Maxwell Lyte, London 1920 I, S. 164.

126. Patent Rolls of the reign of Henry III., 1216—1225 (London Public Record Office, 1901) S. 151.

127. Liber Feodorum II, S. 1280; ebenda S. 1275; ebenso von Scritelby im Jahre 1212, siehe Liber Feodorum I, S. 164.

nannt. Von dem Robert Marmion, der 1129—1133 als Besitzer von Tamworth bezeugt ist, wird gesagt, er solle es gerade so besitzen wie sein Vater. Also hat dieser erste Marmion in England wohl bald nach der Eroberung Tamworth zu Lehen bekommen. Nun wissen wir aber auch, daß die Herzöge der Normandie einen Kampfstellvertreter hielten und für ihn ein Lehen geschaffen hatten, das Fonteney-le-Marmion hieß.¹²⁸

Daher ist es durchaus wahrscheinlich, daß die Sitte, bei der englischen Krönung alle die, die das Anrecht des Königs auf den Thron in Zweifel zogen, durch einen Ritter fordern zu lassen, mit den Normannen nach England gekommen ist, da das Amt des Herausforderers in der Familie Marmion erblich war, die dafür mit den Lehen Tamworth und Scrivelby bedacht wurden. Nach dem Aussterben der Marmions ging die Herrschaft Scrivelby und das Amt auf die Familie Dymmok über, bei der das Amt verblieb bis zur endgültigen Abschaffung des Brauchs.

128. A. Canel, *Le combat judiciaire en Normandie*, Caen 1858, S. 55. Seit Beginn des Drucks ist noch die folgende einschlägige Veröffentlichung erschienen: H. G. Richardson, G. O. Saylor, *Some Coronation Records*, in *Bulletin of the Institute of Historical Research*, Bd. 13 u. 14, London 1936.

Viertes Kapitel.

Die Kriegführung.

Die starke Geltung des Rittergedankens, die wir im 14. Jahrhundert in England feststellen konnten, sollte vermuten lassen, daß auch die englische Kriegführung der Zeit ritterlichen Geist atmet. Das genaue Gegenteil scheint der Fall zu sein. Denn die englische Taktik, die im 100jährigen Krieg so überwältigende Erfolge erringen sollte, erschütterte zum ersten Male die Bedeutung der bis dahin für allein wesentlich gehaltenen Ritterheere. Und erst bei genauerem Zusehen werden in der Kriegführung der Zeit genug der ritterlichen Züge erkennbar, vor allem, wenn man neben den wenigen großen Schlachten auch die Praxis der alltäglichen unbedeutenden Kriegführung in Betracht zieht.

Die neue englische Taktik, der Eduard III. und sein Sohn ihre großen Siege verdanken, ist bezeichnet durch die bedeutende Rolle, die den Bogenschützen zufällt, und durch die Verwendung der Ritter als Fußtruppen. Beide Elemente der neuen Kriegführung sind denkbar unritterlich. Zu allen Zeiten wurden die Fernwaffen von den übrigen Truppen verachtet, die wehrlos in ohnmächtiger Wut unter ihnen zu leiden hatten, ob es sich nun um das Feuer moderner Artillerie handelt oder um den Geschoßhagel mittelalterlicher Schützen. Bei den Rittern kam hinzu, daß sie im Bogenschützen auch noch den niedrigen Stand verachteten. Eines edlen Mannes war es nicht würdig, aus der Entfernung dem Gegner Schaden zuzufügen, ohne daß er sich wehren konnte. Weite Kreise mögen im Mittelalter das Bogenschießen für etwas Feiges gehalten haben; 1139 wandte sich das Laterankonzil mit Schärfe gegen die Anwen-

derung der Schießkunst gegen Christen.¹ Die ritterliche Meinung über das Bogenschießen findet ihren klassischen Ausdruck in einem Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, wo der erste Bogenschütze verflucht wird:

„Cent daaz et qui archier fu premier,
Il fu coart, si n'osa aprochier“.²

Eduard und seine Ritter werden das Vorurteil gegen die Bogenschützen voll und ganz geteilt haben. Wollten sie die verhaßte Waffe in ihren Schlachten mit Nutzen anwenden, so konnten die Ritter selbst nicht mehr zu Pferde kämpfen; sie mußten auf den eigentlichen Vorteil ihrer Waffe verzichten; sie durften nicht einmal mehr, wie es allein dem ritterlichen Sinne entsprach, in unwiderstehlichen Reitermassen auf den Feind losstürzen; sie mußten zu Fuß den Ansturm des Gegners erwarten. Das bedeutete einen schweren Verzicht für die englische Ritterschaft. Es erwies sich die rauhe Wirklichkeit stärker als das ritterliche Ideal.

Schwere Prüfungen, bittere Erfahrungen waren notwendig, um die englischen Ritter zu diesem Verzicht zu bewegen. In seinen walisischen Feldzügen mußte Eduard I. erkennen, daß man mit den schweren Reiterheeren, mit denen Simon Montfort noch seine Schlachten geschlagen hatte, nichts ausrichten könne gegen ein zu Fuß kämpfendes Bergvolk in unwegsamem Gelände. Die Nordwaliser, mit denen Eduard vor allem zu kämpfen hatte, pflegten mit dem Speer in den Krieg zu ziehen, während die Bogenkunst in Südwales zu Hause war, wo Eduard wertvolle Verbündete für seinen Eroberungskrieg fand. Mit Hilfe der Bogenschützen von Südwales ist ihm dann auch die völlige und endgültige Eroberung von Wales gelungen. Dieser Erfolg scheint auch die Kunst des Bogenschießens in England wieder heimisch gemacht zu haben. Wenigstens haben die Bogenschützen von

1. „Artem autem illam mortiferam et Deo odibilem ballistariorum et sagittariorum adversus Christianos et catholicos exerceri de caetero sub anathemate prohibemus.“ Mansi, Conciliorum Collectio, Band 21, S. 533.

Hefele, Konziliengeschichte V, S. 442 glaubt allerdings, damit sei ein turnierartiges Wettschießen auf Menschen gemeint.

2. Le Roman de Girard de Vienne, ed. Fred. G. Yeandle, New-York 1930, S. 19 Verse 226/7.

da an nicht mehr aufgehört, in den Feldzügen der Engländer eine Rolle zu spielen.³ Die Schwierigkeit, Ritter und Bogenschützen zugleich ungehemmt zur Wirkung zu bringen, machte sich schon damals bemerkbar. Im Jahre 1295 half sich Graf Warwick beim Angriff auf walisische Fußkämpfer damit, daß er zwischen je zwei Reitern einen Schützen postierte.⁴ Auch der Sieg Eduards gegen die Schotten bei Falkirk 1298 war im wesentlichen ein Sieg der Bogenschützen. Wohl war es der Ansturm der englischen Ritter, bei deren Anblick die schottischen Ritter die Flucht ergriffen. Das zahlreichere schottische Fußvolk aber hielt stand, und auch beim schlachtentscheidenden Angriff hätten die englischen Ritter gegen die lanzenstarrenden Reihen der Schotten wohl nichts ausrichten können, hätte nicht Eduard zuvor seine Bogenschützen herangeholt und von ihnen Breschen in die feindliche Phalanx schießen lassen.⁵

Die erste schwere Erschütterung, die das Ansehen des schwergerüsteten Ritterheeres erlitt, war die Schlacht von Courtrai. In England hat die Niederlage, die Eduard II. 1314 bei Bannockburn gegen die Schotten erlitt, der bisher üblichen Taktik des Ritterheeres ein für allemal ein Ende gemacht. In dieser Schlacht kämpften die Schotten nach alter Vätersitte bis auf eine kleine Ritterabteilung zu Fuß. Als Eduards Ritter im Morgengrauen im Begriffe waren, sich zum Angriff auf die Schotten zu ordnen und auf morastigem Boden in der Entwicklung gehemmt waren, da traf sie der unerwartete Angriff der Schotten. Die Bogenschützen wurden von der schottischen Reiterabteilung überrannt; die englischen Ritter konnten die Überlegenheit ihrer Bewaffnung nicht zur Wirkung bringen; der wuchtige Reiterangriff, der ihre Stärke war, hätte sich nur auf ebenem oder wenigstens freiem Gelände entwickeln können und

3. Das beste Buch über den Gegenstand ist J. E. Morris, *The Welsh Wars of Edward I.*, Oxford 1901.

4. *Rishanger Chronica* S. 148.

5. Vgl. Charles Oman, *the Art of War in the Middle Ages*, zweite Auflage 1924, II, S. 79 bis 81. Das flüssig geschriebene, anregende Buch ist nicht immer zuverlässig. Siehe die Kritik der ersten Auflage von Morris in *English Historical Review*, Band 14, und die Kritik der zweiten Auflage von Tout, ebenda Band 40.

erforderte eine gewisse Entfernung zum Anlauf. Die vernichtende Niederlage der Engländer ist somit vor allem der schlechten Heerführung Eduards II. und dem für die Taktik der Schotten besonders günstigen Gelände zuzuschreiben.⁶ Die Schlacht hat gewiß nicht „eine prinzipielle Überlegenheit der Schotten oder schottischen Kriegsweise über die Engländer konstituiert“.⁷ Sie hat nicht eindeutig gelehrt, daß im Anfang des 14. Jahrhunderts Ritterheere dem Aufgebot einheimischer Speermänner unterlegen seien. Und doch bedeutet die Schlacht von Bannockburn dahin verstanden, daß es mit der Überlegenheit des zu kunst. Der Eindruck, den die Vernichtung der Blüte der englischen Ritterschaft auf das Land machte, war ungeheuer. Und ob die Lehre von Bannockburn in diese Richtung wies oder nicht, — von Bannockburn an haben die englischen Ritter nie mehr die Taktik des wuchtigen Reiterangriffes angewandt; vielmehr sind sie dem Beispiel der Schotten gefolgt und haben zu Fuß gekämpft. Sie haben also doch offenbar die Lehre von Bannockburn den Wendepunkt in der Entwicklung der englischen Kriegspferde kämpfenden Ritters vorbei sei. Es gilt in vollem Umfange, was der Chronist bei der Schilderung der Schlacht von Halidon Hill bemerkt: „Hier lernte der Adel Englands von den Schotten, die Streitmasse für die Verfolgung der Fliehenden aufzusparen und gegen die alte Sitte ihrer Väter zu Fuß zu kämpfen“.⁸

Schon acht Jahre nach Bannockburn wurde die neue Taktik zum ersten Male von einem englischen Heerführer angewandt. Im Kriege Eduards II. gegen die Partei der Barone unter Thomas von Lancaster erfocht Andreas von Harclay den Sieg bei Boroughbridge (1322), indem er seine Ritter absitzen und mit dem speerbewaffneten Fußvolk zusammen eine günstige Stellung einnehmen und die Brücke über den Fluß Ure verteidigen

6. Oman, *Art of War* II, S. 84 bis 100. Die Darstellung der ersten Auflage, auf die sich trotz starker Bedenken und mit gewissen Einschränkungen Delbrück (*Geschichte der Kriegskunst* III, S. 447—452) stützt, ist in der zweiten Auflage auf Grund einiger inzwischen erschienener Spezialuntersuchungen aufgegeben.

7. Delbrück ebenda S. 452.

8. Galfridus le Baker S. 51.

ließ. Ein Umgehungsversuch über eine Furt scheiterte am Widerstand der Bogenschützen des königlichen Heeres.⁹ Hier haben wir also zum ersten Male das erfolgreiche Zusammenwirken der Bogenschützen und der abgesessenen und mit dem übrigen Fußvolk zusammen kämpfenden Ritter, wie es für die englische Kriegsweise auch fernerhin charakteristisch werden sollte. Allerdings eignete sich die neue Taktik nur für die Verteidigung. Die Barone waren zum Angriff gezwungen; Harclay hatte ihnen mit dem Aufgebot von Cumberland und Westmoreland den Weg nach Schottland verlegt, während der König ihnen von Burton-on-Trent nachrückte.

Hatte sich hier die neue Taktik gegen einen in der Hauptsache berittenen Feind bewährt, so sollte es bald auch in Schottland zu Treffen kommen, in denen beide Teile zu Fuß kämpften. Im Jahre 1332 führte Eduard Balliol, von Edwards III. Gnaden schottischer Gegenkönig, einen Kriegszug gegen Schottland an der Spitze eines kleinen Aufgebots, das im wesentlichen aus „enterbten Baronen“ bestand, d. h. aus solchen schottischen Herren, die wegen ihrer Parteinahme für Eduard ihre Besitzungen verloren hatten. Auf dem Seewege gelangten sie nach Schottland und trafen bei Dupplin Moor auf ein stattliches Heer, das vom Regenten, dem Grafen von Mar, geführt war. Obwohl ein nächtlicher Überfall der Engländer auf das schottische Lager zu einem entsetzlichen Blutbad unter dem schottischen Fußvolk geführt hatte, wagte der Graf von Mar am folgenden Tag — wohl im Vertrauen auf seine große zahlenmäßige Überlegenheit und in Erinnerung an Bannockburn — den Angriff auf den Feind. Statt auf einen ungeordneten und ungefährlichen Haufen von Reitern aber traf der Angriff auf den unüberwindlichen Widerstand einer Schlachtreihe von abgesessenen Rittern. Der Angriff blieb stecken und die Wirkung der auf beiden Flanken auseinandergezogenen englischen Bogenschützen auf die dichtgedrängt vorrückenden Schotten war so ungeheuer, daß diese schließlich zum Weichen gebracht wurden.¹⁰ Der Chronist hat recht, der über die Schlacht urteilt: „Victi sunt Scoti maxime

9. English Historical Review, Vol. 19, 1904, S. 711—713.

10. J. E. Morris in English Historical Review Vol. 12, S. 430—31, 1897.

per sagittarios Anglicorum“¹¹, wenn auch das Standhalten der englischen Ritter im Zentrum die Vorbedingung war für den schlachtentscheidenden Erfolg der Bogner.

Im folgenden Jahre führte König Eduard persönlich seine Truppen und die neue Taktik zum Siege über die Schotten. Er hatte den unschätzbaren Vorteil, daß der Feind zum Angriff gezwungen war. Die feste Stadt Berwick, die sich Eduard III. von seinem Schützling Eduard Balliol hatte abtreten lassen, hatte einer Monate langen Belagerung durch die Engländer widerstanden. Als längerer Widerstand unmöglich schien, versprachen die Belagerten, die Stadt an Eduard zu übergeben, wenn sie nicht innerhalb von 15 Tagen von ihren Landsleuten entsetzt werden würden. Die Schotten machten verzweifelte Anstrengungen, den wertvollen Platz zu retten. Eduard beließ nur eine kleine Abteilung vor der Feste. Mit dem Hauptheer bezog er eine überaus günstige Stellung auf einer Anhöhe: drei Schlachtlinien von abgesessenen Rittern waren flankiert von Bogenschützen. Der schottische Angriff, der den Berg hinauf vorgetragen werden mußte, hatte dem dichten Geschosshagel gegenüber keine Chance. Wieder war der vollständige Sieg der Engländer vor allem den Bogenschützen zuzuschreiben.¹² Die englischen Streitmacht, die man während der Schlacht hinter der Front von den Troßknechten hatte bewachen lassen, leisteten dann bei der Verfolgung gute Dienste.

Der Sieg von Halidon Hill begründete Eduards Vorliebe für die neue Taktik. Er war entschlossen, sie auch gegen seinen französischen Gegner anzuwenden. Allerdings scheint das Heer, mit dem er 1339 in Cambrésis einfiel, nicht besonders viele Bogenschützen aufgewiesen zu haben; bestand es doch im wesentlichen aus Eduards rheinischen und niederländischen Verbündeten, die ihm die unermüdliche Tätigkeit seiner Agenten seit 1336 verschafft hatte. Wie er selbst in seinem Bericht nach Hause meldete, verließ er sich auf die Nachricht, Philipp von Valois werde ihm eine Schlacht liefern, sobald er französisches Gebiet betrete.¹³ Er wollte in der Defensive siegen. Groß war

11. Lanercost, S. 268.

12. Murimuth S. 68, Lanercost S. 274, Annales Paulini I, S. 358, Galfri-
dus le Baker S. 51/2, Oman, a. a. O. II, S. 106/8.

13. Avesbury S. 304/5.

seine Freude daher, als er von den Franzosen aufgefordert wurde, ein geeignetes Schlachtfeld auszuwählen, wo sich Philipp mit ihm schlagen könne; und um so größer war seine Enttäuschung, als er seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte und „tout à piet“ einen ganzen Tag lang vergeblich wartete. Die Zeit arbeitete für seinen Nebenbuhler, der ein zweites Mal zwar zur Schlacht herausfordern ließ, aber dann wiederum dem Wagnis auswich. Wußte er doch genau, daß Eduards Verbündete nicht lange bei ihm aushalten würden. Eduard hätte den Feind in seiner Stellung bei Buironfosse angreifen können; seine militärpolitische Lage und sein ritterliches Draufgängertum mußten es ihm nahelegen. Seine entschiedene Vorliebe für die defensive Taktik war stärker als diese Rücksichten. Im Feldzug von 1340 wiederholt sich dasselbe Spiel: großartige Herausforderungen und dann ängstliches Vermeiden des Angriffs auf beiden Seiten. Den Schaden hatte Eduard; denn die ungeheuren Summen, die er an seine Bündnisse gewendet hatte, waren sinnlos vergeudet, die diplomatische Arbeit langer Jahre war zunichte. Sein Unwille über den Gang der Ereignisse spricht sich deutlich in seinem Bericht aus; seinem Beispiel folgend haben alle englischen Chroniken nur unfreundliche Worte über König Philipp, den „feigen“ Tyrannen von Frankreich, der in unritterlicher Weise der Schlacht ausgewichen sei.¹⁴

Es ist erstaunlich, mit welcher Konsequenz die Engländer an der nun einmal für richtig erkannten Taktik festhielten. Der Graf von Northampton, der 1342 mit einem kleinen Heere der Partei der Monforts in der Bretagne zu Hilfe geschickt wurde, siegte gegen die überlegenen Parteigänger Karls von Blois, indem er seine Ritter absitzen und hinter verdeckten Gruben den Ansturm der Feinde erwarten ließ.¹⁵ Ebenso errang der Graf von Derby seine großen Erfolge in der Gascogne 1345 in der Hauptsache mit Hilfe der Bogenschützen.¹⁶

14. Avesbury, S. 303/5; Murimuth, S. 101/4, Galfridus le Baker S. 66; Knighton II, S. 10 u. 13; Lanercost, S. 334; Froissart ed. Lett. *IM*, 36—62, Oman a. a. O. II, S. 125.

15. Knighton II, S. 25; Galfridus S. 76, Murimuth, S. 127. Vgl. über das Treffen von Morlaix den Aufsatz von Tout in E. H. R. Vol. 19, S. 713/15.

16. Murimuth, S. 190.

Bei Crécy aber erfocht die englische Taktik den epochemachenden Sieg über das französische Ritterheer. Der Feldzug von 1346 hatte das englische Heer in eine sehr ungünstige strategische Lage gebracht. Gegen den Befehl Eduards war seine Flotte nach der Landung in der Normandie nach Hause gefahren und hatte das Landheer der Rückzugslinie beraubt. Eduard mußte somit versuchen, sich auf befreundetes Gebiet zu schlagen. Er entschloß sich zum Marsch nach Flandern. Wieder, wie in den Feldzügen von 1339 und 1340, kam es zu jenen stolzen Herausforderungen zur Feldschlacht. Eduard hätte sich gerne bei Rouen mit Philipp geschlagen. König Philipp aber lehnte ab; später aber wollte er das Wagnis unternehmen, als sich das englische Heer in einer gefährlichen Lage befand; sein Appell an die Ritterlichkeit seines Gegners hatte auch keinen Erfolg. Eduard gelang es mit knapper Not, trotz feindlichen Widerstandes die schwierigen Flußübergänge über die Seine und Somme zu bewerkstelligen. Sein gewagter Zug machte auf die Franzosen den Eindruck der Flucht und ermutigte sie zu dem schon immer von Eduard herbeigesehnten Angriff in offener Feldschlacht.

Eduard bezog eine vorteilhafte Verteidigungsstellung auf den Höhen bei Crécy. Seine Ritter, in drei Schlachtordnungen eingeteilt, hielten zu Fuß im Zentrum einer jeden Schlachtreihe, während die Bogenschützen auf den Flanken auseinandergezogen waren. Die Franzosen konnten die englische Stellung zunächst nicht finden und setzten dann zu spät am Tage und übereilt zum Angriff an, als sie durch die langen Märsche ermüdet waren. König Philipp hätte gerne die Schlacht auf den nächsten Tag verschoben. Die Kampflust seiner Ritter duldete keinen Aufschub. In sträflichem Hochmut glaubten sie des Sieges schon sicher zu sein; sie verteilten schon die zu erwartenden vornehmen Gefangenen untereinander. Die genuesischen Armbruster wurden zuerst vorgeschickt; sie konnten aber gegen die englischen Bogner nichts ausrichten und wollten sich, aufgerieben und in äußerste Verwirrung gebracht, zurückziehen, als die französischen Ritter die Geduld verloren und die Genuesen, die ihnen den Weg zum Feinde versperrten, niederritten. Was nun folgte, war ein unaufhörliches, ungeregeltes Anstür-

men der französischen Ritter gegen die englische Stellung. Fünfzehn derartige heroische, nutzlose Angriffe wurden vorgebracht; jedesmal brach sich die Wucht des Angriffs am Geschosshagel der Bogner. Soweit die Angriffe die Linie der schwergerüsteten Engländer überhaupt erreichten, konnte man leicht mit ihnen fertig werden. Das Ergebnis war ein völliger Sieg Eduards, der den Franzosen ungeheure Verluste einbrachte.¹⁷

Die neue Taktik hatte gesiegt; allerdings war Eduard vom Glück außerordentlich begünstigt worden. Das Terrain, die Tageszeit (die Sonne schien den Angreifern ins Gesicht), die Angriffsfreudigkeit des französischen Feldherrn, das tollkühne Draufgängertum der feindlichen Ritter, die mangelnde Führung und Ordnung auf der Gegenseite haben viel zu seinem Siege beigetragen.

Das französische Heer bei Crécy zeigte alle Nachteile und Vorteile der bisherigen ritterlichen Kampfweise in hellem Licht: die Disziplinlosigkeit, die sich im „Durchgehen nach vorne“ auswirkt (das nach modernen Begriffen so verhängnisvoll ist wie die Flucht), die hochmütige Geringschätzung des Gegners, die Verachtung des eigenen Fußvolks auf der einen Seite;¹⁸ der tapfere Angriffsgeist, die heldenmütige Aufopferung des einzelnen Ritters auf der andern Seite. Hochmut, Ruhmsucht und Beutegier, sowie jene tollkühne Tapferkeit und blinde Todesverachtung, wie sie durch den ritterlichen Sittenkodex hochgezüchtet war — echt ritterliche Motive also — haben die Franzosen zu jenen 15 nutzlosen und verlustreichen Angriffen gegen die feindlichen Höhen getrieben. Demgegenüber macht Eduards Kampfweise den Eindruck des Unritterlichen. Gleich dem gemeinen Fußvolk erwarteten seine Ritter den Ansturm

17. Oman, a. a. O. II, S. 134—147; Delbrück, a. a. O. S. 464—477; Richard Czeppan, die Schlacht bei Crécy, Berliner Diss. 1906; G. Köhler, Entwicklung des Kriegswesens, II, S. 406—414.

18. Sie findet ihren klassischen Ausdruck in dem Ausspruch, den Froissart dem französischen Könige in den Mund legt: „Tuez la piétaille“. Gemeint sind die Armbrustschützen, die bei Crécy dem Ritterangriff im Wege waren. (Froissart, Chroniques ed. Lett. V, S. 52.)

der Feinde; und den verhaßten Bogenschützen fiel eine bedeutende Aufgabe zu.

Der Sieg von Crécy hat nicht nur das Ansehen der französischen Ritterschaft erschüttert; er hat auch der militärischen Bedeutung des Rittertums überhaupt einen schweren Schlag versetzt. Seine militärische Überlegenheit verdankte der Ritter der schweren Rüstung und dem Pferde. Wenn man nun die Ritter zur Schlacht absitzen ließ und die Pferde hinter die Front schickte, so fiel damit weg, was einst den Anstoß zur Bildung des Ritterstandes gegeben hatte. Hier sollte sich nun zeigen, daß der eigentliche Wert des Ritters längst nicht mehr ausschließlich in seiner überlegenen Ausrüstung bestand, sondern auch in seiner moralischen Überlegenheit. Der Ritterstand entwickelte unter seinen Mitgliedern durch die ungeheuer hochgespannten Forderungen der Standesethik eine besondere militärische Tüchtigkeit, so daß — zunächst wenigstens — keine Veränderung der Taktik den kriegesischen Wert des Ritters mindern konnte. Die nichtritterlichen Truppen kämpften, weil sie mußten oder weil sie persönlicher Vorteil lockte; der Ritter kämpfte außerdem auch noch für seine persönliche Ehre. Daher war und blieb der Ritter auch unter Eduard III. der Kern des Heeres. Ja die Taktik Eduards hatte es geradezu darauf abgesehen, die moralische Tüchtigkeit und Überlegenheit des Ritters mehr auszunützen, als es bisher möglich war. Indem man den Ritter absitzen ließ, machte man ihn zum Halt und zur Stütze des ganzen Heeres. Zugleich forderte man von ihm den völligen Einsatz seiner Person. Denn gelang der feindliche Angriff, so war der schwer gewappnete Ritter, der sich ohne Pferd fast nicht bewegen konnte, zuerst verloren, während die leichteren Truppen noch ihr Heil in der Flucht suchen konnten.

Crécy bedeutet also keineswegs das Ende der kriegesischen Rolle des Rittertums, wohl aber bedeutet die Schlacht das Ende der militärischen Überlegenheit des Reiterheeres. Eduard war vom Glück begünstigt gewesen; es läßt sich sehr wohl denken, daß die französischen Ritter bei besserer Führung und größerer Disziplin auch gegen die englische Taktik siegreich geblieben wären. Die Zeitgenossen aber zogen aus der französischen Niederlage den Schluß, daß die Zeit der Reiterschlachten vor-

bei sei. Nach Crécy wurde es allgemeine ritterliche Sitte, zur Schlacht abzusitzen und zu Fuß zu kämpfen. Die Franzosen allerdings erkannten nicht, daß die Stärke der englischen Taktik nicht nur auf dem Absitzen der Ritter, sondern auf dem Zusammenwirken der zu Fuß kämpfenden Ritter mit den Bogenschützen beruhte; das sollte bei Poitiers und bei vielen kleineren Gefechten ihr Verderben sein. Eine ganze Reihe von Gefechten, die zwischen den Schlachten von Crécy und Poitiers stattfanden, zeigen, wie die Franzosen versuchten, die englische Taktik nachzuahmen.¹⁹ Karl von Blois machte bei der Belagerung und beim Entsatz der Festung La Roche Derien einen tastenden Versuch, die gefürchteten englischen Bogenschützen auszuschalten. Sir Thomas Dagworth rückte heran, um die Feste zu entsetzen. Karl von Blois verschanzte sich zum Schutz gegen die Pfeile in Gräben und ließ vor seiner Linie alle Hecken niederlegen und alle Gräben ebnen, um den Bogenschützen die notwendige Deckung im Gelände zu rauben. In der Tat verzichtete Dagworth unter diesen Umständen auf die Verwendung seiner Bogenschützen; er erreichte sein Ziel aber durch einen Überfall im Dunkel des frühen Morgens. Auf demselben Kriegsschauplatz gingen die Franzosen dann auch zum ersten Male dazu über, die Ritter zu Fuß kämpfen zu lassen. Bei Taillebourg (1351) und Mauron (1352) ließ der französische Feldherr den Hauptteil seiner Ritter absitzen, beide Male allerdings ohne Erfolg.

Trotzdem kehrt das Zutrauen zu der bisherigen Kampfweise der Ritterangriffe bei den französischen Führern nicht zurück, und so kämpften in der Schlacht von Poitiers beide Parteien im wesentlichen zu Fuß. Wieder, wie bei Crécy, legte die strategische Lage den Franzosen den Angriff nahe. Denn das kleine Heer des Schwarzen Prinzen war auf dem Rückwege von einem großen Beutezug begriffen und hatte nur den einen Wunsch, sich heil nach Bordeaux durchzuschlagen. Wieder hatte das englische Heer in günstigem Gelände eine Verteidigungsstellung bezogen. König Johann schickte eine berittene Abteilung vor

19. Tout, *Some neglected Fights between Crécy and Poitiers* in *E. H. R.* Vol. 20 (1905) S. 726 ff.; Oman, *a. a. O.* II, S. 155—159.

zum Sturm auf die Bogenschützen. Als dieser vorbereitende Angriff gescheitert war, kam es nacheinander zum Angriff der beiden ersten Schlachthaufen der abgestiegenen französischen Ritter, der an dem Geschoßhagel der Bogenschützen sowohl wie an dem heldenmütigen Widerstande der kleinen Ritterschar des Prinzen scheiterte und zur Auflösung der beiden Schlachthaufen führte. Dem gewaltigen Ansturm der dritten und letzten Schlachtordnung begegnete der Prinz im Gegenstoß. Zugleich aber ließ er eine berittene Abteilung, vom Feinde unbemerkt, eine Umgehung ausführen, und das plötzliche Erscheinen dieser Truppe im Rücken des Feindes entschied vollends die Schlacht.²⁰

Der strahlende Sieg des Schwarzen Prinzen bestärkte die Feldherrn auf beiden Seiten im Festhalten an der Taktik der zu Fuß kämpfenden Ritter. Außerdem aber wagten es die Franzosen auf lange Zeit überhaupt nicht mehr, den Engländern in offener Feldschlacht gegenüber zu treten.²¹ Sie beschränkten sich darauf, den Feind in befestigten Plätzen möglichst lange hinzuhalten und ihm im Kleinkrieg Schaden zuzufügen. Wo doch noch größere Abteilungen aufeinandertrafen, da stiegen in der Regel die Ritter auf beiden Seiten zum Gefecht vom Pferde, so in den Schlachten von Cocherel und Auray (1364). Es gelang den Franzosen ab und zu, die Oberhand zu behalten. So siegte ein französischer Ritter noch 1356 in der Normandie gegen Gottfried von Harcourt, indem er seine Schwebbewaffneten vor den feindlichen Bogenschützen absteigen und hinter ihren Schilden wohl geschützt langsam vorrücken ließ.²² Und Cocherel ist die erste bedeutendere Schlacht im Kriege, in der die Franzosen zum Siege kamen. Nach Poitiers scheint man auch die ritterliche Rüstung noch mehr verstärkt zu haben, so daß die Pfeile in der Regel nicht mehr so leicht eindringen konnten. Darauf führt Froissart den Erfolg zurück, den Duguesclin 1370 bei Pont Vallain gegen Sir Robert Knolles erringt.²³

20. Oman a. a. O. II, S. 160—176; Köhler a. a. O. II, S. 417/49; Delbrück a. a. O. III, S. 477.

21. Übertreibend schreibt eine englische Chronik: „Et en celle temps apayn 100 Franceis ne voidreount ne oseount vint Engleis en chaumpe encountrere ne a eux bataille doner“. Anominalle Chronicle S. 43.

22. Froissart VI, S. 7.

23. Froissart VIII, S. 49.

Trotzdem bleibt die militärische Bedeutung der Bogenschützen und der auf der Wirkung dieser Waffe beruhenden englischen Taktik bestehen. Mit ihr sollte ja dann noch Heinrich V. in der Offensive — allerdings wieder stark begünstigt von den Umständen und von den Fehlern der französischen Führung — den glänzenden Sieg bei Azincourt erringen.

Unter Eduard III. und seinem Sohne wurde aber diese Taktik fast ausschließlich in der Verteidigung angewandt; und das bringt ein weiteres unritterliches Element in die Feldzüge jener Zeit. Man war darauf angewiesen, den Feind zum Angriff zu reizen. Deshalb fiel man in sein Land ein und zerstörte alles, was zu zerstören war. Das war der Sinn der Zerstörungen, die Eduard bei seinem Einfall in Cambrésis 1339 und 1340 durchführen ließ, und ebenso wieder auf seinem Zuge von der Normandie bis nach Crécy. Vollends nach Poitiers und noch mehr beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten nach der kurzen Ruhepause, die durch den Frieden von Brétigny eingeleitet war, 1369, entartete der Krieg in eine Reihe von englischen Beute- und Zerstörungszügen und in eine Serie von Belagerungen. Das Aufkommen der freien Compagnien tat ein übriges, das Beutemachen, das Plündern und Zerstören in den Mittelpunkt kriegerischer Tätigkeit zu stellen.

So war die Eduard'sche Kampfesweise besonders geeignet, das unritterliche Element in der Kriegführung zu stärken. Eduards Begeisterung für das Rittertum erlitt dadurch keine Einbuße. Auch auf andern Gebieten des Lebens war ja der ritterliche Traum des schönen Lebens stark genug, um nicht an der rauen Wirklichkeit zu zerschellen. Die Illusionsfähigkeit des spätmittelalterlichen Menschen war so groß, daß er weder das Bedürfnis noch die Möglichkeit hatte, sich des inneren Zwiespalts seines Lebens bewußt zu werden. Es wäre falsch, zu glauben, Eduard habe sich den Entschluß, die neue Taktik im Kampf gegen seinen ritterlichen Gegner von Frankreich anzuwenden, mühsam abgerungen, oder etwa die Not seiner strategischen Lage auf dem Feldzuge von Crécy habe ihn zur Opferung seiner ritterlichen Auffassung vom Kriege gezwungen. Vielmehr war Eduard eben ritterlicher Schwärmer und nüchtern berechnender Feldherr zugleich. Von langer Hand hat er die

Anwendung der neuen Taktik vorbereitet. Seine besondere Aufmerksamkeit galt schon immer den Bogenschützen. Er zeichnete diese wichtige Waffe dadurch aus, daß er sich eine Leibwache von Bogenschützen hielt.²⁴ Es versteht sich, daß sie nach dem großen Erfolg bei Crécy beibehalten wurde.²⁵ Und schon die Feldzüge von 1339 und 1340 waren ja nichts anderes als der Versuch, König Philipp zum Angriff auf das englische Heer zu veranlassen, der die Anwendung der neuen Taktik gestattet hätte.

Nirgends spiegelt sich die zeitgenössische Auffassung vom Kriege deutlicher wider als in Froissarts Chronik. Froissart war Höfling und schrieb für seine fürstlichen und adeligen Gönner. Seine Auffassungen sind die der ritterlichen Gesellschaft. Sein Hauptinteresse und seine Liebe galt dem Kriege. Das Herz geht ihm auf, wenn er von dem herrlichen Anblick, den 1339 die beiden zur Schlacht aufgestellten Heere geboten haben, erzählt.²⁶ Es versteht sich, daß ihn die heroische Seite des Krieges mehr anspricht, als die häßliche traurige Seite. Seine Aufgabe ist ja, den Ruhm der Ritter, die die Schlachten des 100jährigen Krieges geschlagen haben, zu verkünden. Daher schildert er diese Schlachten, als ob sie nur aus den verschiedenen Heldentaten der einzelnen Ritter bestanden hätten. Er heroisiert die Kriegsgeschichte.²⁷ Auf der andern Seite erzählt Froissart mit der größten Selbstverständlichkeit eine Unzahl von Dingen, die in seine heroische Geschichtsauffassung gar

24. Diese Leibwache ist schon 1335 nachweisbar. Siehe Wardrobe Accounts 1335 (361/2 Nr. 9): „Et ad 300 tunicas ac tot capucios magnos pro sagittariis Regi, . . .“.

25. Wardrobe Accounts von 1347/9 gedruckt in *Archaeologia* Vol. 31, S. 16: „Eidem (Johanni Marreys cessori) ad faciendum 100 curtepys et totidem capucios pro archeris Regis“.

26. Froissart ed. Lett. III, S. 43/4.

27. Um aus unendlich vielen ein Beispiel zu wählen: Über das Treffen bei Pont-Vallain, in dem Duguesclin die Nachhut des abziehenden Sir Robert Knolles vernichtend schlug, heißt es bei Froissart: *Là eut des premières venues grans joustes et tamaint hommes reversé à terre de l'une part et de l'autre; et si trestost que les lanches leur furent baillies, il se traissent as espées et as haches et puis se férèrent l'un dedens l'autre et se donnèrent grans horions sans yaux espargnier. Là eut bataille et hustin aussi dur et ossi fort . . .*“ (*Chroniques* ed. Lett. VIII, S. 48/49.

nicht hineinpassen wollen. Ohne ein Wort des Abscheus schildert er z. B. die Grausamkeiten, die der Schwarze Prinz nach der Einnahme von Limoges geschehen ließ oder die Hinrichtungen, die König Johann aus politischen Gründen an bretonischen Adligen vollziehen ließ, oder die ungeheuren Zerstörungen und Plünderungen, zu denen die Züge des im übrigen als ritterliches Vorbild geschilderten Schwarzen Prinzen führten. Er nimmt auch an der englischen Kampfweise bei Crécy und Poitiers keinerlei Anstoß. Im Gegenteil, in seinem Bericht über Crécy findet er nur Worte des schärfsten Tadels für die französische Ritterschaft, weil sie entgegen dem Befehl ihres Königs sich zum sofortigen Angriff hinreißen ließ; das war in Froissarts Augen „Narrheit“; der Gehorsam gegen den Lehensherrn ist vornehmste Ritterpflicht.²⁸ So wenig wie Froissart hat den König von England und seine Ritter die unritterliche Wirklichkeit und ihre eigenen Zugeständnisse an diese Wirklichkeit irre gemacht am Ritterideal. Mochte Eduard auch der Wegbereiter einer Kampfweise sein, die — wenn auch nicht unmittelbar — zum endgültigen Niedergang der militärischen Rolle des Rittertums führen sollte, er fühlte sich dennoch als Ritter. Der Zwiespalt zwischen seinen Idealen und seiner Praxis war für ihn kein Problem.

Nicht auf der ganzen Linie ist das Ritterideal in der Kriegführung Fiktion geblieben. Abgesehen von der Taktik in den großen Schlachten gab es noch der ritterlichen Elemente genug in der Kriegführung der Zeit.²⁹ So ist vor allem die Vorstellung lebendig, daß die Kampfbedingungen für beide Teile die gleichen sein sollten. Da man außerdem den Krieg nicht so sehr als eine Angelegenheit der betroffenen Völker, sondern als ein Ringen der jeweiligen Fürsten ansah, tauchte immer wieder der Plan auf, den politischen Streit durch einen Zweikampf der Fürsten zu entscheiden. Diese hervorragend ritterliche Idee ist mit großer Beharrlichkeit zu den verschiedensten Zeiten hervorgetreten, ohne jedoch jemals zur Ausführung zu kommen. Der

28. Chroniques ed. Lett. V, S. 39/40.

29. Vergleiche das 7. Kapitel von Huizingas Herbst des Mittelalters (1928) (Drei Masken Verlag): „Die politische und militärische Bedeutung des Rittergedankens“.

Gedanke ist nicht so ganz utopisch, wie er manchen Heutigen vorkommen mag; jedenfalls paßt er gut in das 14. Jahrhundert, in dem ja auch der gerichtliche Zweikampf in seiner ritterlichen Form eine kurze, aber kräftige Renaissance erlebte. So gut man sich wegen eines Stück Landes oder wegen eines ehrverletzenden Vorwurfes im gerichtlichen Zweikampf schlagen konnte, so gut hätte man auch Streitfälle politischer Art auf diese Weise beenden können. Die Schwierigkeit lag nur darin, das unparteiische Forum zu finden, vor dem der Kampf hätte stattfinden können. 1283 wurde Eduard I. von England eingeladen, in einem Kampf von 100 gegen 100 Ritter Schiedsrichter zu sein. Peter III. von Aragonien und Karl von Anjou wollten durch diesen Kampf, der bei Bordeaux stattfinden sollte, ihre beiderseitigen Ansprüche auf das Königreich Sizilien entscheiden. Der Papst, der den Aragonier schon exkommuniziert hatte, beschwor Eduard, den Kampf zu verhindern. In der Tat lehnte Eduard die ihm zugedachte Rolle ab.³⁰ Auch in der englischen Geschichte waren solche fürstliche Herausforderungen zum Zweikampf schon vorgekommen. So soll Wilhelm der Eroberer seinen Rivalen zum Zweikampf gefordert haben. Im Jahre 1194 machte Philipp II. Augustus dem König von England den Vorschlag, alle zwischen den beiden Reichen schwebenden Streitfragen durch den Zweikampf von fünf Rittern zu entscheiden. Freudig nahm Richard den Vorschlag an, der ganz nach seinem Sinne war. Nur wollte er als echter Ritter selbst am Kampfe teilnehmen; und so knüpfte er an seine Zustimmung die Bedingung, daß er selbst und der König von Frankreich einer von den fünf Rittern sein solle. Das aber lehnte Philipp ab, und so wurde nichts aus dem Vorschlag. Viel häufiger sind Forderungen zum fürstlichen Zweikampf, der an die Stelle des Krieges treten soll, im 14. Jahrhundert gewesen. Immer wird, wie übrigens auch von Richard I., betont, man wähle diesen Weg, um unnötiges Blutvergießen unter den christlichen Völkern zu vermeiden. Von der Belagerung von Tournai (1340) aus richtete Eduard III. eine Herausforderung an Philipp VI. von

30. W. H. Bliss, Calendar of Entries in the Papal Registers relating to Great Britain and Ireland, Papal Letters I, S. 472; Rymer, Foedera I, S. 626, 628.

Frankreich, die uns erhalten ist.³¹ Da schlägt Eduard dreierlei vor: den Zweikampf der beiden Könige, den Kampf von je hundert Rittern, wobei die beiden Könige unter den 100 Rittern sein sollten und endlich die offene Feldschlacht, für die er Tag und Stunde nennen möge. Eduard fügt hinzu, er schreibe nicht aus Hochmut, sondern in dem christlichen Bestreben, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Philipp antwortete ablehnend; er habe zwar den Brief Eduards bekommen, könne ihn aber nicht beantworten, denn er sei nicht an den König von Frankreich gerichtet;³² Eduard sei als Lehensmann der Krone Frankreichs in keiner Weise berechtigt, in sein Land einzufallen, er hoffe, ihn mit Christi Hilfe zu vertreiben; er habe durch seinen Feldzug die „heilige Reise übers Meer verhindert und vieler Christen Tod verursacht“. Noch einmal — 1355 — wollte König Eduard persönlich im Zweikampf mit seinem französischen Widersacher kämpfen. Als er von seinem großen Kriegszuge durch Frankreich nach Calais zurückkehren wollte, kamen französische Gesandte und boten im Auftrag König Johanns eine Schlacht an. Eduard ließ antworten, auch er wolle nach Möglichkeit vermeiden, christliches Blut zu vergießen und er sei deshalb bereit, persönlich mit seinem Gegner um den Anspruch auf den Thron von Frankreich zu kämpfen; oder es sollen die beiden Könige und die Thronfolger oder die Könige und zwei, drei oder vier nah verwandte Magnaten miteinander kämpfen. Diesen Vorschlag lehnten die Franzosen ab und boten erneut eine Schlacht an. Aber auch daraus wurde nichts, und Eduard kehrte nach England zurück, ohne daß irgendeine Entscheidung gefallen wäre.³³

Richard II. folgte dem Beispiel seines Großvaters. Sein Oheim, Johann von Gent, der Herzog von Lancaster, war in den Friedensverhandlungen von 1383 sein Vertreter. In der für ihn ausgestellten Vollmacht wurde betont, es scheine dem König das gerechteste zu sein, wenn die unmittelbar betroffenen Männer den Kampf auf sich nehmen, nämlich Richard selbst und

31. Avesbury, S. 314; die Antwort Philipps ebenda S. 315.

32. Eduard hatte ihn nämlich nur als Philipp von Valois angedet.

33. Avesbury, S. 429 ff. ist wohl der Version Froissarts (*Chroniques* V, S. 325) vorzuziehen.

König Karl VI. Ein Zweikampf zwischen den beiden oder ein Zweikampf zwischen den Königen und ihren drei Oheimen wird vorgeschlagen; wenn der Vorschlag scheitert, dann soll wenigstens Zeit und Ort für ein Treffen der beiderseitigen Heere festgesetzt werden.³⁴ Keiner der Vorschläge führte zu einem Ergebnis. Auch in der späteren Geschichte sind derartige Herausforderungen zum Zweikampf der Heerführer oder der Fürsten immer wieder da vorgekommen, wo ritterliche Vorstellungen wieder lebendig wurden. Heinrich V. soll von Rouen aus 1415 den Dauphin zum Zweikampf gefordert haben, Kaiser Maximilian wollte sich in einem Zweikampf mit Franz I. einlassen und der Günstling der Königin Elisabeth, der Graf von Essex — der Zeitgenosse Edmund Spensers — hat auf seinem Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1591 den Gouverneur von Rouen zum Zweikampf gefordert.

Ohne Zweifel hat der Gedanke, an die Stelle der Schlacht den Zweikampf der Fürsten entscheiden zu lassen, etwas Phantastisches an sich; es ist nicht zu verwundern, daß er nie zur Ausführung kam. Er ist auch immer da aufgetaucht, wo der betreffende Heerführer durch seine strategische oder politische Lage gezwungen war, eine Entscheidung zu suchen. Bei Tournai war es die Kampfmüdigkeit seiner deutschen Bundesgenossen und das schnelle Dahinschwinden seines Kriegsschatzes, die Eduard eine schnelle Entscheidung nahelegten. Im Jahre 1355 hatte Eduard einen langen und kostspieligen Zug durch Frankreich hinter sich und mochte wohl wünschen, nicht ganz ohne Ergebnis nach Hause zurückkehren zu müssen. Richard II. endlich war 1383 von dem einen Wunsche beseelt, den schändlichen Mißerfolg des „Kreuzzugs des Bischofs von Norwich“ auszugleichen; hatte doch dieser Plan von Anfang an im Parlament nur stärkste Mißbilligung erfahren. Außerdem mögen Gründe der Propaganda bei den Zweikampf-Vorschlägen eine Rolle gespielt haben. Der Feldherr des 100jährigen Krieges, der die kriegerische Entscheidung suchte, hatte zuvor ja immer das Hindernis der päpstlichen Vermittlungsversuche zu überwinden. Von der Kurie beauftragt folgten den Heeren immer

34. Rymer, Foedera (1709) VII, S. 407/8).

zwei Kardinäle, und wo immer eine Schlacht nahe war, da mischten sie sich ein und versuchten eine gütliche Einigung zu erreichen. Ihr Hauptargument war, es sei ein Verbrechen, christliches Blut zu vergießen und es sei die Pflicht eines jeden christlichen Fürsten, den Kampf mit Gläubigen zu vermeiden und seine kriegerische Kraft im Kampf gegen die Ungläubigen einzusetzen. Da war denn der fürstliche Zweikampf noch am ehesten zu rechtfertigen; denn er führt ja zur verhältnismäßig unblutigen Entscheidung; wenn aber die Forderung nicht angenommen wurde, so schob man die Verantwortung für das Blutvergießen dem Geforderten zu. Gerade der Briefwechsel zwischen Philipp VI. und Eduard III. anlässlich der Zweikampfforderung liest sich wie ein moderner Notenwechsel, der für die Veröffentlichung bestimmt ist. Deutlich schimmert das Bestreben durch, das eigene politische und militärische Handeln mit einem moralischen Mantel zu umkleiden und dem andern die Verantwortung für den Ausbruch der Feindseligkeiten zuzuschieben.

Trotzdem möchte ich nicht glauben, daß diese Forderungen nie ehrlich gemeint waren und nur Kriegslist oder Mittel der Diplomatie gewesen seien. Auch sonst waren ja Zweikämpfe an der Tagesordnung. Dem Sieger in einem Zweikampf winkte höchster Ruhm. Ein Fürst aber, der sich herbeiließ, einen politischen Streit im Zweikampf mit seinem fürstlichen Gegner auszutragen, der mußte ungeheures Aufsehen erregen. Sollten solche Lorbeeren den ruhmbegierigen Eduard III. oder den jugendlichen Richard II. nicht in allem Ernste gelockt haben? Bei Philipp VI. verstehen wir es, daß er den Zweikampf um die Krone Frankreichs kühl ablehnt, mit der Begründung, er sei schon im Besitze dieser Krone und brauche nicht mehr darum kämpfen; nur ein Zweikampf, bei dem auch die Krone Englands ihm im Falle des Sieges in Aussicht gestellt werde, habe für ihn einen Sinn. Eduard aber und sein Enkel hätten durch den Zweikampf viel gewinnen können. Rücksich zu nehmen auf die eigene Person, war keiner von ihnen gewohnt.

Wir haben oben gesehen, daß Eduard es nicht verschmäht hat, selbst im Turnier mitzukämpfen, obwohl dies doch keines-

wegs ungefährlich war. Aber auch im Kriege hat er sich gerne der Gefahr ausgesetzt. Bei seinem ersten Feldzug (1327) brach er in Tränen aus, als sich die Schotten nach einem erfolgreichen Überfall auf das englische Lager zurückzogen und so dem jungen Könige die Hoffnung auf die erste Waffentat raubten.³⁵ Bei Halidon Hill schritt er „mit heiterer Miene und kühnem Mute“ an der Spitze seines Heeres und feuerte seine Truppen an.³⁶ Und wenn er bei Crécy die ganze Schlacht über bei der historischen Windmühle gehalten hat, die heute noch Moulin d'Edouard heißt, so hat hier eben der natürliche Wunsch des Feldherrn, den Überblick zu behalten, über die Kampflust des Ritters gesiegt. Außerdem wollte er wohl die Ehre der Schlacht seinem Sohne lassen, der sich ja nach Eduards eigenen Worten hier die Sporen verdienen sollte.³⁷ Bei andern Gelegenheiten ließ es Eduard an der nötigen Vorsicht fehlen. Im schottischen Feldzuge von 1332 nächtigte er in einiger Entfernung von seinem Heere und wäre beinahe abgeschnitten und gefangen genommen worden.³⁸ Ebenso setzt er sich 1340 bei Melrose wieder den größten Gefahren aus.³⁹ In der Seeschlacht, die 1347 im Kanal gegen die Spanier geschlagen wurde, tat sich Eduard besonders hervor. Er war der erste, der mit seinem Schiff einen Gegner rammte. Dabei wurde sein eigenes Schiff beschädigt und nur die Eroberung eines spanischen Schiffes, auf das man sich retten konnte, wandte die äußerste Gefahr von dem Herrscher ab. Froissarts Schilderung von der Seeschlacht bei Winchelsea liest sich wie eine Episode aus einem Heldenepos: Da saß der König von England vorne in seinem Schiff, in schwarzen Samt gekleidet und auf dem Haupte eine Bibernütze, die ihm sehr gut stand. „Er war so fröhlich, wie man ihn nur je sah. Seine Musikanten ließ er einen deutschen Tanz spielen, den ihm Johann Chandos neuerdings mitgebracht hatte; dann ließ er noch zum allgemeinen Vergnügen den genannten Ritter mit den Musi-

35. *Chronicon de Lanercost*, ed. Stevenson, 1839, S. 260.

36. Murimuth, S. 68; *Annales Paulini*, S. 358.

37. Froissart ed. Lett. V, S. 50 und S. 62: „... je voel que la journée soit sienne et que l'honneur l'en demeure.....“.

38. *Lanercost*, S. 270/71.

39. Ebenda S. 335.

kanten zusammen singen und hatte große Freude daran. Immer wieder aber sah er in die Höhe zum Ausguck, ob noch nichts vom Herannahen der Spanier gemeldet würde." Die heitere Ruhe dieser Szene atmet ganz den Geist des höfischen Rittertums; die Schilderung gehört zu den schönsten, die Froissart geschrieben hat.⁴⁰ Gelegentlich hat man den Eindruck, Eduard habe sich geradezu zu gefährlichen Abenteuern gedrängt. So z. B. bei dem verwegenen Anschlag, den der französische Ritter Gottfried von Charny 1347 auf Calais machte. Charny bestach den Befehlshaber der Genuesen, Amerigo de Pavia mit einer großen Geldsumme; er sollte seine Leute an einem bestimmten Tage in die Feste einlassen. Ob der Italiener nun seinem Herrn treu geblieben ist oder nicht, ist nicht festzustellen.⁴¹ Jedenfalls hörte Eduard von dem Plane und entschloß sich sofort, selbst die Gefahr abzuwehren. Heimlich setzte er mit seinem Sohne nach Calais über. Es genügte seinem Wagemut nicht, die Stadt gegen den Anschlag des Gegners zu schützen. Er wollte den kecken Feind vernichten. Charnys Vorhut, die die Bestechungssumme überbringen sollte, wurde eingelassen; die Balken der Zugbrücke waren zuvor angesägt worden. Erst nachdem die Brücke vollends zerstört und so der Truppe der Rückweg abgeschnitten war, wurde sie überfallen und überwältigt. Damit nicht genug, machte Eduard, der sich als einfacher Ritter unter das Kommando von Sir Walter Manny gestellt hatte, einen Ausfall und besiegte nach langem Kampfe die Hauptmacht Gottfrieds von Charny, der selbst gefangen genommen wurde. Eduard selbst verrichtete dabei Wunder an Tapferkeit. Im dichten Gewühl soll er sich in äußerster Gefahr nur durch den mächtigen Ruf: „Ha Edward! St. Georg!“ gerettet haben; der Name des berühmten Helden, von dessen Anwesenheit in der Stadt kaum jemand etwas wußte, soll dann die Feinde erschreckt und die Freunde zu den größten Heldentaten angespornt haben, so daß die Gefahr überwunden wurde. Nach Froissart hat Eduard

40. Froissart V, S. 257—271.

41. Froissart und Jean le Bel halten ihn für einen Verräter, dem Eduard nur verziehen habe aus besonderer Gunst und um seinen Gegenzug ins Werk setzen zu können. Die englischen Chroniken glauben, er sei treu geblieben und habe den König sofort von dem Angebot unterrichtet.

auch unerkant mit dem berühmten französischen Ritter Eustache de Ribemont im Zweikampf gefochten. Dabei ist er zweimal in die Knie gebrochen und nur die schnelle Hilfe Mannys und Reginalds von Cobham retteten ihn vor den Schlägen des Gegners, der sich dann ergeben mußte und beim abendlichen Gastmahl von Eduard ausgezeichnet wurde.⁴²

Die Abenteuerlust war Eduard III. überhaupt im Blute. Wie Harun al Raschid soll er einmal als Kaufmann verkleidet durch sein Land gereist sein, um die Wahrheit von Gerüchten zu erforschen, die ihm von der Unzufriedenheit seiner Untertanen Kunde gaben.⁴³ Auch wegen der leidigen Frage seines französischen Lehenseides ist er einmal heimlich und verkleidet nach Frankreich gereist.

Wenn man bedenkt, welche Mühen die Gewinnung von Calais gekostet hatte, dann war es ein gewagtes Spiel, das hier Eduard gespielt hat. Die Zeitgenossen haben die persönliche Tapferkeit Eduards zu schätzen gewußt. Ihr hat er es mit zu verdanken, daß er in den Augen der Mitwelt der erste Ritter seiner Zeit war. Jean le Bel begründet es ausdrücklich, weshalb er Eduard III. immer den edlen König nennt, während er Philipp VI. diesen Ehrennamen verweigert: Eduard habe nie gezögert, sich selbst und seine Krieger der Gefahr und dem Abenteuer auszusetzen.⁴⁴ Derselbe Schriftsteller meint, beim Regierungsantritt habe man noch nicht viel von den Engländern gehalten von ihrem Mut und ihrer Kühnheit; auch die ritterliche Bewaffnung sei im Vergleich mit andern Ländern zurückgeblieben.⁴⁵ Eduard hat also nach der Meinung Jean le Bels die Blüte des Rittertums in England erst heraufgeführt. Auch Froissart preist das Rittertum Eduards: er nennt ihn bei der Erwähnung seines Todes „li vaillans et li preu rois“ und fügt hinzu, seit den Zeiten des König Artus habe es keinen solchen König mehr ge-

42. Froissart, V, S. 229—251; John of Reading, S. 107; Avesbury, S. 410; Galfridus le Baker, S. 106; Chronicon Anonymi Cantuariensis, Ed. J. Tait 1914, S. 194/5; Rymer III, S. 159.

43. Anonimale Chronicle, ed. Victoria H. Galbraith, S. 3.

44. Jean le Bel, Chronique, ed. Jules Viard et Eugène Déprez, Société de l'Histoire de France, Paris 1904/5 I, S. 65—67.

45. Ebenda.

geben.⁴⁶ Auch die englischen Chroniken sind voll vom Ruhme König Eduards. Und zwar ist er gerade als Schützer und Förderer des Rittertums berühmt geworden. Im Vertrauen auf sein Verständnis für ritterliche Dinge haben ihn 1350 die Ritter Johannes von Visconti und Thomas de la March als Schiedsrichter angerufen für ihren Zweikampf. Eine englische Chronik⁴⁷ behauptet, einige deutsche Fürsten hätten Eduard III. als Gegenkönig gegen Karl IV. gewählt, weil Eduard der würdigste, tapferste und stärkste Ritter der Christenheit sei.⁴⁸

Die persönliche Haltung König Eduards im Kriege beweist seine ritterliche Einstellung. Von hier aus gesehen erscheint es möglich, daß auch seine Vorschläge, an die Stelle von kriegesischen Auseinandersetzungen den Zweikampf der Fürsten zu setzen, ernst gemeint waren.⁴⁹

Die ritterliche Auffassung sah in der Schlacht einen sportlichen Wettkampf. Der wahre Wert des Ritters konnte sich in der Schlacht nur offenbaren, wenn die Kampfbedingungen für beide Teile die gleichen waren.^{49a} Dem Wunsch nach einem fairen Kampf entsprangen die zahlreichen Herausforderungen zur Schlacht, die so bezeichnend sind für die Kriegführung im 100jährigen Krieg. Auch hier ist schwer festzustellen, ob die Herausforderung zur Schlacht ehrlich gemeint war. Nie ist eine Schlacht auf diese Weise zustande gekommen. Geradezu abenteuerlich mutet uns der Vorschlag an, den Eduard im Jahre 1336 machte: die Franzosen sollen mit einem Heere in England

46. Froissart VIII, S. 389.

47. Knighton II, S. 55.

48. Die Nachricht, Eduard sei zum römischen Könige gewählt worden, ist damals in der Tat am Hofe Eduards eingetroffen und wohl geglaubt worden. Die Wardrobe Accounts verzeichnen ein Geschenk des Prinzen von Wales an den Überbringer dieser Nachricht. *Archaeologia* 31, S. 160. Zu dem Plane, Eduard als Gegenkönig gegen Karl IV. aufzustellen, vgl. die Chronik des Mathias von Neuenburg, MGH., SS. Nova Series IV, S. 248, Böhmers *Regesta imperii* VIII, Reichssachen Nr. 26a, 27, 28 u. 32, und R. Salomon, Zur Geschichte der englischen Politik Karls IV., in „Historische Aufsätze, Karl Zeumer zum 60. Geburtstag dargebracht“, Weimar 1910.

49. Vgl. Huizinga, Herbst des Mittelalters, S. 134/6.

49a. Vgl. zum Folgenden: W. Erben, die Schlacht bei Mühldorf. Histor.-geographisch und rechtsgeschichtlich untersucht in „Veröffentlichungen des Historischen Seminars der Universität Graz“, Heft 1, 1923.

landen, um sich mit den Engländern zu schlagen, er werde für die Sicherheit der Überfahrt besorgt sein und ihnen einen bestimmten Platz anweisen, wo sie sich von der Seereise erholen könnten bis zum Tage der Schlacht.⁵⁰ Aber auch wo eine Schlacht im Bereich des Möglichen war, kam es zu besonderen Aufforderungen. Sie entsprangen häufig einer Notlage des betreffenden Feldherrn. So forderte Eduard III. 1340 vor Tournai seinen Gegner zunächst zum Zweikampf, dann aber auch zur Schlacht heraus, da der ganze unter riesigen finanziellen Opfern vorbereitete Feldzug zum Scheitern verurteilt war, wenn Philipp der Entscheidung auswich.⁵¹ Ähnlich war Eduards Lage bei der Belagerung von Vannes 1343. Ein feindliches Entsatzheer schnitt ihm die Zufuhr zur See ab. Die Verpflegungsschwierigkeiten zwangen den englischen Feldherrn zu zahlreichen Herausforderungen zur Schlacht. Da sie nicht angenommen wurden, mußte Eduard einen Waffenstillstand schließen.⁵² Beim Feldzug von 1339 ging die Anregung, eine Schlacht zu vereinbaren, von den Franzosen aus. Die Art und Weise der gegenseitigen Verständigung war sehr ungewöhnlich. Der Befehlshaber der Armbruster auf der französischen Seite schickte dem Herrn Hugo von Genf einen Brief des Inhalts, der König von Frankreich wolle an einem bestimmten Tage eine Schlacht liefern auf einem Felde ohne Wald, Morast oder Wasserläufe. Tags darauf schickten zum Überfluß der König von Böhmen und der Herzog von Lothringen noch Briefe an denselben Herrn: sie seien bereit, alles, was der Befehlshaber der Armbruster gesagt habe, getreulich zu halten. Eduard folgte der Aufforderung und stellte sein Heer auf einem ebenen Felde in Schlachtordnung auf; der Feind stellte sich nicht zur Schlacht ein. Auf den Rat des Herzogs von Brabant schickte Eduard nun seinerseits einen Herold zu König Philipp und erklärte, ihn am folgenden Sonnabend zur Schlacht erwarten zu wollen. Die Franzosen nahmen das Angebot an. Aber Eduard wartete zwei volle Tage vergebens; am dritten Tage erfuhr er dann, daß

50. Lanercost, S. 286 und mit fast ganz gleichem Wortlaut Anonimale Chronicle, S. 7.

51. Avesbury, S. 314. Siehe oben S. 163/4.

52. Froissart, Chroniques IV, S. 192/3.

Philipp abgezogen sei.⁵³ Bei der Belagerung von Calais 1347 kam es wieder zu Versuchen, eine Schlacht zu verabreden. Diesmal ist es König Philipp, der eine Entscheidung wünschen muß. War er doch zum Entsatz der wichtigen Feste herangeeilt und hatte zu seinem Verdruß das englische Heer in einer festen unzugänglichen Verteidigungsstellung erblicken müssen. Auf das Drängen der Kardinäle ließ sich Eduard noch einmal auf Unterhandlungen ein, die in einem Zelte zwischen den Heeren geführt wurden. Die Zugeständnisse der Franzosen gingen aber Eduard nicht weit genug. Schließlich ließ Philipp die Schlacht anbieten. Vier Ritter von jeder Seite sollten das Schlachtfeld bestimmen. Nach langer Beratung mit seiner Umgebung nahm Eduard das Angebot an. Die Franzosen wagten aber die Schlacht doch nicht zu schlagen und zogen schließlich in großer Hast ab und überließen Calais seinem Schicksal.⁵⁴

In dieser Periode des 100jährigen Krieges kam es bei jedem englischen Kriegszuge zu einer Herausforderung zur Schlacht. Nie aber fand ein Treffen auf der sportlichen Grundlage der

53. Avesbury, S. 304/06. Dort findet sich der Brief Eduards an seinen Sohn, der einen genauen Bericht von diesem Feldzug darstellt. Froissart III, S. 36 bis 62 berichtet abweichend und ist wohl weniger zuverlässig. Murimuth, S. 101/2; Galfridus le Baker, S. 66; Henry Knighton II, S. 10/3.

54. Auch über diese Vorgänge besitzen wir den Bericht Eduards nach Hause (Avesbury, S. 391 ff.) Allerdings weicht Froissart von ihm ab und bringt eine Version, die ein günstigeres Urteil über König Philipp zuläßt. Nach ihm lehnte Eduard es schlechtweg ab, einen Kampfplatz zu vereinbaren: Philipp habe ihn nunmehr ein Jahr lang vor Calais stehen lassen, ohne eine kriegerische Auseinandersetzung zu suchen; er habe zu viel Geld an die Belagerung gewendet, um sich in letzter Stunde noch um die Früchte seiner Bemühungen bringen zu lassen (Froissart, Chroniques V, S. 192 ff.). Henry Knighton auf der andern Seite stellt wieder Eduards ritterliche Sinnesart auch in dieser Episode ganz in den Vordergrund; er habe die Aussicht auf eine Schlacht mit Freuden ergriffen und sich erboten, auf seine Kosten alle Geländehindernisse seiner Stellung wegzuräumen, um den Franzosen die Schlacht unter den gleichen Bedingungen zu ermöglichen (Knighton II, S. 51). Auch Avesbury (S. 391) rühmt Eduards Haltung: als „ein wackerer Ritter“ habe der „hochherzige König“ sich nicht der Schlacht entziehen wollen. Nach Galfridus le Baker hat Eduard sogar noch während der Friedensverhandlungen nach dem Fall von Calais zwei Ritter an König Philipp geschickt, die für den Fall des Scheiterns der Verhandlungen eine Schlacht zu verabreden vorschlagen sollten.

völlig gleichen äußeren Kampfbedingungen statt. Immer scheint in dem Augenblicke, wo eine Schlacht dem einen Gegner wünschenswert erschien, der andere triftige Gründe für einen Aufschub gehabt zu haben. 1355 z. B. forderte zunächst Eduard den König Johann heraus, der aber noch Verstärkungen abwarten wollte und daher ablehnte; als er aber dann einige Zeit später zwei Ritter, die einst in englischer Gefangenschaft gewesen waren, zu Eduard schickte, um einen Kampf von 100 gegen 100 oder von 1000 gegen 1000 oder von Heer gegen Heer vorzuschlagen, wobei der Kampfplatz von je sechs Rittern der beiden Heere ausgewählt werden sollte, da wollte sich nun wieder Eduard nicht mehr aufhalten lassen; hat er doch eben die Nachricht vom Fall Berwicks erhalten: er werde sich nicht nach dem Gutdünken seiner Feinde, sondern nur nach dem Willen seiner Freunde schlagen.⁵⁵ Die Beispiele ließen sich noch weiter vermehren. König Johann forderte den Herzog von Lancaster 1356 zur Schlacht heraus,⁵⁶ König Eduard 1360 und Johann von Gent 1373 umgekehrt bieten die Schlacht an, als sie auf ihren Zügen durch Frankreich die Tore von Paris erreichen.⁵⁷ Obwohl Eduard 1360 versprach, im Falle einer Niederlage nie wieder die Krone Frankreichs beanspruchen zu wollen, stellten sich die Franzosen nicht zur Schlacht, vielmehr begnügten sie sich, mit einzelnen englischen Rittern Zweikämpfe auszufechten. Besonders verlockend war der Kampfpreis wohl nicht; denn auch nicht in der Stunde des größten Sieges war ja Eduards Anspruch auf den Thron von Frankreich der Verwirklichung nahe. Heinrich von Trastamara erwarb sich die Anerkennung des Schwarzen Prinzen, als er sich 1367 bei ihm erkundigte, auf welchem Wege er in sein Land einfallen werde, da er sich ihm sogleich zur Schlacht stellen wolle. — Der Prinz äußerte sich daraufhin zu seiner Umgebung: „Wahrlich, dieser Bastard Heinrich ist ein wackerer Ritter und voll von großer

55. So berichtet Froissart, V, S. 325/31. Avesbury allerdings schiebt die Schuld am Nichtzustandekommen der Schlacht wieder dem französischen Könige zu (Avesbury, S. 428/9).

56. Avesbury, S. 464.

57. Froissart VI, S. 265/7; John of Reading, S. 135/6; Knighton II, S. 111; Anonimale Chronicle, S. 74.

Tapferkeit“.⁵⁸ Noch Heinrich V. erhielt 1415 eine zornige Herausforderung von den Franzosen. Die Herolde allerdings, die die Forderung zur Schlacht überbrachten, beobachteten strenge die Gebote der Höflichkeit. Sie knieten vor dem Könige nieder und redeten erst, nachdem man sie dazu aufgefordert hatte. Trotz des beleidigenden Inhalts der Botschaft der Herolde antwortete Heinrich „mit tapferem Sinn, unbeweglicher Miene, ohne Zorn und ohne die Farbe seines Gesichts zu verändern“; auf die Frage, welchen Weg er nehmen werde, gab er die Antwort: Geradesweges auf Calais.⁵⁹ Den ganzen Zwiespalt zwischen dem ritterlichen Ideal, nach dem die Schlacht ein sportlicher Wettkampf sein sollte, und den praktischen Bedürfnissen der Kriegführung, zeigt ein Vorfall aus dem Jahre 1369. Da versuchte nämlich Herzog Philipp von Burgund, das Heer des Herzogs von Lancaster zu überfallen, als die Herren gerade zu Tisch saßen und auf keinen Angriff gefaßt waren. Der Burgunder verzichtete leichten Herzens auf einen fairen Kampf und griff lieber den wehrlosen Feind an. Den englischen Herren gelang es aber, sich so schnell in Bereitschaft zu setzen, daß der Feind den Angriff nicht durchzuführen wagte. Dieser höchst unritterlichen Episode aber folgte das umständliche Zeremoniell ritterlicher Kriegführung auf dem Fuße. Der Herzog von Lancaster sandte nämlich zwei hervorragende Ritter seines Heeres, Walter Manny und Richard von Tenbridge, ab, um eine Schlacht und das Schlachtfeld mit dem Gegner zu vereinbaren. Die Gegenseite beauftragte den Connétable von Frankreich und einen burgundischen Ritter. Da die Abgesandten der beiden Heere sich aber nicht über die Wahl eines Schlachtfeldes einigen konnten, kam es wieder zu keiner Schlacht.⁶⁰ Die Form der Forderung ist häufig ähnlich wie beim Zweikampf. So betont z. B. Thomas von Woodstock 1380 vor Troyes in einer Forderung seinen sehnlichen Wunsch, Waffentaten zu verrichten und appelliert an das Ehrgefühl des Gegners, diesen Wunsch nicht unerfüllt zu lassen.⁶¹

58. Froissart VII, S. 159.

59. Titus Livius Forojuliensis, Vita Henrici V., ed. Thomas Hearne, Oxford 1716, S. 14.

60. Anonimale Chronicle, S. 60.

61. Froissart ed. Lett. IX, S. 265/6.

Wenn diese zahlreichen Herausforderungen zur Schlacht auch zu keinem Ergebnis geführt haben, so beweisen sie doch, wie stark das Bedürfnis war, den Krieg gewissermaßen nach bestimmten Spielregeln zu führen. Der Sinn für die schöne Form und das Zeremoniell wollte sich auch im Kriege ausleben. Das Heroldswesen wurde besonders im 14. Jahrhundert ausgebildet. Sitte und ritterlicher Anstand hatten auch im Kriege ihre Geltung. Es galt für höchst unschicklich, die Feindseligkeiten zu eröffnen, bevor man feierlich die Fehde angesagt hatte. Selbst wo man durch Überraschung siegen wollte, ist man von dieser Sitte nicht abgewichen. Sir Walter Manny hatte zu Beginn des 100jährigen Krieges gelobt, er werde als erster eine feindliche Stadt oder Burg in Frankreich einnehmen. Obwohl er es mit Überrumpelungen versuchen wollte, versäumte er es doch nicht, zuvor im Gebiet des Bischofs von Cambrai Fehde ansagen lassen „*affin que il ne fuist repris de villain fet*“.⁶² Aber auch nach Kriegsbeginn hatten die Herolde immer wieder Arbeit. Die Feldherren des 14. Jahrhunderts haben es leicht genommen, einen Waffenstillstand abzuschließen. Kaum je wurde ein fester Platz angegriffen, ohne daß man vorher mit den Verteidigern verhandelt hätte. Auch im Festungskrieg gab es bestimmte „Spielregeln“, an die man sich halten mußte. Im 14. Jahrhundert war die Technik des Festungsbau allen Methoden des Angriffs weit überlegen. Eine starke Festung konnte nur durch Aushungerung zur Übergabe gezwungen werden. Die langen Belagerungen waren wohl kaum im Sinne der kampf-lustigen Ritterschaft. Da half man sich, indem man mit den Verteidigern einen Vertrag abschloß, worin sich diese in den meisten Fällen verpflichteten, die Festung zu übergeben, wenn nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Entsatz eingetroffen sei. Bis dahin war Waffenruhe; die Angreifer waren einer lästigen Belagerung, die Verteidiger der Schrecken des Hungers enthoben. Und doch hatte keine Partei irgend etwas preisgegeben; der Verteidiger konnte sich ja ausrechnen, wie lange seine Vorräte einer Belagerung standhalten würden und danach den Termin in seinem Vertrage bemessen. Zugleich gab

62. Froissart, II, S. 487—493.

der Abschluß eines solchen Vertrages dem ganzen Kriege frisches Leben, indem er die Partei der Verteidiger zum Angriff zwang. Bedeutsame Schlachten sind Entsatzschlachten auf Grund eines solchen Vertrages gewesen, so z. B. die Schlachten bei Bannockburn und Halidon Hill, außerdem unzählige kleinere Gefechte des 100jährigen Krieges. Diese Sitte, lange Belagerungen im Interesse beider Parteien zu vermeiden, hat etwas Sportliches an sich und bedeutet einen großen Schritt vorwärts in der zunehmenden Zivilisierung und Humanisierung der Kriegführung, wie sie gerade im 14. Jahrhundert unter dem Einfluß des Rittergedankens festzustellen ist.

Daneben aber gab es eine durchaus barbarische Methode, sich lange Belagerungen zu ersparen, die gegen kleinere feste Plätze häufige Anwendung fand. Die Verteidiger wurden nämlich aufgefordert, die Festung zu übergeben und für diesen Fall wurde ihnen entweder der freie Abzug oder wenigstens die Schonung ihres Lebens zugesichert. Zugleich aber drohte der Angreifer, die ganze Besatzung zu töten oder hinzurichten, wenn er zur Anwendung von Gewalt gezwungen werde. Es war eine alte Sitte, daß das Leben der Verteidiger einer Burg, die mit Gewalt genommen wurde, dem Sieger verfallen war. Als Richard I. die Burg Chalus belagerte, lehnte er in seinem Zorn das Angebot der Belagerten ab, die die Burg übergeben wollten, wenn er ihnen das Leben zusichere; er wollte die Burg mit Gewalt erobern und die Insassen henken. Von dieser grausamen Bestrafung hat auch die tödliche Verwundung des Königs die Ritter und Knechte dieser Burg nicht gerettet.⁶³ Den Gefangenen, die man bei der Einnahme einer Burg machte, eine strenge oder gar grausame Behandlung zuteil werden zu lassen, ist auch späterhin üblich gewesen, als man sich schon längst gewöhnt hatte, die Gefangenen, die man im offenen Felde machte, menschlich zu behandeln. Es ist, wie wenn die unglücklichen Verteidiger einer Burg ein Verbrechen begangen hätten, indem sie einer überlegenen Streitmacht zu widerstehen wagten. Barfuß und mit einem Strick um den Hals — zum Zeichen, daß der Sieger nach Gutdünken mit ihnen verfahren dürfe — so nahten

63. Roger de Hoveden, *Chronica* IV, S. 82/83 (ed. William Stubbs 1871).

sich die Verteidiger von Stirling nach einer 90tägigen Belagerung König Eduards I. im Jahre 1304.⁶⁴ Und Eduard III. bestand nach der Kapitulation von Calais ausdrücklich auf demselben erniedrigenden Schauspiel: die vornehmsten Bürger, auch sie nur spärlich bekleidet, mit dem Strick um den Hals, mußten ihm die Schlüssel der Stadt ausliefern.⁶⁵ Heinrich V. vollends betonte noch besonders den Gegensatz zwischen dem strahlenden Sieger und den unglücklichen Verteidigern von Harfleur, die 1415 in jämmerlichem Aufzuge vor ihm erschienen, um ihr Leben von ihm zu erbetteln.⁶⁶ In allen diesen Fällen haben die unglücklichen Verteidiger Verzeihung und Schonung erlangt. Häufig aber sind sie nicht mit dem Leben davongekommen. Derselbe Schwarze Prinz, der sich nach der Schlacht von Poitiers gegen seinen gefangenen und besiegten Gegner mit einer für alle Zeiten vorbildlichen Höflichkeit betrug, sah nach der Einnahme von Limoges 1370 ruhig zu, wie seine Truppen ein fürchterliches Blutbad unter den Bürgern anrichteten.⁶⁷ König David von Schottland ließ den Ritter Walter Selby enthaupten, der 1346 in der kleinen Feste Liddel tapferen Widerstand geleistet hatte. Es half dem Ritter nichts, daß er sich die Gnade ausbat, im Zweikampf gegen einen schottischen Ritter in Ehren fallen zu dürfen und daß er in eindringlichen Worten an die königliche Milde appellierte.⁶⁸ Zugleich mit dem Ritter Walter Selby wurde die ganze Besatzung getötet. Wenn es auch noch

64. Murimuth, S. 7.

65. Froissart V, S. 198 ff.

66. Titius Livius Forö-Juliensis, Vita Henrici V., ed. Hearne, Oxford 1716, S. 11.

67. Trotz seiner Verehrung für den Prinzen hat hier sogar Froissart ein Wort des Tadels (VIII, S. 38 ff.).

68. Lanercost, S. 345; Anonimale Chronicle S. 24; Avesbury S. 376; Galfridus le Baker (S. 86 ff.) schmückte den Vorfall noch weiter aus, indem er behauptet, König David habe zuerst die beiden Söhne des Selby vor den Augen des unglücklichen Vaters, der darüber fast den Verstand verlor, abschlachten und dann den Vater enthaupten lassen. Er verdient deshalb wenig Glauben, weil wir aus einer Urkunde wissen, daß ein Sohn Walters von Selby bei der Eroberung von Liddel von den Schotten gefangen genommen wurde und im Jahre 1358 noch am Leben war. (Calendar of Documents relating to Scotland, ed. Joseph Bain, Edinburgh, Band III, Nr. 1670. Die Urkunde ist datiert vom 16. Januar 1358).

als gutes Recht des Siegers gegolten haben mag, die Verteidiger einer eroberten Burg wie Verbrecher zu behandeln, so hat dieser Vorfall doch die Entrüstung aller englischen Chronisten hervorgerufen. Galfridus meinte sogar, die bald darauf folgende Niederlage sei die gerechte Strafe des Himmels für seine Grausamkeit. Häufiger kam es vor, daß bei der Eroberung eines festen Platzes die Soldaten sich nicht lange mit dem Gefangennehmen der Verteidiger aufhielten, sondern anfangen zu plündern und alle, die sich ihnen in den Weg stellten niederzuschlagen. Nach der Eroberung von Caen ist es Eduard III. nur mit größter Mühe gelungen, dem allgemeinen Plündern und Schlachten Einhalt zu gebieten. Froissart entschuldigt die Ausschreitungen: in einem solchen Heere könne es nicht anders sein, als daß es auch „gemeine Kerle und Verbrecher und gewissenlose Elemente“ gebe.⁶⁹ Soweit es möglich war, wurden die Ritter und die Reichen geschont; denn von ihnen konnte man ein großes Lösegeld erwarten; die Gemeinen aber wurden erbarmungslos niedergemacht.⁷⁰

Doch wird von der Frage der Gefangenenbehandlung noch unten im Zusammenhang die Rede sein. Uns interessiert hier die Art, wie man sich durch Unterhandlungen lange Belagerungen zu ersparen suchte. Ohne Zweifel hat die Furcht vor dem Schicksal, das die Verteidiger im Falle der Eroberung treffen konnte, viele Kommandanten bewogen, die ihnen anvertraute Festung bei Zeiten zu übergeben. Die Drohung, keine Milde walten lassen zu wollen, erfüllte ihren Zweck. Ich nenne nur zwei Beispiele: 1344 belagerte der Graf von Derby die Stadt Montségur in der Gascogne und verlangte die Übergabe, widrigenfalls er die Einwohner töten und die Stadt verbrennen werde. Die Bürger ließen sich einschüchtern, nahmen den Kommandanten, der ablehnen wollte, gefangen und riefen die Engländer herein. Daraufhin ließ der Graf von Derby den Ritter frei

69. Froissart IV, S. 41/3.

70. 1342 wurde innerhalb ganz kurzer Zeit die kleine Feste Conquêt in der Bretagne von Ludwig von Spanien erobert und von Walter Manny wiedererobert. Beidemal wurde die jeweilige Besatzung niedergemacht, die Ritter aber geschont und gefangengenommen. (Froissart ed. Lett. IV, S. 53 u. 56).

seines Weges ziehen.⁷¹ Ebenso hielten 1372 die Engländer in Moncontour drei Angriffe der Belagerer aus, dann aber übergaben sie die Feste, als sie sahen, wie der Feind die Festungsgräben ausfüllte und sich zu weiteren Angriffen bereit machte; „sie merkten nämlich, daß sie alle ohne Gnade sterben müßten, wenn die Burg mit Gewalt erobert werden würde“.⁷²

Die Methode, durch solche Drohungen die Feinde zur Übergabe zu zwingen oder gar dadurch die Bürger einer belagerten Stadt gegen ihren militärischen Befehlshaber aufzuwiegeln, widerspricht aufs schärfste dem Gedanken einer ritterlichen Kriegsführung. Gelegentlich griff der Angreifer zu noch barbarischeren Hilfsmitteln. Wenn uns auch die Kriegsführung der Zeit weithin einen wahrhaften ritterlichen Charakter zu haben scheint, so dürfen diese unerfreulichen Züge im Bilde der Kriegsführung keineswegs fehlen. Im Jahre 1337 versuchte Wilhelm Douglas die Übergabe von Edinburgh dadurch zu erzwingen, daß er drohte, er werde den bei einem Streifzug in seine Hände gefallenen Befehlshaber der Burg und seine Mitgefangenen hinhängen lassen. Und zwar sollte der gefangene Ritter wie ein gemeiner Verbrecher, mit den Füßen an den Schwanz eines Pferdes gebunden, mit nacktem Oberkörper an den Galgen geschleift und dann gehenkt, die übrigen aber enthauptet werden. Obwohl die Verteidiger die Übergabe ablehnten, zögerte freilich Douglas doch, seine fürchterliche Drohung wahr zu machen.⁷³ Auch ein sonst so ritterlicher Soldat wie Wilhelm Montague, der intime Freund König Eduards scheute sich nicht, seinen Gefangenen zur Erpressung zu mißbrauchen. Er drohte 1338 bei der Belagerung von Dunbar der Gräfin von Dunbar, ihren gefangenen Bruder zu töten, wenn sie nicht die Burg übergebe. Als aber die tapfere Gräfin ablehnte, wagte er nicht, die Drohung auszuführen und ließ den Grafen von Moray gefangen nach England bringen.⁷⁴ Eine ähnliche Drohung führte 1379 zum gewünschten Erfolg. Ein Knappe aus dem Limousin, der auf der Seite der Engländer focht, hatte sich durch einen nächt-

71. Froissart IV, S. 276.

72. Froissart VIII, S. 149.

73. Lanercost, S. 295/6.

74. Ebenda S. 297.

lichen Überfall des festen Schlosses von Vallon bemächtigt, indem er die Mauern auf Leitern erstieg. Es war ihm aber nicht gelungen, auch den großen Turm, in dem der Burgherr schlief und von dem aus die Burg leicht zurückerobert werden konnte, zu gewinnen. Da führte er die Eltern des Burgherrn, die in seine Hand gefallen waren, vor den Turm und drohte, sie auf der Stelle enthaupten zu lassen, wenn ihm nicht der Turm übergeben werde. Die unglücklichen Eltern erlebten weinend das Mitleid ihres Sohnes, der dann auch sogleich den Turm übergab.⁷⁵

Daneben finden sich aber auch im Festungskriege Fälle höchster Ritterlichkeit. Bartholomaeus Burghersh belagerte 1359 die Burg von Courmicy und ließ den festen Turm der Burg unterminieren. Dann knüpfte er Unterhandlungen an mit dem Burgherrn, der die Aufforderung zur Übergabe lachend abwies. „Messire Henri, Messire Henri“, antwortete Burghersh, „wenn Ihr wüßtet was ich weiß, würdet ihr die Burg gerne übergeben“. Er bewahrte auch dem Unglauben der Verteidiger gegenüber seine Geduld und bot ihnen schließlich an, sie mögen herauskommen zu ihm und, wenn dann der Turm nicht zusammenstürze, so solle es ihnen unverwehrt sein, wieder in die Burg zurückzukehren; wenn er aber recht habe, so bleiben der Burgherr und die Seinen seine Gefangenen. In der Tat stürzte der Turm ein, nachdem die Sappeure die restlichen Stützen angezündet hatten. Die Geretteten bedankten sich für die „courtoisie“ ihres Gegners und Froissart läßt sie hinzufügen: Wenn die Jacque-Bonhomme uns derart in der Gewalt gehabt hätten, so hätten sie anders gehandelt.⁷⁶

Bei einer andern Belagerung gelang es den Verteidigern, ihre Gegner zu übertölpeln. Im Jahre 1345 verteidigte Johann von Norwich die Stadt Angoulême gegen den Herzog von der Normandie, den späteren König Johann. Als er das Ende kommen sah, vereinbarte er zum Scheine eine Waffenruhe und zog dann zur größten Bestürzung der Feinde überraschend mitten durch die Feinde mit der ganzen Besatzung ab. Herzog Johann duldete nicht, daß der Waffenstillstand gebrochen werde.

75. Froissart IX, S. 142/3.

76. Froissart, VI, S. 247—253.

Nach Froissart fügte er sich gleichzeitig in das Unabänderliche mit den Worten: „Im Namen Gottes, er hat mich getäuscht. Das ist nicht der erste und wird auch nicht der letzte sein, wenn ich lange lebe“.⁷⁷

Dieser Vorfall zeigt auch, daß man gelegentlich von dem umständlichen Zeremoniell der Herausforderungen und Vereinbarungen abgegangen ist und zur Kriegslist und zur Überraschung gegriffen hat. Vor allem Du Guesclin, der berühmteste Ritter auf der französischen Seite und später Connétable von Frankreich, war ein Meister in der schlaun verschlagenen Führung des kleinen Krieges. Es ist bezeichnend, daß auch Froissart, der sich so sehr für die „fairness“ der ritterlichen Kriegsführung begeistern konnte, nie auch nur den geringsten Anstoß nahm an der Anwendung der Kriegslist. Sie diente häufig dazu, Burgen zu überrumpeln. So verkleidete Sir Walter Manny 1338 vier seiner Ritter als Marktweiber, um im Morgengrauen eine kleine Feste zu erobern; allerdings mißlang der Schlag.⁷⁸ Mehr Erfolg hatte Wilhelm Douglas mit derselben List. Er verkleidete 1341 12 seiner Ritter als Kaufleute und so gelang ihm die Eroberung der Burg von Edinburgh.⁷⁹

Im Grunde war ja auch die neue englische Taktik, von der oben die Rede war, nichts anderes als eine Falle, in die man den Gegner locken wollte. Aber auch im Kleinkrieg liebte man, Fallen zu stellen. Deutsche Ritter, die auf der englischen Seite fochten, schickten 1341 vor Tournai Plänkler gegen die Wachen des französischen Lagers aus. Ein Herr von Montmorrency ließ sich hinreißen, die Plänkler zu verfolgen, wurde von ihnen in einen Hinterhalt gelockt und gefangen.⁸⁰ Einmal versuchten zwei französische Knappen, einen beutesuchenden deutschen Ritter, den sie auf dem Wege trafen, zu verderben, indem sie sich als Freunde ausgaben und vorschlugen, mit ihm gemeinsam einen Beutezug zu machen; so lockten sie ihn in die Nähe ihres Herrn. Gerade noch rechtzeitig bemerkte der Ritter die Gefahr; es gelang ihm nach einem tapferen Kampfe zu entkommen; seine

77. Froissart, IV, S. 348/9.

78. Froissart, II, S. 487—93.

79. Ebenda III, S. 237/40.

80. Froissart, III, S. 284/8.

Leute aber wurden insgesamt getötet oder gefangen.⁸¹ Die List, durch einen schwachen Vortrupp, der scheinbar zu fliehen hatte, den Gegner in einen Hinterhalt zu locken, wurde so beliebt, daß sie einmal von beiden Teilen zugleich angewandt wurde. Es war 1374 in der Gegend von Calais. Der betreffende französische Vortrupp wurde von dem jungen Grafen von St. Pol geführt, der im Kampfeifer seinen Auftrag vergaß und nunmehr selbst die Feinde hitzig verfolgend auf den Haupttrupp der Engländer traf, der ihn abgestiegen in guter Ordnung empfing und leicht mit ihm fertig wurde, zumal der Führer des französischen Haupttrupps seine Vorhut im Stich ließ und sich schleunigst zurückzog.⁸² Bertrand Du Guesclin verschaffte sich einmal „par sutilité de guerre“ eine zehnfache Übermacht im Kampf gegen die Engländer. Er hatte sich 1372 in eine feste Stadt in der Gascogne zurückgezogen. Als die Engländer an der Stadt vorbeizogen, zeigte er sich nur mit einem Teil seiner Leute auf den Stadtmauern. Durch die kleine Zahl seiner Leute ermutigt riefen ihm die Engländer zu, ob er nicht aus der Stadt herauskommen und ihnen eine Schlacht liefern wolle. Du Guesclin sagte zu, wenn die Engländer nicht etwa noch weitere Unterstützung von Sir Thomas Felton erhalten würden, sondern nur mit der Macht kämpfen, die er da vor sich sehe. Die Engländer gingen darauf ein, und so brach der schlaue Feldherr mit zehnfacher Übermacht aus seinem Schlupfwinkel hervor, und besiegte die Engländer völlig, die alle erschlagen oder gefangen wurden.⁸³

Es war sowohl dem Genie des Feldherrn als auch der Verschlagenheit des Bandenführers in den Kriegen des 14. Jahrhunderts ein großer Spielraum gelassen. Auf der andern Seite aber setzte sich immer wieder die ritterlich-romantische Verachtung der praktischen Bedürfnisse durch. Am sinnfälligsten hat sich diese Erscheinung vielleicht im Untergang der Ritter des Sternenordens gezeigt. König Johann der Gute hatte nach dem Vorbild des Eduard'schen Hosenbandordens und wohl auch unter dem Einfluß der Artusepen 1351 den Orden vom Stern

81. Ebenda VI, S. 225/31.

82. Froissart, VIII, S. 332.

83. Anonimale Chronicle S. 72.

gegründet. Jedes Mitglied mußte beim Eintritt in den Orden schwören, niemals in der Schlacht weiter als vier „arpents“ zurückzuweichen, sondern lieber entweder zu sterben oder sich gefangen zu geben. Kurz nach der Gründung des Ordens kam es zu einem Treffen in der Bretagne, bei dem auf französischer Seite viele Mitglieder des neuen Ordens mitkämpften. Der englische Feldherr, Walter Bentley, lockte die allzu ungestüm angreifenden Feinde in einen Hinterhalt und besiegte sie völlig. Von den Sternenrittern blieben 90 auf dem Platze, obwohl sie sich gut hätten durch die Flucht retten können; daran waren sie aber durch ihren Eid gehindert.⁸⁴ Ähnlich war das Ende des berühmten englischen Ritters, Sir Thomas Dagworth, der sich durch seinen Sieg über Karl von Blois einen großen Namen gemacht hatte. Als er 1350 mit nur wenigen Begleitern in der Bretagne herumzog, stieß er auf eine feindliche Übermacht. Mit leichter Mühe hätte er ausweichen können; er verschmähte es aber, vor dem Feind zu fliehen und als ein „wackerer und tollkühner Ritter“ griff er an und kämpfte mannhaft; auch als er auf allen Seiten von tapferen Feinden umgeben war, wollte er sich nicht ergeben, bis er endlich von vielen Hieben getroffen tot zusammenstürzte.⁸⁵ Es war überhaupt nicht Sitte, daß sich der Feldherr schonte, wie es praktische Rücksichten geboten hätten. Wir haben oben gesehen, daß sich selbst der König von England in den gewagtesten Abenteuern der höchsten Gefahr aussetzte. Die große Zahl von vornehmen und vornehmsten Gefangenen zeigt, daß er nicht allein damit stand. König Johann der Gute war ja an der Spitze der langen Liste vornehmer französischer Gefangener. Auch die nicht fürstlichen berühmten Heerführer sind fast alle einmal, manche sogar mehrere Male in die Hand ihrer Gegner gefallen, so z. B. Du Guesclin, Sir John Chandos, der Captal von Buch, Wilhelm Montague, Graf von Salisbury und viele andere.

Ein ungestümes Beiseitesetzen der Forderungen der Wirklichkeit verriet ja auch der unüberlegte Angriff der französischen Ritter bei Crécy. Es bezeichnet die ritterliche Sinnesart,

84. Froissart, V, S. 308/9; Galfridus le Baker (S. 120) gibt die Verluste der Ordensmitglieder nur mit 45 an.

85. Avesbury, S. 411.

daß es immer äußerst schwierig war, einen tüchtigen Ritter für die Führung der Nachhut zu finden. Man hielt es für eine Schande hinten marschieren zu müssen, während die Waffengefährten vorne Ruhm und Beute gewinnen konnten. Nur mit größter Mühe überredete z. B. 1364 bei Cocherelle Sir John Chandos den tüchtigen Unterführer Sir Hugh Calverley, die Nachhut zu übernehmen.⁸⁶

Es versteht sich, daß die Verteidigung und Belagerung von festen Plätzen dem ritterlichen Begriff der Kriegführung wenig entsprach. Man verfiel auf den Ausweg, Gelegenheit für turnierartige Zweikämpfe, wie sie überhaupt auch im offenen Kriege sehr häufig waren, am Tor der Festung zu schaffen. So ließen auch die „enterbten“ Barone, die noch nach dem Tode Simon Montforts den Widerstand gegen die Krone fortsetzten und sich 1265 in Kenilworth verteidigten, die Tore der Festung geöffnet, um den Krieg nicht in eine bloße Belagerung entarten zu lassen. Im 100jährigen Krieg wurde dann das Turnieren an den Stadt- oder Burgtoren zu einer stehenden Einrichtung. Dieser Brauch führte 1343 zu einem merkwürdigen Vorfall. Als Eduard III. Vannes in der Bretagne belagerte, da öffneten die Verteidiger „als gute und wackere Ritter“ die Tore und blieben bei den Schranken stehen, da sie das Banner des Grafen von Warwick sahen und auf ritterliche Begegnungen hofften. In der Tat ließen sich dadurch auch einige englische Ritter zum Vorücken ermutigen, so daß es zu „schönen Waffentaten“ kam. Aus der Belagerung wurde ein offenes Gefecht um den Besitz des Tores. Die Engländer wichen etwas zurück und lockten so die Gegner vom Tore weg. Dann aber stießen sie mit vermehrter Wucht gegen das Tor vor, dieses wurde bei der ausbrechenden Panik plötzlich geschlossen und dadurch der Baron von Stafford drinnen und die Herren von Clisson und Hervée de Lion draußen abgeschnitten und gefangen genommen.⁸⁷ In ähnlicher Weise verlangten die Verteidiger von Aiguillon 1346 „minus prudenter set viriliter“, mit dem späteren König Johann eine Feldschlacht

86. „Wie habt Ihr mich verkannt“ läßt Froissart den tapferen Ritter antworten, „daß ich nicht ebenso würdig sein soll, wie andere ganz vorne und unter den ersten zu kämpfen“ (Froissart, VII, S. 31—40).

87. Froissart, IV, S. 177.

zu schlagen und mußten sich von ihm sagen lassen, er sei nicht zur Schlacht, sondern zu einer Belagerung gekommen.⁸⁸ Meist haben es allerdings die Verteidiger der Festungen vorgezogen, den Schutz der Mauern auszunützen und sich nicht zur offenen Schlacht zu stellen, wie es die Angreifer wünschten. Der Aufforderung zu jenen turnierartigen Zweikämpfen an den Toren haben sie sich aber nie entzogen. Bei seinem großen Zuge von Calais nach Bordeaux berührte Johann von Gent auch Troyes, wo sich der Connétable von Frankreich mit einem Heere befand. Es kam auf das Drängen zweier Legaten zu Verhandlungen zwischen den beiden Heerführern, zugleich aber auch zu Zweikämpfen an den Toren der Stadt, bei denen sich vor allem Eduard Despenser auszeichnete.⁸⁹ Häufig sind es die ganz jungen Ritter, die sich zu diesen Kämpfen am Tore drängen, so 1360 vor Paris, als Eduard vergebens eine Schlacht anbot und auch das Anzünden der Vorstädte schließlich nur den einen Erfolg hatte, daß die Herausforderung einiger junger englischer Ritter zu Zweikämpfen angenommen wurde.⁹⁰

Es entspricht der ganzen Einstellung Froissarts, daß er diesen Zweikämpfen ein besonders großes Interesse entgegenbringt. Andere Chronisten räumen ihnen nicht so viel Platz ein; doch geht auch aus ihren Werken hervor, wie zahlreich und wie beliebt diese Form der kriegerischen Auseinandersetzung war, so daß ich Froissart auch da Glauben schenken möchte, wo seine Schilderungen von Zweikämpfen keine Parallelen in anderen Quellen haben, auch wenn sie gelegentlich romanhaften Charakter haben. Nach Froissart ist es bei der Belagerung von Rennes durch den Herzog von Lancaster 1359 zu zwei denkwürdigen Zweikämpfen gekommen. Der junge Bertrand Du Guesclin machte sich hier einen Namen. Er war erst drei Jahre zuvor zum Ritter geschlagen worden und wurde nun von Nicolas Dagworth, dem Sohne des berühmten Heerführers zum Zweikampf

88. Galfridus, S. 78.

89. Froissart, VIII, S. 309.

90. Knighton, II, S. 111; Salachronica S. 193; Froissart, VI, S. 265/7. In der der Schlacht von Poitiers folgenden Periode fanden fast bei jeder der zahlreichen Belagerungen derartige Zweikämpfe statt; so auch 1377 vor Bergerac und vor Mortagne (Froissart, IX, S. 5 u. 25/6).

herausgefordert. Wie im tiefsten Frieden wurden zunächst die Bedingungen vereinbart. Je drei Gänge sollten gefochten werden mit der scharfen Lanze, mit dem Schwert und mit dem Dolch. Beide Heere schauten zu. Du Guesclin scheint der bessere Kämpfer gewesen zu sein; jedoch trennten sie sich, ohne daß einem etwas zugestoßen wäre.⁹¹ Während derselben Belagerung kam es zu einem Zweikampf aus folgendem Anlaß: Ein englischer Ritter, der auf der Jagd sechs Rebhühner erlegt hatte, ritt in voller Rüstung mit seiner Beute vor die Tore der belagerten Stadt und verlangte, mit Du Guesclin zu sprechen. Oliver von Manny erschien und fragte ihn, ob er die Rebhühner verkaufen oder den Damen in der Stadt verehren wolle. „Meiner Treu“, war die Antwort, „wenn Ihr sie in größerer Nähe zu erhandeln und zu mir zum Kampf zu kommen wagt, so habt Ihr Euren Kaufmann gefunden. Da schwamm Olivier von Manny in voller Rüstung durch den Wassergraben, und die beiden kämpften lange tapfer miteinander unter den Augen beider Heere und der Damen, die mit großem Vergnügen zuschauten, bis der englische Ritter schwer verwundet sich ergeben mußte und mitsamt seinen Rebhühnern in die Stadt geführt und den Damen präsentiert wurde. Auch der weitere Verlauf dieser Episode trägt ritterliche Züge. Manny, der selbst verwundet war, ließ seinen Gefangenen ohne Lösegeld frei, unter der Bedingung, daß er ihm aus dem englischen Lager gewisse Kräuter hole, deren er zu seiner Genesung bedurfte. Statt der Kräuter brachte Dagworth das freie Geleit des Herzogs von Lancaster zurück. Beide Kämpen zogen nun miteinander ins englische Lager, wo Manny mit den höchsten Ehren empfangen und vom Leibarzt des Herzogs behandelt wurde.⁹²

Die Zweikämpfe dieser Art beweisen die starke Auflockerung der ganzen Kriegführung, die unter dem Einfluß des Rittergedankens stattgefunden hat. Man bekommt fast den Eindruck, als ob der Krieg gar nicht mehr um großer politischer Ziele willen geführt werde oder wenigstens als ob der Ernst des Krieges den ritterlichen Kreisen gar nicht mehr so recht zum Bewußtsein gekommen sei; war er doch für die Ritter in erster Linie ein edler

91. Froissart, VI, S. 21/26.

92. Froissart, VI, S. 24 ff.

Zeitvertreib und eine Gelegenheit zum Turnier und zum Zweikampf. Die Kriegsturniere waren keineswegs etwa nur auf Belagerungen beschränkt. Auch auf freiem Feld und vor allem vor der Schlacht waren sie beliebt; ja gelegentlich unterbrach man sogar den Kriegszustand auf kurze Zeit, um die Austragung von Zweikampfforderungen zu erleichtern.

Einzelbegegnungen zwischen den Schlachtreihen vor der Schlacht hat es ja wohl zu allen Zeiten gegeben. Selten aber waren die „Aristien“ so sehr die regelmäßige Eröffnung der Schlacht, wie gerade im 14. Jahrhundert. Der erste Zweikampf vor der Schlacht, von dem wir in der Kriegsgeschichte der Eduard'schen Zeit hören, erinnert allerdings mehr an David und Goliath, als an die Aristien der homerischen Helden. Vor der Schlacht bei Halidon Hill nämlich schritt ein schottischer Krieger, ein Riese von Gestalt, von einem schwarzen Hund begleitet, „wie ein zweiter Goliath“ auf die englische Stellung zu und forderte die Engländer zum Zweikampf heraus. Ein Ritter aus Norfolk erbat sich des Königs Erlaubnis, stürzte sich nur mit Schwert und Kleinschild bewaffnet auf den Riesen, tötete zuerst den Hund und darauf den mächtigen Gegner, der durch den plötzlichen Verlust des Hundes die Fassung verloren hatte.⁹³ Im übrigen aber hatten die Zweikämpfe vor der Schlacht durchaus ritterliches Gepräge. Froissarts Schilderung des Beginns der Schlacht von Quimperlé liest sich wie die Schilderung eines Turniers: „Da gab es bei der ersten Begegnung scharfe Tjoste“ und dem Lanzenkampf folgte, wie bei einem regelrechten Turnier der Kampf mit dem Schwert und dann mit der Streitaxt.⁹⁴ Vor der Schlacht von Poitiers sprengten einzelne Ritter zwischen den Linien hin und her, „nach der Sitte bereit zum kriegerischen Turnier“.⁹⁵ Dabei focht Eustache von Aubrecicourt gegen einen deutschen Ritter, der zur Truppe des auf der französischen Seite stehenden Grafen Johann von Nassau gehörte; der Tjost verlief für beide sehr ehrenvoll, denn jeder warf den andern zu Boden. D'Aubrecicourt aber erhob sich zuerst vom Boden, ergriff seine Lanze und war eben im Begriff, sich auf den Gegner

93. Galfridus, S. 51; Stow, Annales S. 231.

94. Froissart, IV, S. 71.

95. Galfridus le Baker, S. 143.

zu stürzen und ihn zu überwältigen, als dessen Genossen gegen allen ritterlichen Brauch eingriffen und d'Aubrecicourt gefangen nahmen.⁹⁶ Auch im weiteren Verlauf der Schlacht kam es zu einigen Zweikämpfen. Die Grenze zwischen dem Kampf in der Schlacht und zwischen mehr turnierartigen Einzelkämpfen war fließend; denn es lag in der Eigenart der ritterlichen Bewaffnung und Kampfesweise begründet, daß sich auch die große Ritterschlacht häufig in eine Reihe von Einzelbegegnungen auflöste. Bei Poitiers aber kam es zu regelrechten Herausforderungen. Ein fliehender französischer Ritter, Oudart de Renty, traf auf einen englischen Ritter, der sich auf der Verfolgung ein- einhalb Meilen von seinen Leuten entfernt hatte. Renty gab sich als Franzosen zu erkennen und forderte den andern zum Zweikampf heraus. Ohne daß irgend jemand dazugekommen wäre, kämpften sie lange miteinander, bis der Franzose siegte und seinen Gegner gefangen mit sich fortführte.⁹⁷ In derselben Schlacht sah der „junge und verliebte Ritter, Maurice von Berkeley“, einen feindlichen Knappen aus den feindlichen Linien sich entfernen und die Flucht ergreifen. Da gab er seinem Pferd die Sporen und jagte ihm mit dem Schwert in der Faust nach, wobei er mit lauter Stimme rief, er möge sich stellen, es sei eines Kriegsmannes unwürdig, zu fliehen. Als der Knappe hinter sich blickend nur den einen Verfolger sah, da wandte er sein Pferd und erwartete den jungen Ritter, indem er sein Schwert wie eine Lanze unter dem Arm hielt. Der Ritter aber warf sein Schwert im Vorbeireiten auf den Gegner; der Knappe konnte gerade noch ausweichen, verfehlte darüber aber auch mit seinem Schwert das Ziel. Waffenlos geworden, stieg Berkeley nunmehr vom Pferd, um sein Schwert vom Boden aufzuheben, wurde aber in diesem Augenblick von dem Schwert seines Gegners getroffen und verwundet, so daß er sich ergeben mußte. Diesmal hatte auch der Knappe sein Schwert als Wurfgeschloß benützt. Die Wunden wurden verbunden und der Knappe führte seinen vornehmen Gefangenen in seine Heimat, in die Pikardie, pflegte ihn dort bis zur endgültigen Heilung und ließ ihn dann gegen ein Lösegeld von 6000 Nobeln frei. Froissart

96. Froissart, V, S. 424.

97. Froissart, V, S. 430 ff.

ließ sich diese Begebenheit vom Ritter Berkeley selbst erzählen, als er ihn auf seinem Schloß am Severn besuchte.⁹⁸ Ähnlich wie beim ernsthaften Turnier hatte hier die beleidigende Äußerung, es sei unehrenhaft zu fliehen, den Anlaß zum Zweikampf erst abgegeben. Eine Beleidigung war auch der Anlaß zu dem Zweikampf, den der berühmte Fechter, Thomas Colville, der uns als Kämpfe im gerichtlichen Zweikampf schon begegnet ist, auf einem der Züge Eduards durch Nordfrankreich durchgefochten hat. Auf dem andern Ufer eines Flusses nämlich, der nur mit Lebensgefahr überschritten werden konnte, folgte dem Heer ein französischer Ritter, der Beleidigungen des Königs von England ausstieß und die englischen Ritter zum Zweikampf herausforderte. Colville unternahm schließlich das Wagnis, nahm seine Lanze auf die Schulter, durchschwamm den Fluß, durchbohrte den frechen Lästler mit seiner Lanze und kehrte auf demselben Wege wieder zurück.⁹⁹ Dieser Kampf fand wohl bei dem großen Parallelmarsch der beiden Heere statt, der der Schlacht von Crécy vorausging; denn damals waren kriegerische Turniere häufig.¹⁰⁰ Auch bei dem Versuch König Philipps, Calais zu entsetzen, kam es zu solchen Begegnungen, wie aus Eduards Brief an Erzbischof Stratford hervorgeht.¹⁰¹ Auch da, wo beide Heere zur Schlacht absaßen, ließ man immer noch die Möglichkeit offen, zuvor noch zu Pferde im Einzelkampf zu fechten. Bei Cherbourg trafen sich 1379 zwei feindliche Abteilungen durch Zufall; beide Führer ließen sofort absteigen. Nur Lancelot von Lorris blieb zu Pferde und die Lanze in der Faust und den Schild am Hals verlangte er einen Tjost „pour l'amour de sa dame“. Johann Copelant, berühmt von der Gefangennahme des Königs von Schottland her, nahm die Forderung an und tötete nach langem Kampf den „jungen, fröhlichen und verliebten Ritter“.¹⁰²

Nicht immer sind die Zweikämpfe dem reinen ritterlichen

98. Froissart, V, S. 430—431.

99. Gesta Abbatum Monasterii S. Albani ed. H. T. Riley, Rolls Series, II, S. 376; Anonymale Chronicle S. 22.

100. Galfridus le Baker S. 82; „Militibus more guerrae hastiludiantibus“.

101. „Et en sa (Philipps) venue aucuns de nostre host encontrerent ses gentz et eurent affaire ovesque eux.“ (Avesbury, S. 392); Galfridus le Baker S. 90.

102. Froissart, IX, S. 135.

Kampfbedürfnis entsprungen. Ein Herr von Lagurant legte einmal seine Leute in einen Hinterhalt und ritt dann vor die dem Capital von Buch gehörende Burg Cavillac und forderte den Befehlshaber zum Zweikampf heraus „pour l'amour de sa dame“; wenn er nicht komme, so werde er große Schande davon haben, denn er werde überall erzählen, daß er ihm aus Feigheit einen scharfen Tjost verweigert habe. Der Geforderte, Bernhard Courant, wappnete sich sofort und ritt heraus aufs freie Feld. Beim zweiten Gang warf er seinen Gegner zu Boden, riß ihm dann den Helm vom Kopf, als er plötzlich dessen Leute aus ihrem Schlupfwinkel zur Rettung ihres Herrn herannahen sah. Schnell entschlossen zog er den Dolch und rief seinem überwundenen Gegner zu, sich zu ergeben. Der schwieg, weil er auf die Hilfe seiner Leute vertraute. Da stieß ihm Bernhard Courant den Dolch in den ungeschützten Kopf, und entfloh. Lagurant starb am nächsten Tag an der Wunde und büßte so für seinen heimtückischen Anschlag.¹⁰³

Nicht allen Rittern genügte der Zweikampf, um sich hervorzutun. Manche strebten nach auffallenderen Heldentaten. So tat ein englischer Ritter einmal vor Paris das Gelübde, er wolle die Stadttore berühren. Da die Franzosen meinten, er wolle tjestieren, gelangte er auch wirklich bis ans Tor; die Franzosen beglückwünschten ihn schon zu seiner Tat; auf dem Rückweg aber wurde er von einem Metzger abgefangen, mit der Axt vom Pferd geschlagen und getötet.¹⁰⁴ Nicht besser ging es einem anderen Ritter, der unter dem Grafen von Buckingham vor Troyes gezogen war und dort in eitler Ruhmsucht in voller Karriere gegen die Stadt galoppierte, über die Schranken beim Tor setzte und bis ans Tor gelangte, wo der Herzog von Burgund mit seiner Begleitung stand, die alle die Tat sehr bewunderten. Der Rückweg aber gelang dem Ritter nicht mehr; sein Pferd wurde von einer Lanze getroffen und er selbst getötet. Darüber war der Herzog von Burgund sehr erzürnt; er hätte es lieber gesehen, wenn man den tollkühnen Ritter gefangen genommen hätte.¹⁰⁵ Derartige zwecklose Abenteuer und tollkühne

103. Froissart, IX, S. 117/19.

104. Ebenda VIII, S. 35.

105. Froissart, IX, S. 270. Siehe auch das Abenteuer des schottischen Ritters Johann Aseton bei Noyon 1370. Froissart, VIII, S. 22/23.

Wagnisse haben auch die Bewunderung des ritterlichen Feindes erregt. Die Haupttriebfeder ritterlichen Handelns im Krieg war eben der persönliche Ehrgeiz, die maßlose Ruhmsucht. Die ritterliche Auffassung vom Kriege hatte etwas ungemein Spielerisches. Die politische und militärische Wirklichkeit hat trotzdem in ihrem ganzen Ernst auch für die Ritter gegolten. Es ist, wie wenn die Ritter die Augen vor ihr verschlossen hätten, um den Traum des ritterlichen Kämpfens leben zu können.

Das Turnier und der Zweikampf war den Rittern wichtiger als die eigentliche Kriegführung. Daher kam es auch vor, daß man eine Waffenruhe vereinbarte, um die Zweikämpfe in aller Ruhe ausfechten zu können. Beim Zug des Grafen von Buckingham — es ist Thomas von Woodstock, der uns in der Entwicklung des gerichtlichen Zweikampfes schon als ein eifriger Anhänger des Rittergedankens begegnet ist, — im Jahre 1380 kam es vor der Burg Toury zu einem Scharmützel, in dessen Verlauf ein französischer Knappe die Engländer zum Zweikampf forderte „pour l'amour de sa dame“: er sei bereit, gewappnet hinauszureiten und je drei Gänge zu fechten mit der Lanze, mit der Streitaxt und mit dem Dolch. „Da wird man sehen, ob es einen Verliebten unter Euch gibt“. Es meldete sich auch sogleich ein englischer Knappe, der den Kampf bestehen wollte, und der Marschall des englischen Heeres ging zum Burgtor und versicherte den Knappen des freien Geleites. So ritt er denn heraus und wurde von den Engländern wegen seiner Kühnheit viel bewundert; denn sie hatten es nicht für möglich gehalten, daß ein Franzose sich freiwillig mit einem Engländer zu schlagen wage. Der Graf von Buckingham kam auch herzu, um zuzusehen. Im ersten Gang verfehlten sie sich durch einen Fehler der Pferde. Im zweiten Gang trafen sie einander, aber ohne Wirkung. Da ließ der Graf von Buckingham den Kampf abbrechen, weil es schon spät war. Er befahl aber, daß der Kampf bei passender Gelegenheit zu Ende geführt werden solle; der Franzose solle solange mit dem Heere ziehen. Ein Herold wurde in die Burg geschickt, der die Franzosen über den Verbleib ihres Genossen beruhigen sollte; der Knappe wurde tatsächlich mitgenommen. Einige Zeit später wurde der Zweikampf fortgesetzt, dann aber nach dem Schwertkampf endgültig

abgebrochen, weil der Engländer durch einen regelwidrigen Stoß seinen Gegner verwundet hatte. Belobt und reich beschenkt durfte der Franzose wieder in seine Burg zurückkehren.¹⁰⁶ Auf demselben Zuge kam es später noch zu vier Zweikampfforderungen auf einmal. Einige Franzosen hatten unter freiem Geleit im englischen Lager in der Bretagne einen Besuch abgestattet. Dabei waren vier Zweikämpfe verabredet worden, deren Austragung aber der Graf von Buckingham erst viel später gestattete, als er sich mit seinem Heere nach Vannes zurückgezogen hatte. Gekämpft wurde auf einem geräumigen Platz vor der Stadt. Die Franzosen brachten ihre Freunde zum Zuschauen mit. Merkwürdigerweise wurde überhaupt nicht zu Pferde gekämpft; die Lanzen wurden geworfen. Es ist die neue Art des Turnierens, die uns hier zum ersten Male begegnet und sich im 15. Jahrhundert erst richtig einbürgerte. Wir haben darin vielleicht eine Wirkung der neuen Taktik zu sehen, nach der ja die Ritter zum Gefecht von ihren Pferden stiegen. Die beiden ersten Paare erledigten alle Punkte der Forderung, ohne Schaden zu nehmen. Dann kam der junge Eduard Beauchamp an die Reihe. Sein Gegner, der Bastard von Clarin war viel stärker als er, und so wurde er in den beiden ersten Gängen zu Boden geworfen. Da entstand Unruhe unter den Engländern: „Eduard ist viel zu schwach gegen diesen Knappen. Der Teufel hat ihn zu diesem Tjost verleitet“. Beauchamp wurde die Fortsetzung des Kampfes verboten, dem Bastard aber ein neuer Partner gestellt, mit dem er zwei Lanzen brach und sechs Gänge mit dem Schwert durchkämpfte; den Kampf mit der Streitaxt ließ der Graf von Buckingham nicht mehr zu; er wollte sie nicht „à outrance“ kämpfen lassen. Auch beim vierten und letzten Zweikampf erwies sich der englische Kämpfer — es war der Schildknappe des Grafen von Buckingham — als zu schwach gegen seinen Gegner und mußte ausgewechselt werden. Man sieht, wie die Zweikämpfe zum reinen Sport geworden sind. Auch die genaue Einhaltung der Regeln war von größter Wichtigkeit. Bei der letzten Begegnung wurde der englische Kämpfer, Wilhelm von Faringdon, von der Lanze seines Gegners auf die

106. Froissart, IX, S. 275/77 und S. 281.

Brust getroffen, so daß er taumelte und regelwidrig seine Lanze mit beiden Händen vor sich hielt und so, ohne es zu wollen, seinen Gegner verwundete. Darüber waren die Zuschauer auf beiden Seiten sehr aufgebracht, und der Ritter konnte sich kaum genug tun in demütigen Entschuldigungen. Der Kampf wurde abgebrochen.¹⁰⁷

Der Feldzug des Grafen von Buckingham kam in der Bretagne zum Ende, da sich die Partei Montfort inzwischen mit Frankreich geeignet hatte, wobei den Engländern der freie Abzug aus der Bretagne gewährt worden war. Das Ende des Kriegszustandes bedeutete aber keineswegs das Ende der Zweikämpfe. Auf dem Rückmarsch übernachteten die Engländer in Josselin, in dessen Schloß der Connétable von Frankreich wohnte. Es kam zu einer Art Verbrüderung zwischen den bisherigen Gegnern.¹⁰⁸ Dabei ergriff ein französischer Knappe die günstige Gelegenheit, eine schon lange fällige Zweikampfforderung gegen einen englischen Knappen zum Austrag zu bringen. Alles Sträuben half dem Engländer nichts. Er entschuldigte sich damit, daß er dem Heere folgen müsse, daß er keine Rüstung zur Verfügung habe. Aber alle Bedenken zerstreute der Franzose: er werde ihn sicher auf befreundetes Gebiet bringen; er werde zwei Rüstungen zum Kampf mitbringen, von denen er sich eine wählen könne; er sei es seiner Ehre schuldig, dem Zweikampf nicht auszuweichen. Der Connétable mischte sich noch ein und beschloß, das englische Heer nicht abziehen zu lassen, bis sie dem Zweikampf zugesehen haben. Am Morgen hörten die beiden Kämpfer miteinander die Messe und empfingen die Absolution. Dann stiegen die französischen und englischen Herren zu Pferd und ritten miteinander hinaus auf den Turnierplatz. Für zwei Rüstungen war gesorgt worden. Ehe der Engländer sich die seine auswählte, gab es den üblichen Höflichkeitsstreit. „Nehmt zuerst“, sagte der Franzose. „Meiner Treu, das werde ich nicht tun, Ihr müßt zuerst nehmen“, erwiderte der Engländer; erst nachdem sie sich eine Weile ge-

107. Froissart, IX, S. 323—30.

108. „..... li compaignon dou castiel, chevalier et escuier, les vinrent veoir, ensi que gens d'armes s'entrevoient volentier, espécialment Francois et Engles“. (Froissart, IX, S. 33/5.)

ziert hatten, traf der Engländer seine Wahl, wie es von Anfang an als sein gutes Recht feststand. Dem schönen Spiel der Höflichkeit folgte aber der blutige Ernst. Beim ersten Stoß glitt nämlich die Lanze des Engländers an der Rüstung des Gegners ab, drang ihm in den Hals ein und durchschnitt die Schlagader. Der Getroffene schleppte sich noch zu seinem Stuhl; man zog ihm die abgebrochene Eisenspitze aus dem Hals; dann fiel er tot zu Boden. Aber auch in diesem kritischen Augenblick bewährte sich die ritterliche Höflichkeit. Der Connétable gab seinen Gästen ein Gastmahl und tröstete den bedrückten englischen Knappen, er habe keine Schuld an dem Unfall.¹⁰⁹ Wenn man bedenkt, daß sie noch vor kurzem bittere Feinde waren, die sich hier in freundschaftlicher Weise zum Schauspiel des Zweikampfes miteinander einfanden und auch durch das traurige Ende dieses Kampfes sich die beherrschte Höflichkeit des gegenseitigen Verkehrs nicht rauben ließen, so kann man die starke zivilisierende Wirkung des Rittergedankens nicht verkennen. Man sah im andern nicht in erster Linie den Feind, sondern den Ritter, den Angehörigen desselben unsichtbaren Ordens, mit dem man sich in der Verehrung derselben Ideale von Kampf und Ruhm und in der Anerkennung derselben ethischen und konventionellen Forderungen eins wußte.

Auf demselben Boden, in der Bretagne, fand im Jahre 1351 ein kriegerisches Turnier großen Ausmaßes statt, der sogenannte Kampf der Dreißig. Er wurde ausgefochten zwischen je dreißig Rittern der beiden um die bretonische Erbfolge kämpfenden Parteien. Seine Veranlassung ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Nach Froissart ritt eines Tages Robert von Beaumanoir,¹¹⁰ der Befehlshaber des der Partei Blois gehörenden Schlosses von Josselin, vor Ploermel und forderte den dortigen Befehlshaber, einen deutschen Ritter namens Brandenburg, „pour l'amour des dames“ zu einem Zweikampf heraus. Dieser ant-

109. Froissart, IX, S. 335 ff. Ein ganz ähnlicher Zweikampf, der auch nach der Beendigung der Feindseligkeiten stattfand, wird aus dem spanischen Feldzug des Grafen von Cambridge berichtet (Froissart, IX, S. 490/1.)

110. Sein wirklicher Vorname scheint Johann gewesen zu sein; doch war er auch unter dem Namen Robert bekannt. Vgl. den Anhang zu Kervyn de Lettenhoves Froissart-Ausgabe, XX, S. 286.

wortete, ihre Damen wünschten nicht, daß sie sich nur wegen eines einzigen Tjosts töten lassen, der schnell vorüber sei und oft durch einen Zufall entschieden werde. Er schlug dann vor, daß sie je mit dreißig Rittern zum blutigen Turnier ausrücken sollen.¹¹¹ Eine andere Version berichtet, Beaumanoir sei ent-rüstet gewesen über die grausame Behandlung, welche gefangene Bauern, die kein Lösegeld zahlen wollten, von der Hand des Brandenburg erfahren haben, und so habe er den Ritter ge-fordert.¹¹² Ein altes Gedicht über den berühmten Kampf sagt, der Anspruch Eduards auf den Thron von Frankreich sei der Gegenstand der Forderung gewesen.¹¹³ Die Darstellung des *Scotichchronicon*¹¹⁴ ist unwahrscheinlich; es verlegt den Kampf in die Normandie und auf die Zeit nach der Schlacht von Poitiers. Ein englischer Gefangener des Herrn von Beaumanoir habe sich gebrüstet, ein Engländer sei im Kampfe zwei Franzosen gewachsen. Daraufhin habe ihm Beaumanoir die Freiheit geschenkt, wenn er sich verpflichte, mit 29 Genossen wiederzukehren und sich ihm und 29 Freunden zum Kampf zu stellen. Gewinne seine Partei, so solle er endgültig frei sein, im andern Fall aber sein Gefangener bleiben. Was der Anlaß auch immer gewesen sein mag, es war nichts Wesentliches. In echt ritterlicher Weise kämpfte man ja nur um des Kämpfens willen. Wenn auch Eduards Ansprüche wirklich zur Debatte gestanden haben, so wußten doch alle Beteiligten, daß das Ergebnis ihres Turniers niemals auch nur den geringsten Einfluß auf den Gang der Dinge haben würde. Auf einem Felde, das von Josselin und Ploermel etwa gleich weit entfernt war, fand der Kampf dann statt. Ein Ausrufer verkündete, daß niemand sich einmischen dürfe. Beide Abteilungen stiegen von den Pferden. Zuerst waren die Engländer erfolgreicher; ein Franzose wurde getötet. Nach einer Pause aber, während der die erhitzten Kämpfer Wein tranken, wandte sich das Glück. Ein französischer Knappe, der erkannte, daß der Vorteil der Engländer sich nur mit Mühe wieder ausgleichen lasse, griff zu einer List. Er zog sich zurück,

111. Froissart, V, S. 289—295.

112. Jean le Bel, II, S. 194—97.

113. Das Gedicht ist abgedruckt in Buchons Froissart, Bd. 14, S. 301-320.

114. II, S. 351/2; ganz ähnlich auch Wyntoun, ed. Armours, VI, S. 209 ff.

wie wenn er fliehen wollte, bestieg hinter der Linie sein Pferd und rannte dann in vollem Galopp gegen den Feind an, der überrascht die Ruhe und den Zusammenhang verlor und dann einzeln überwunden wurde. Brandenburg und acht seiner Genossen wurden getötet, die übrigen gefangen genommen. Die Kunde von diesem Ereignis drang weit in die Welt; zwei schottische Chronisten widmeten ihm eine ausführliche Schilderung; im Lied wurde Beaumanoir und seine Tat verherrlicht; ja der Kampf diente sogar als Vorwurf für gewebte Teppiche. Daß der Sieg der französischen Partei eigentlich nur einem sehr unritterlichen Trick zu verdanken war, scheint niemand gestört zu haben. Froissart ließ sich den Hergang von einem bretonischen Ritter an der Tafel des französischen Königs erzählen, der ihm durch sein zerhauenes Gesicht aufgefallen war. Er bemerkt ausdrücklich, man dürfe diese herrliche Waffentat nicht vergessen, sondern müsse sie in den Vordergrund der Darstellung stellen, um alle jungen Ritter damit zu begeistern. Freilich wollte es nicht allen Zeitgenossen gefallen, daß edle Ritter in einem völlig zwecklosen Kampf ihr Leben opfern sollten; viele verurteilten den berühmten Kampf der Dreißig als maßlos und überheblich.¹¹⁵ Doch hat das Beispiel zur Nachahmung gereizt. Zwei Jahre später fand in der Gascogne ein blutiges Turnier statt zwischen 20 Franzosen und 20 Gascognern. Die Parteien hatten vor Beginn des Kampfes geschworen, nicht vom Platze zu weichen, solange noch einer fechten wolle und könne. Dieser schweren Bedingung entsprach das Ergebnis. Auf der französischen Seite blieben nur drei Ritter am Leben, während von den Gascognern zwar nur einer getötet, aber viele verwundet wurden.¹¹⁶ Auch bei dem merkwürdigen Großturnier, das 1396 bei Perth stattfand und als Gottesurteil den Hader zweier schottischer Clans beenden sollte, mag der Kampf der Dreißig als Vorbild gedient haben.¹¹⁷

115. Froissart, V, S. 295: „Li aucun le tenoient à proëce et li aucun à outrage et grant outrecuidance“.

116. Knighton, II, S. 77.

117. So vermutet Neilson in seinem Trial by Combat S. 24/4. Vgl. oben S. 138 ff.

Die Frage, ob die englische Kriegführung des 14. Jahrhunderts eine ritterliche gewesen sei, läßt sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten. Sie weist Züge auf, die in eine Zukunft weisen, da das Rittersium seine militärische Bedeutung einbüßen sollte. Die neue englische Taktik, die nach den großen englischen Siegen auch auf dem Festlande Schule machte, verlieh den nichtritterlichen Truppen, vor allem den Bogenschützen, eine erhöhte Bedeutung. Indem sie die Ritter zum Absitzen in der Schlacht zwang, zerstörte sie die Grundlage, auf der sich einst die überragende militärische Bedeutung des Ritters aufgebaut hatte. Was sollte ein Ritter, der kein Reiter mehr war? Wenn auch der eigentliche Anstoß zur Bildung der modernen Infanterie von den Schweizern ausging, so liegt doch darin der erste Keim zu dieser Entwicklung. Zunächst freilich blieb die militärische Bedeutung des Ritters erhalten. Denn er war kraft seiner hochgesteigerten Standesethik der moralische Halt der Heere des 14. Jahrhunderts. Übrigens weist auch dieses Moment in die Zukunft. Denn die Rolle, die der Ritter als moralische Stütze des Heeres gerade infolge der Anwendung der neuen englischen Taktik zu spielen hatte, fiel in der modernen Zeit dem Offizierskorps zu. Der gesteigerte Ehrbegriff, der dem einzelnen Ritter die höchsten militärischen Tugenden — nur nicht die Unterordnung unter den Befehl des Führers — anerzog, erhielt also dem Rittersium die militärische Bedeutung, als die Veränderung der Taktik seine technische Überlegenheit im Kampf fragwürdig erscheinen ließ. Dies ist wohl die stärkste Wirkung des Rittergedankens auf die Kriegführung des 14. Jahrhunderts.

Darüber hinaus konnten wir noch eine ganze Reihe ritterlicher Elemente in der Kriegführung feststellen. Ihre Wurzel ist in erster Linie der Hauptimpuls des ritterlichen Lebens und Kampfes überhaupt: der Ehrgeiz, der brennende Wunsch, durch besondere Waffentaten sich persönlich Ruhm und Reichtum zu erwerben. Dieser Ehrgeiz führte zu einer romantischen Verachtung der Forderungen der Wirklichkeit, wie er sich in den zahlreichen Zweikämpfen, in dem Gedanken, an die Stelle der Schlacht den Zweikampf der Könige zu setzen, in den Herausforderungen zur Schlacht und in der rücksichtslosen Kampf-

und Abenteuerlust auch der Könige und Feldherrn zeigte. Das Ideal des fairen Kampfes kam in den Herausforderungen zur Schlacht und in der Art, wie die blutigen Zweikämpfe durchgeführt wurden, zum Ausdruck. Die häufigen Vereinbarungen und Verabredungen wären nicht möglich gewesen, wenn man nicht in die Zuverlässigkeit und in die Ehrenhaftigkeit des Gegners felsenfestes Zutrauen gesetzt hätte. Man wußte, daß der Feind von demselben Ideale beherrscht war, das ihn zum Worthalten verpflichtete. Zugleich wirkte die ritterliche Ethik nicht nur innerlich verpflichtend, sie war auch zur Konvention geworden; wer ihre Gebote verletzte, mußte Gefahr laufen, der allgemeinen Verachtung und der Schande anheimzufallen. Gewiß wurde trotzdem häufig gegen die Ideale des Ritterlichen gesündigt; das ist bei einem derart hochgespannten Ideale gar nicht anders zu erwarten. Im ganzen gesehen war die Wirklichkeit auch im Krieg durch eine tiefe Kluft getrennt von dem ritterlichen Traume des schönen Lebens. Bis zu einem gewissen Grade aber hat sich der Rittergedanke als eine lebendige Macht in der Kriegführung des 14. Jahrhunderts erwiesen. Vor allem ist das Gefühl der innerlichen Verbundenheit der Ritter aller Länder verbreitet gewesen. Dadurch war die Möglichkeit gegeben zu einer Humanisierung der Kriegführung, wie sie sich vor allem in der Gefangenenbehandlung zeigt, von der im nächsten Kapitel die Rede sein wird.

Fünftes Kapitel.

Die Behandlung der Gefangenen.

Im ritterlichen Tugendsystem, das ja im wesentlichen aus antik-christlichen Quellen stammt, nahm die Forderung des Mitleids eine wichtige Stelle ein. Beim Eintritt in den Ritterstand gelobte der junge Ritter, den Schwachen und Hilfsbedürftigen helfen zu wollen. Folgerichtig mußte die Forderung des Mitleids auch dem besiegten Feinde gegenüber gelten. Die Helden der Dichtung üben Großmut an dem besiegten oder verwundeten Feind. Häufiger freilich entspringt ihre ritterliche Haltung einer anderen Wurzel: dem ausgeprägten Ehrgefühl. Der Ritter kämpfte nur solange, als er einen ebenbürtigen Gegner vor sich hatte. Die Achtung vor sich selbst, seine eigene Ehre verpflichtete ihn, von einem waffenlosen oder ermüdeten oder gar verwundeten Gegner abzulassen. Die Dichtung und die Literatur sind Lehrmeisterin und Erzieherin der Ritterschaft gewesen; sie spiegeln das Ritterideal am reinsten wider. Wie aber war die Haltung der Ritter dem überwundenen Gegner gegenüber in der Wirklichkeit? Die Dichtung handelte nur von Einzelkämpfen; für die Praxis der Kriegführung konnte man ihr keine Vorschriften entnehmen. Die Forderung des Mitleids ist auch in der Hauptsache überhört worden.

Bei derart ritterlichen Unternehmungen, wie es die ersten Kreuzzüge gewesen sind, waren die christlichen Ritter schon deshalb nicht imstande, sich dem besiegten oder gefangenen Feinde gegenüber edelmütig zu erweisen, weil man sie ja gelehrt hatte, in ihm den Feind Christi zu sehen, den auszurotten ein gottgefälliges Werk war. Auf beiden Seiten wurde mit größter Grausamkeit gekämpft. Pardon wurde in der Regel nicht gegeben, und wenn man einmal Gefangene machte, so enthauptete man sie, um dem Feinde Schrecken einzuflößen, wie es zum Beispiel bei der Belagerung von Antiochia geschah.¹ Mit der

1. Anonymi Gesta Francorum S. 70.

Zeit wurde die Kriegführung der Kreuzzüge menschlicher. Die Kreuzfahrer lernten die Kultur ihrer Feinde kennen und schätzen; sie berichtigten aus eigener Erfahrung die Verzerrungen des Bildes, das ihnen die Kirche von den Ungläubigen gezeichnet hatte; der Gedanke der Toleranz fand auch in den christlichen Heeren Eingang. Schließlich lernte man auch, die Gefangenen menschlicher zu behandeln.²

Selbst König Richard I., der mehr als irgendein König von England von dem Rittergedanken erfüllt war, hat die Forderung des Mitleids selten erfüllt. Die Belagerung der Burg, vor der ihn das Geschick ereilte, hat er nur deshalb trotz des Angebots der Übergabe fortgesetzt, um die hartnäckigen Verteidiger seinen Zorn fühlen zu lassen. Auf Befehl des sterbenden Königs wurden sämtliche Burginsassen gehenkt. Den Armbrustschützen aber, der ihm die tödliche Wunde beigebracht hatte, ließ er vor sich kommen; er fragte ihn, warum er ihn getötet habe, er habe ihm doch nichts Böses getan. Trotzig antwortete ihm der Gefangene: „Du hast meinen Vater und zwei meiner Brüder mit eigener Hand getötet und mich wolltest Du auch töten. Nimm Deine Rache; ich werde gerne dulden, was Du auch ersinnen magst. Wirst Du doch sterben, der der Welt so viel Böses zugefügt hat“. König Richard aber verzieh und befahl, ihn frei ziehen zu lassen. Diesem Befehl wurde aber nicht gehorcht; nach dem Tode Richards traf den unglücklichen Schützen die grausame Rache der Engländer; er wurde lebendig geschunden und dann gehenkt.³

2. Bezeichnend ist die Geschichte, die Matthaeus Paris von Saladin erzählt (*Chronica maiora* II, S. 391). Saladin habe den gefangenen Fürsten von Antiochien — tatsächlich handelte es sich wohl um Reginald von Chatillon — nach harter Kerkerzeit vor sich kommen lassen und ihn gefragt, was er mit ihm tun würde, wenn er ihn in seiner Hand hätte, worauf der Gefangene antwortete: „Sicherlich wärest Du mit dem Tode bestraft worden, weil Du Gottes Feind bist; aber weil Du nach Deinem hündischen Gesetz ein König bist, so hätte kein Geringerer als ich selbst Dir den Kopf abgeschlagen“. Darauf habe Saladin gesagt: „Dein eigener Mund hat Dein Urteil gesprochen. Damit Du nie diese Möglichkeit habest, werde ich Dich selbst töten“; und so geschah es auch.

3. Roger de Hoveden IV, S. 83/4; Coggeshale, *Chronicon Angl.*, ed. Joseph Stephenson, S. 95/96; M. Paris, II, S. 451.

Wenn Richard I., der erste Ritter seiner Zeit, sich nicht zu der Höhe des ritterlichen Ideals der Milde aufschwingen konnte, was soll man von seinem ungleichen Bruder, König Johann erwarten? Johann wollte nach der Übergabe von Rochester in seinem Ärger über die kostspielige und verlustreiche Belagerung alle vornehmen Gefangenen henken lassen. Da legte sich einer seiner Ritter ins Mittel und stellte dem Könige vor, der Krieg sei noch nicht beendet; wohl könne das Kriegsglück auch einmal gegen ihn entscheiden; dann seien seine Ritter derselben schimpflichen Strafe ausgesetzt; infolgedessen werde bald niemand mehr auf seiner Seite kämpfen wollen. Dieser Überlegung war der König zugänglich, und so wurden die Gefangenen von Rochester auf die königlichen Schlösser geschickt.⁴ Nach seinem Siege über Artur ließ Johann die gefangenen Ritter zwar am Leben; die Behandlung aber, die er ihnen zuteil werden ließ, war denkbar unritterlich; sie wurden nämlich in Fuß- und Handeisen gelegt, auf Wagen gepackt und so in die Normandie geführt.⁵

Die Vorstellung, daß die Milde und der Edelmut dem überwundenen Feinde gegenüber Ritterpflicht sei, ist auch im 13. Jahrhundert lebendig. Die schauerhafte Verstümmelung der Leiche Simon von Montforts nach der Schlacht von Evesham⁶ forderte die starke Mißbilligung des Chronisten heraus; es sei „contra disciplinam ordinis militaris“ geschehen.⁷ Es ist uns eine Art Trauerrede auf Eduard I. erhalten,⁸ in der durchaus panegyrisch die ritterlichen Tugenden des Königs verherrlicht werden. Er wird der Kämpfe der Kirche und der Glanz der Ritterschaft, die Schärfe der Gerechtigkeit und die Feile der Bosheit genannt; seine kriegerischen Erfolge, seine persönliche Tapferkeit werden gerühmt; sein Erbarmen gegen den besiegten Feind wird durch den Vergleich mit König David ins rechte Licht gestellt: „Quis Edwardo . . . mansuetior, compatiensior

4. Paris II, S. 626.

5. Ebenda II, S. 478/9.

6. Newburgh (Continuation) II, S. 548; Annales London. I, S. 69.

7. William Rishanger, S. 37.

8. *Commendatio lamentabilis in transitu magni regis Edwardi*, ed. W. Stubbs, *Chronicles of the Reigns of Edward I. and Edward II*, Rolls Series London 1883, II, S. 3—21.

miseris, importabilior superbis?“. In Wirklichkeit hat aber Eduard I. seinen besiegten Feinden gegenüber eine außerordentliche Strenge an den Tag gelegt. Im Feldzug gegen Wales 1284 wurde Fürst David von Wales gefangen, vom Parlament verurteilt und als Verräter hingerichtet, obwohl doch sein Verbrechen nur in der Verteidigung seiner Heimat gegen den englischen Eindringling bestanden hatte.⁹ Nach der Eroberung von Berwick „ließ das Schwert des Königs auch nicht einen von den Schotten in der Stadt am Leben“¹⁰, und die Verteidiger von Stirling konnten sich vor demselben Schicksal nur retten, indem sie nach der Übergabe im Büssergewande, barfuß und mit dem symbolischen Strick um den Hals zur Stadt herauszogen und sich, Gnade flehend, vor dem König niederwarfen.¹¹ Noch in seinem letzten Feldzug ging Eduard mit unnachsichtiger Strenge gegen die gefangenen Schotten vor. Die Stärke des schottischen Widerstandes, der so bald nach der letzten Empörung wieder sich erhoben hatte, legte ihm außerordentliche Maßnahmen nahe; außerdem konnte er sich damit rechtfertigen, daß es sich ja nicht um auswärtige Feinde, sondern um rebellische Untertanen handle. Gerade die vornehmsten Gefangenen, Nigel Bruce, der Bruder des schottischen Königs, der Graf von Athol und viele andere mußten die schreckliche Todesstrafe des Verräters erleiden, d. h. sie wurden geschleift, gehenkt und dann enthauptet. Wer das Leben behielt, wurde in harter Kerkerhaft gehalten. Die Frauen wurden in englische Klöster gesteckt. Die Gräfin von Buchan, die Robert Bruce zum König gekrönt hatte, wurde zur Strafe in einen hölzernen Käfig gesteckt, der auf den Mauern von Berwick aufgehängt wurde, und so dem Spott des Volkes preisgegeben.¹² Nicht einmal vor der adeligen Dame also machte der Grimm des alten Königs Halt. Quis Edwardo mansuetior? — eine tiefe Kluft ist befestigt zwischen dem ritterlichen Ideale und der Praxis König Eduards.

9. Annales London. S. 91.

10. Annales Angliae et Scotiae, ed. H. T. Riley, Rolls Series 1865, S. 373/4.

11. Murimuth, S. 7; Galfridus le Baker, S. 2.

12. Flores Historiarum, ed. H. R. Luard, III, S. 133 u. 324; Walter de Hemingburgh, Chronicon, ed. Hamilton, II, S. 249—250; Nic. Trevet Annales (1845) S. 410/11; Rishanger, S. 229.

König Roberts Verhalten nach dem Siege von Bannockburn sticht wohlthuend ab von Eduards I. Grausamkeit. 22 Barone und Banneretti und 68 Ritter fielen in seine Hand. Ganz gegen ihre Erwartung wurde ihnen eine höfliche Behandlung und eine ehrenvolle Haft zuteil. Der Graf von Hereford wurde gegen Roberts Gemahlin ausgetauscht; die übrigen fanden es leicht, sich durch Geldzahlungen oder durch Austausch aus der Gefangenschaft zu lösen. Ralph von Mounthermer, der sich mit Robert Bruce einst am Hofe des Königs von England befreundet hatte, wurde ohne jedes Lösegeld freigelassen, und durfte den von den Schotten erbeuteten Schild Eduards II. seinem Könige zurückerstatten.¹³

In der Zeit Eduards III. wird die Schonung und die ritterliche Behandlung der Gefangenen zur Regel. Die auf den einzelnen zugeschnittene Art der Kriegführung brachte es mit sich, daß der Gefangene als Eigentum des betreffenden Ritters oder Knappen betrachtet wurde, der ihn gefangen genommen hatte. Der Feldherr oder der König hatte an sich kein Verfügungsrecht über die Gefangenen. Der einzelne Ritter aber hatte ein Interesse daran, seinen Gefangenen am Leben zu erhalten, um ein möglichst großes Lösegeld aus ihm herauszuholen. Es ist in erster Linie der Erwerbssinn der Ritter, der zur weitgehenden Humanisierung der Kriegführung führte. Der Ritter wurde zum Kaufmann und hat diese Entwicklung nicht einmal als entehrend oder erniedrigend empfunden. Froissart spricht es ganz unumwunden aus, daß der junge, tatenfrohe Ritter nichts Besseres tun könne, als in den Krieg zu ziehen und dort Ruhm und Ehre, aber auch Besitz zu gewinnen. Die beste Art, den Besitz zu mehren, war, möglichst reiche, kapitalkräftige Gefangene zu machen. Als die Schotten 1336 die Burg von Stirling belagerten, hatte der Neffe des Burgherrn, Thomas Rokeby drei schottische Ritter in seinem Kerker liegen, die ihm je 300 Mark Lösegeld angeboten hatten. Während der Belagerung versuchten diese drei Ritter, die Burg ihren Freunden in die Hände zu spielen, wurden aber dabei entdeckt und hingerichtet. Der um sein Lösegeld betrogene Ritter wandte sich in einer Bittschrift

13. Walsingham, *Historia Anglicana*, I, S. 141/2; Trokelowe S. 87.

an König Eduard III. und bat, ihm zum Ersatz ein einträgliches Amt zu geben. Der Bitte wurde stattgegeben und ein Jahr später wurde er zum Bailiff von Yorkcroß ernannt.¹⁴

Aus finanziellen Gründen wurden im 100jährigen Krieg alle Ritter wenn irgend möglich geschont; außerdem aber hatte man ein besonderes Augenmerk auf die vornehmen Ritter. Vor der Schlacht bei Crécy teilten die französischen Ritter schon im Voraus die vornehmen Engländer untereinander.¹⁵ In bedrängter Lage war es oft das einzige Bestreben der Ritter, einen Feind zu finden, der erfahren genug war, ihren vornehmen Stand und damit auch ihren finanziellen Wert zu erkennen und demzufolge mit ihnen zu verfahren. Bei der Eroberung von Caen kam es zu einem großen Gemetzel. Voll Angst sahen dem der Graf von Eu und der Kämmerer Tancarville vom Stadttor aus zu; sie fürchteten, von den englischen Bogenschützen nicht erkannt und niedergemacht zu werden. Endlich erblickten sie den Ritter Thomas von Holland, den sie von Granada und Preußen her kannten, riefen ihn und baten ihn um seine Hilfe. Der nahm sie gefangen und ließ sie zum Schutz gegen die Soldateska bewachen.¹⁶ Andere Ritter hatten weniger Glück. Bei einer französischen Landung in Südengland warf das Aufgebot der Grafschaft die Eindringlinge zurück; dabei ergab sich ein französischer Ritter einem ihn hart bedrängenden Bauern und rief „rancon“; der Bauer aber antwortete: Ich weiß, daß Du ein „Francon“ bist und tötete ihn.¹⁷

Bei Troyes floh eine schwache burgundische Abteilung 1380 vor der Vorhut des Grafen von Buckingham. Ein Knappe des Herzogs von Burgund, dessen Pferd lahmte, stellte sich zum Kampfe gegen zwei Engländer; die riefen ihm zu: „Rends-toi,

14. Lanercost, S. 432 (Notes); Calendar of Close Rolls 1337/9, S. 188/9.

15. Galfridus le Baker S. 82: „Tantum securi fuerunt in multitudine sui exercitus heroes Francorum, quod singuli petierunt singulas personas Anglicas suis carceribus mancipandas. Rex Malogriæ petiit regem Anglorum sibi dari, alii principem, alii comitem Northamptoniæ, alii alios secundum quod videbantur nobiliores . . .“.

16. Froissart, IV, S. 406/7.

17. Galfridus le Baker, S. 63: „non enim intellexit nec eius idioma nec erat doctus captos generosos redemptioni conservare“.

rends toi". Er verstand die Sprache der Engländer nicht und wäre wohl getötet worden, wenn nicht der Bastard von Vertaing dazugekommen wäre, den er verstand und dem er sich gefangen gab. In der Folge kam es zwischen den Engländern und dem Bastard zu einem Streit um den Besitz des Gefangenen, der am Abend von den Marschällen des Heeres zugunsten des Bastards entschieden wurde.¹⁸

Die Heerführer und die Könige waren dieser Gefahr nicht ausgesetzt, nicht erkannt und daher getötet zu werden. Ihnen wurde gefährlich, daß jeder die Ehre erstrebte, sie gefangen genommen zu haben. Auf diese Weise wäre König Johann der Gute bei Poitiers beinahe ums Leben gekommen. Da jeder ihn gefangen nehmen wollte, entstand ein großes Getümmel um ihn herum, bis er endlich einem Ritter aus St. Omer seinen Eisenhandschuh übergab und die Umstehenden beruhigte mit der Versicherung, er besitze genug, um jeden von ihnen reich zu machen.¹⁹

Derartige Vorfälle führten mit der Zeit zu besonderen Verfügungen des Feldherrn. So erließ Richard II. 1385 im Einvernehmen mit dem Seneschall, dem Constabularius und dem Marschall und den Grafen und Rittern seines Heeres eine Art Gefangenerecht, in dem vor allem schwierige Fälle geregelt wurden. Wenn einer einen Gegner niedergeworfen und sich weiterhin der Verfolgung gewidmet hatte, ein anderer aber hinzukam und den betreffenden Gegner in aller Form gefangennahm, so sollten sich die beiden in das Lösegeld teilen. Die Bewachung des Gefangenen stand dem zweiten zu, der seinem Partner Sicherheiten geben mußte. Wer aber als zweiter dazukommt und einen Teil des Lösegeldes sich zu verschaffen sucht und droht den Gefangenen zu töten, wenn der eigentliche Besieger des Gefangenen ihm nicht einen Teil des Lösegeldes zusichere, soll nichts bekommen; wenn er den Gefangenen tatsächlich tötet, so soll er selbst der Gefangene des Marschalls sein, bis er der geschädigten Partei Genüge geleistet hat, während sein Pferd und seine Rüstung dem Constabularius verfällt. Wenn

18. Froissart, IX, S. 262/3.

19. Froissart, V, S. 433/4.

einer einen Gegner gefangen nimmt, ohne ihm das Ehrenwort und zur Bekräftigung den Helm oder den rechten Handschuh abzunehmen, und ein anderer dazukommt und dies in der regelrechten Form tut, so soll der Gefangene dem zweiten gehören. Außerdem sollen nach der Schlacht alle Gefangenen dem Führer der Truppe und von ihm dem König oder dem Constabularius oder dem Marschall ausgeliefert werden. Ein Drittel des Lösegelds steht dem Lehensherrn oder Soldgeber zu, ein Drittel dem Constabularius und ein Drittel dem, der den Gefangenen zuerst ergrieff.²⁰

Die Ritter waren häufig auf die Einnahmen durch Lösegeld angewiesen. Bei Buironfosse 1338 ging einem Ritter des Grafen von Hennegau, der die feindliche Stellung rekognoszieren wollte, das Pferd durch, so daß er mitten unter seine Feinde geriet und von einem deutschen Ritter gefangen genommen wurde. Der Herr von Beaumont bat, das Lösegeld in Anbetracht der besonderen Umstände der Gefangennahme zu ermäßigen. Da gestand der deutsche Ritter, daß er am Tage vorher seine Habe beim Würfelspiel verloren habe und daher auf einem ausreichenden Lösegeld bestehen müsse. Johann von Hennegau erklärte sich lachend bereit, für den französischen Ritter Bürgschaft zu leisten, der dann sofort freigelassen wurde.²¹

Die Jagd nach dem finanziellen Gewinn war den Rittlern wichtiger als der politische oder militärische Erfolg eines Feldzugs. Als Graf Robert von Artois und Walter Manny 1343 bei Nacht durch eine Kriegslist Vannes eroberten, um das sie den ganzen Tag gekämpft hatten, da waren die Engländer trotz des großen Erfolgs „courouchié que li aultre baron . . . lor estoient ensi escapet, et li aultre chevalier de Bretagne et de France: car bien i avoit de prisonniers pour cent mille florins“.²² Es wird auch ausdrücklich bezeugt, daß bei Poitiers die Verluste der Franzosen bei der Verfolgung viel größer gewesen wären,

20. Black Book of the Admiralty (Rolls Series), I, S. 453 ff. Ebenda eine Ordonnanz Heinrichs V. aus dem Jahre 1419 in englischer Sprache — Richards Ordonnanz ist französisch —, die denselben Abschnitt über das Gefangenerecht enthält (S. 459 ff.).

21. Froissart, III, S. 39/40.

22. Ebenda, IV, S. 153.

wenn die Engländer weniger auf den Fang der wertvollen Gefangenen bedacht gewesen wären.²³ Außerdem pflegten die Ritter, ihre Gefangenen noch während der Dauer des Feldzuges wieder freizulassen, so daß die Kampfkraft des Feindes, soweit sie in Rittern bestand, überhaupt nicht geschwächt wurde. Nach der Schlacht von Poitiers wurden die meisten Gefangenen sofort freigelassen, nachdem man sie eidlich verpflichtet hatte, bis Weihnachten das verabredete Lösegeld in Bordeaux abzuliefern oder wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren.²⁴ Froissart ist des Lobes voll über die ritterliche Haltung der Engländer; nach ihm übten sie nicht den geringsten Zwang aus auf ihre Gefangenen; sie forderten sie nur auf bei ihrer Ehre, die Summe selbst zu nennen, die sie zahlen könnten und glaubten ihrem Wort gern; auch erklärten sie, sie wollten einen milden Maßstab anlegen und die Ritter und Knappen nicht so sehr schädigen, daß sie nicht mehr in der Lage wären, ihren Herren standesgemäß zu dienen und auf weiteren Kriegszügen Ruhm und Ehre zu gewinnen. Daran, daß eine derart schnelle und leichte Lösung der Gefangenen dem Krieg den eigentlichen Sinn raubte, nahm Froissart nicht den geringsten Anstoß. Die Fürsten versuchten gelegentlich, die allzuschnelle Freilassung der Gefangenen zu verhindern. So ordnete Eduard III. nach der Einnahme von Caen an, daß alle Gefangenen nach England gebracht werden und nicht freigelassen werden sollten, ehe ihm nicht ein zweiter großer Erfolg im Kriege beschieden sei.²⁵ Auch nach der Schlacht von Nevil's Cross verbot König Eduard die Lösung der Gefangenen und befahl, sie in sicherem Gewahrsam zu halten, bis er die einzelnen Eigentümer entschädigen werde.²⁶

23. Galfridus le Baker, S. 153.

24. Froissart, V, S. 462. Beim Waffenstillstand von Esplechin 1340 wurde verabredet, gegenseitig alle Gefangenen freizulassen mit der eidlichen Verpflichtung, im Falle der Kündigung des Waffenstillstands in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn nicht inzwischen das Lösegeld bezahlt worden sei. Avesbury, S. 322; Reading, S. 126.

25. Murimuth, S. 203, Bericht des Bartholomaeus von Burghersh an Erzbischof Stratford über die Einnahme von Caen vom 29. Juli 1346.

26. Knighton, II, S. 44: „Interim rex Edwardus mandavit omnibus vicecomitibus et singulis aliis, quod nullus Scotus captus liberaretur pro quaque redemptione, sed omnes Scoti capti detinerentur sub salva custodia.

Ein ähnliches Verbot erließ Heinrich IV. am 30. Oktober 1400 wegen der gefangenen Schotten.²⁷ Im übrigen half sich König Eduard III. damit, daß er die für ihn aus politischen Gründen besonders wichtigen Gefangenen den „Eigentümern“ abkaufte. Der Schwarze Prinz zahlte eine große Summe für König Johann den Guten und die vornehmsten seiner Mitgefangenen an den aquitanischen Adel, der ihm nicht gestatten wollte, die Gefangenen von Poitiers mit nach England zu nehmen. Für Eduard war es ja von höchster Wichtigkeit, den französischen König in seiner Gewalt zu haben, zumal der strategische Erfolg des Sieges von Poitiers sehr gering war. Nur so konnte er den starken Druck auf die französischen Unterhändler ausüben, der sie zwang, die harten Bedingungen des Friedens von Bretigny anzunehmen. Größere Schwierigkeiten bereitete es König Eduard, König David von Schottland in seine Hand zu bekommen, den ein armer Knappe, Johann Copelant, in der Schlacht von Nevil's Cross 1346 gefangen nahm und aus dem Getümmel sofort auf sein 15 Meilen entferntes Schloß führte. Lange weigerte er sich den Gefangenen herzugeben; verschiedene Aufforderungen ergingen an ihn und andere die schottischen Gefangenen herauszugeben, wofür ihnen eine hinreichende Entschädigung in Aussicht gestellt wird;²⁸ erst als Eduard ihm eine jährliche Pension von 500 Pfund aussetzte, verstand er sich dazu.²⁹ Weniger glücklich endete der Streit um einen spanischen Gefangenen, der sich über mehrere Jahre hinzog und zwei Menschen das Leben kostete. Die Knappen Robert Hauley und Johann Shakel hatten in der Schlacht von Najera den Grafen von Denia gefangen genommen und ihn frei gelassen, nachdem er seinen jungen Sohn als Geisel gestellt hatte. Da nun aber auch der König Ansprüche auf den Gefangenen machte, kam es zu einem Prozeß in der curia militaris und vor dem Parlament. Im Verlauf dieses Prozesses versteckten die beiden Knappen ihren Ge-

et rex satisfaceret singulis captoribus pro redemptione omnium et singulorum. Et hoc mandatum generaliter exiit in omnes et singulas partes Angliae sub poena forisfacturas vitae et membrorum.“

27. Rymer, VII, S. 162.

28. Rotuli Scotiae I, S. 675/6.

29. Froissart, V, S. 135.

fangen und weigerten sich, ihn herauszugeben, weshalb sie selbst am 30. Oktober 1376 verhaftet und in den Tower gelegt wurden.³⁰ Schließlich verloren die Knappen die Geduld, entflohen aus dem Gefängnis und suchten ein Asyl in der Westminsterabtei. Von dort aber wollten Ritter und Knappen des Königs sie wegzerren. Dabei kam es zu einem Handgemenge, bei dem Robert Hauley und ein Sakristan, der sich einmischte und die Heiligkeit des Ortes wahren wollte, auf den Stufen des Altars getötet wurden. Zwar wurden die Übeltäter excommuniciert; in der entweihten Kirche aber durfte bis Weihnachten keine Messe gelesen werden.³¹ Johann Shakel wurde wieder gefangen und erst am 17. September 1379 aus der Haft entlassen, nachdem eine gütliche Einigung zwischen ihm und König Richard, der die Ansprüche seines Vaters und Großvaters geerbt hatte, zustande gekommen war.³² Bei dem Prozeß stellte sich auch heraus, daß die beiden Knappen in wenig ritterlicher Weise den gefangenen Grafensohn als ihren Diener behandelt und angestellt hatten.

Es galt als durchaus erlaubt, die gefangenen Ritter zu kaufen und zu verkaufen, wie wenn sie Sklaven gewesen wären. König Eduard III. selbst ging mit seinem Beispiel voran. Er kaufte 1374 den jungen Grafen von St. Pol, da er hoffte, den Captal von Buch gegen ihn auswechseln zu können.³³ Ebenso verkauften die Ritter Johann von Harleston und Philipp la Vache ihre Gefangenen an den König, und zwar den Herrn Johann von Pois für 1500 Pfund und Walter Chatillon für 1000 Pfund.³⁴ Die Gefangenen bedeuteten für den Eigentümer einen Wert, der sich häufig nur schwer und langsam flüssig machen ließ. Wer daher über geringe bare Mittel verfügte, machte oft gerne von der Möglichkeit Gebrauch, seinen Gefangenen sofort

30. Rotuli Parl. III, S. 10a. Vom Tower aus richteten die beiden am 18. Oktober 1377 eine Bittschrift an das Parlament, in der sie um eine erneute Untersuchung ihres Falles nachsuchten. Rot. Parl. III, S. 50.

31. Anonimale Chronicle, S. 121.

32. Calendar of Close Rolls 1377/81, S. 326; S. 482; Cal. of Pat. Rolls 1377/81, S. 546; Walsingham, Historia Anglicana, I, S. 411.

33. Froissart, VIII, S. 334.

34. Calendar of Patent Rolls 1374—77, S. 36.

gegen eine verhältnismäßig geringe Summe an einen andern Ritter abzulassen, der länger warten konnte und am Ende eine höhere Summe zu erlangen hoffte. Die Gefangenen waren also geradezu Spekulationsobjekt.³⁵ Einer späteren Zeit erschien eine gewisse Verachtung von Geld und Geldeswert ein Merkmal des Vornehmen und Adeligen zu sein. Das im 14. Jahrhundert übliche Verschachern der Gefangenen will auch uns Heutigen nicht ritterlich oder vornehm vorkommen. Die Zeitgenossen haben keinen Anstoß daran genommen. Der Ritterstand umfaßte ja Menschen von sehr verschiedener wirtschaftlicher Position. Wenn auch ein Mindestmaß an Besitz die Voraussetzung für den Eintritt in den Stand war, so konnte man doch in ihm von bitterer Armut aufsteigen zu ungeheurem Reichtum. Du Guesclin ist das Schulbeispiel für einen solchen Aufstieg; seine ursprüngliche Armut hat ihn nicht gehindert, Connétable von Frankreich zu werden. Froissart betont fast in jedem Kapitel seiner Chroniken, es müsse das Bestreben jedes tüchtigen Ritters sein, vorwärts zu kommen; er läßt keinen Zweifel darüber, daß er nicht nur an Kriegserfahrung, Waffenübung, Waffenruhm, sondern auch an materiellen Gütern wachsen und zunehmen müsse. Aber auch ein idealistischer Schriftsteller, wie Gottfried von Charny, teilte Froissarts Ansichten. Er hatte seine heldische Gesinnung in der Schlacht bei Poitiers bewiesen, wo er als Bannerträger an der Seite König Johanns bis zum Schluß aushielt und bei dem Versuch, den König zu retten, den Heldentod erlitt. Von ihm besitzen wir einen ausführlichen Traktat über das Rittersium,³⁶ worin er vor allem auch die Gottgewolltheit des Rittersiums betont und den Ritterstand dem Priesterstand an die Seite stellt. In diesem Traktat behandelte er auch die Frage, wer mehr Preis verdient, der arme Ritter, der durch Armut auf das Waffenhandwerk hingewiesen wird und, durch wirtschaftliche Not gezwungen, sich bemüht, durch Waffentaten vorwärts zu kommen, oder der reiche Seigneur,

35. Vergleiche die Quittung über den Verkauf des Gerard de la Bret, 8. Januar 1376 in *Calendar of Letter Books*, ed. R. R. Sharpe, London 1907, Letter Book H., S. 19. Siehe auch H. T. Riley, *Memorials of London*, 1868, S. 392.

36. Froissart, ed. Lettenhove, I, Teil 2/3, S. 463/533.

der es eigentlich nicht nötig hätte, sich den Gefahren des Krieges auszusetzen und doch aus Liebe zum Waffenhandwerk und aus Ehrgeiz sich zum Kriegsabenteuer drängt: Charny kommt zu dem Ergebnis, daß beide gleichermaßen zu loben sind, wenn sie ihre Sache nur gut machen.

Wenn nun auch die Schonung des Gegners in der Schlacht im wesentlichen nicht einer idealistischen Ritterlichkeit entsprang, sondern der Hoffnung auf die Möglichkeit, von dem Gefangenen ein großes Lösegeld zu erhalten, so bedeutet die gerade im 14. Jahrhundert so verbreitete Sitte einen großen Fortschritt in der Humanisierung der Kriegführung. Der Krieg war nicht mehr ein Kampf auf Leben und Tod, sondern nahm bis zu einem gewissen Grade den Charakter eines sportlichen Wettkampfes an. Allerdings blieb die Sitte der Schonung des Feindes in der Hauptsache auf die Ritter beschränkt.³⁷ Gegen den Soldaten niederen Standes kannte man keine Schonung; er wurde erbarmungslos niedergemacht.³⁸ Der Fortschritt in der Humanisierung der Kriegführung war nur auf den Kreis der Ritter beschränkt. Nicht nur in der wirtschaftlichen Begründung der Schonung der Gefangenen, sondern auch in dieser Beschränkung offenbart sich die große Kluft zwischen dem Ritterideal und der Wirklichkeit. Das Mitleid, das als besonders ritterliche Tugend in der Dichtung gefeiert wird, hätte ja auch auf die Gemeinen ausgedehnt werden müssen. Es lohnt sich eben nicht, sich mit der Masse dieser Leute zu beschweren. Sie konnten ja doch kein großes Lösegeld zahlen; ihre Bewachung und Gefangenhaltung hätten große Kosten und Mühe verursacht.

37. Gelegentlich kam es auch vor, daß reiche Bürger, die bei der Eroberung einer Stadt in die Hände des Feindes fielen, gefangen fortgeführt wurden, um dann gegen ein Lösegeld wieder freigelassen zu werden (so bei der Einnahme von Saint Lô 1346; Froissart, IV, S. 403).

38. Ich nenne nur zwei Beispiele: Bei der Einnahme von Bergerac durch den Grafen Heinrich von Derby 1345 sollen mehr als 600 Gewappnete und ungezählte Fuß-Soldaten getötet und viele Edle gefangen genommen worden sein; Murimuth, S. 189. Und als Ludwig von Spanien die Burg Conquêt eroberte, wurde die Besatzung niedergemacht, „réservé le chevalier, à cesti on sauva la vie et demora Prisonnier“. Froissart, IV, S. 53.

Der finanzielle Gesichtspunkt ist aber nicht allein ausschlaggebend; denn die Zugehörigkeit zum Ritterstand bedeutete ja noch lange nicht Reichtum; es gab arme Ritter so gut wie es auch Vermögliche unter den nichtritterlichen Soldaten gegeben haben wird. Der Ritter aber verachtete den einfachen Soldaten, während er den Ritter auf der anderen Seite hochschätzte; in ihm sah er einen Waffenbruder, mit dem ihn gemeinsame Ideale, gemeinsame Lebensform und der gemeinsame Ehrbegriff verband. Das Gefühl der Einheit des Rittertums ist so gut eine Voraussetzung der milden Gefangenenbehandlung wie die Gier nach dem Lösegeld. Das wird deutlich an der Art und Weise, wie die Frage des Lösegeldes geregelt wurde und wie das Leben der gefangenen Ritter sich gestaltete.

Bei der Gefangennahme hielt man sich nicht damit auf, den besieigten Ritter zu entwaffnen und zu bewachen. Vielmehr nahm man ihm das Ehrenwort ab, daß er sich gefangen gebe und nahm zum Zeichen seinen Helm oder seinen rechten Handschuh an sich. Häufig ließ man nach der Schlacht die Gefangenen wieder frei, nachdem sie eidlich versprochen hatten, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die verabredete Summe zu bezahlen oder wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren. Auch wenn man die Gefangenen mit sich führte, ließ man sie oft nach einiger Zeit doch frei, damit sie in der Heimat selbst die Aufbringung des Lösegeldes betreiben können.³⁹ Bei besonders wichtigen und wertvollen Gefangenen wurde allerdings für diesen Fall die Stellung von Geiseln verlangt. So wurde für König Johann den Guten neben seinen Söhnen noch eine ganze Reihe der vornehmsten Franzosen als Geiseln gestellt.⁴⁰ Die Freilassung der Gefangenen setzte ein felsenfestes Vertrauen in das Ritterwort des Gefangenen voraus. Es ist verständlich, daß man sich nicht so gerne auf die Gefangennahme von Nichtrittern einließ; denn ihnen hätte man dieses Vertrauen nicht entgegenbringen können. In der Tat wurde auch das Vertrauen selten getäuscht. Wir wissen von einer Unzahl von Fällen, in denen

39. Siehe z. B. den Fall des Grafen von Eu 1353, der selbst nach Hause reist (Knighton, II, S. 76) und des Gottfried von Charny, der seinen Knapen schicken darf (Rymer, III, 212).

40. Vgl. auch den Fall des Grafen von Denia oben S. 374.

das Lösegeld ordnungsgemäß gezahlt wurde. Fälle von Treubruch aber sind wenige überliefert. Das größte Aufsehen erregte die Flucht des Herzogs von Anjou aus der englischen Gefangenschaft. Er war als Geisel für seinen Vater, König Johann den Guten, nach England gekommen; Eduard hatte dann ihm und seinen Brüdern erlaubt, sich in Calais aufhalten zu dürfen, damit sie von dort aus die Fragen der ausstehenden Zahlungen besser betreiben könnten; sie mußten zuvor eidlich beschwören, „en tout Loyalté de chivalrie“ sich als Geiseln dem Könige von England zur Verfügung zu halten und keinen Fluchtversuch zu machen.⁴¹ Trotzdem benützte der Herzog von Anjou eine Jagd, nach andern eine Wallfahrt nach Boulogne, als Vorwand, sich auf französisches Gebiet zu begeben und nie wieder zurückzukehren.⁴² Der Treubruch erregte große Entrüstung. König Eduard zitierte den Herzog noch 1364 nach dem Tode König Johanns nach London, natürlich ohne Erfolg, und machte allen Pairs von Frankreich davon Mitteilung.⁴³ Auf der andern Seite stand König Johann der Gute treu zu seinem Wort. Sein Entschluß, 1363, wieder in die Gefangenschaft nach London zurückzukehren, entsprang doch wohl auch dem Wunsche, den Wortbruch seines Sohnes wiedergutzumachen. Davon, daß er seinerseits sich als Geisel für seinen entflohenen Sohn gestellt hätte, kann keine Rede sein. Es handelte sich aber für ihn darum, den durch die Flucht des Herzogs von Anjou gefährdeten Vertrag doch noch möglich zu machen, indem er dessen Handlungsweise entschuldigte.⁴⁴

Es kam auch vor, daß die andere Seite sich eines Treubruchs schuldig machte. Ein schottischer Ritter, der in der Schlacht von Neville's Cross gefangengenommen worden war, bezahlte sein Lösegeld und wurde freigelassen; um den Preis eines Falken nahm ihn ein englischer Ritter für drei Wochen auf, um ihn dann seinen Verwandten zu übergeben, die ihn

41. Der Wortlaut des Eides in Froissart, VI, S. 506; Rymer, III, S. 700.

42. Chronicon Anonymi Cantuar. S. 214.

43. Froissart, VI, S. 508 (Notes).

44. Chronicon Anonymi Cantuar. S. 215/6: „Et causa adventus sui in Angliam fuerat primo propter solutionem millenae, secundo pro hostagiis Franciae habendis“.

sicher bis an die Grenze bringen sollten. Diese aber warfen den Unglücklichen in den Kerker, bis er weitere 230 Mark bezahlte „*contra legem armorum et bonam fidem et rationem*“, wie es in dem Erlaß des Königs von England heißt, der durch eine Bittschrift des Schotten aufmerksam gemacht, den Fall zu untersuchen befahl.⁴⁵

Im übrigen aber scheint das Vertrauen, das der Sieger in das Ehrenwort des Ritters setzte, nicht allzu oft getäuscht worden zu sein. Die einfache Methode der Lösung aus der Gefangenschaft ruhte auf der ritterlichen Ethik. In durchaus ritterlicher Weise erleichterte man auch gewöhnlich das Los der Gegner, die man in Haft behielt. Man verschmähte es, durch eine harte oder gar grausame Behandlung der Gefangenen einen Druck auszuüben. Auch dies ist ein Grund für die Annahme, daß die Schonung der Gefangenen nicht allein der Geldgier zuzuschreiben ist. Denn zweifellos hätte der Sieger eine schnellere Bezahlung erzwingen können, wenn er seinen Gefangenen mit schwerem Kerker, Fesseln und Mißhandlungen zugesetzt hätte. Grausamkeit lag sonst dem Menschen des späten Mittelalters nicht fern. Der Strafvollzug z. B. war von unerhörter Grausamkeit; zudem war er ein öffentliches Schauspiel. Die Martern also, die etwa ein zum Tode verurteilter Verräter in der umständlichen Prozedur seiner Hinrichtung erdulden mußte, wurden meist von einer schaulustigen Volksmenge mitangesehen; ein solches Schauspiel wird nicht gerade erzieherisch auf die Menschen gewirkt haben. Wo das gekränkte Gerechtigkeitsgefühl den einzelnen Menschen zur Selbsthilfe trieb, war er der größten Grausamkeit fähig. Die schauderhafte Verstümmelung, mit der ein Ritter 1248 den Schänder der Ehre seiner Tochter bestrafte, war nicht etwa ein Einzelfall, sondern die übliche Strafe für ein solches Vergehen; König Heinrich III. dem dieser Fall besonders nahe ging, ließ diese Art von Selbsthilfe verbieten, nahm aber ausdrücklich die Fälle aus, in denen es sich um Ehebruch handelte.⁴⁶ Und derselbe Gottfried von Charny, dessen ritterliche Gesinnung wir oben erwähnt haben, vollzog an seinem Gegner, der sein Wort gebrochen hatte, eine unerhört

45. Rymer, III, S. 418.

46. Matthaeus Paris, V, S. 34.

grausame Strafe. Er hatte ja versucht, durch den Verrat des in englischen Diensten stehenden Amerigo von Pavia Calais wiederzugewinnen. Amerigo, der den Plan rechtzeitig wieder den Engländern verraten und so die Gefangennahme Charnys verursacht hatte,⁴⁷ fiel später als Gefangener dem Gottfried von Charny in die Hände. Der ließ ihn auf dem Marktplatz von St. Omer vor den Rittern und Knappen des Landes, die er eigens zu dem Schauspiel aufgeboden hatte und vor dem übrigen Volk unter allen erdenklichen Martern hinrichten.⁴⁸ Die Neigung des Zeitalters zur Grausamkeit spiegelt wiederum Froissart am deutlichsten wieder: mit selbstverständlicher Sachlichkeit, ohne das geringste Anzeichen der Entrüstung schilderte er die Hinrichtung des Hugo Spencer in allen ihren scheußlichen Einzelheiten.⁴⁹

Man muß sich die Grausamkeit der Zeit vor Augen halten, um den großen Fortschritt würdigen zu können, der in der ritterlichen Behandlung der Gefangenen liegt. Gewiß, sie entsprang nicht nur reinen idealistischen Motiven; sie war nur auf die Mitglieder des eigenen Standes begrenzt. Sie war aber nur möglich, weil die ethischen Forderungen des Standesideals unerreicht hoch gespannt waren und weil der gesteigerte Ehrbegriff des nach außen streng abgeschlossenen Standes die Ritter besonders stark verpflichtete. Ein allgemeineres, für alle Menschen gültiges Ideal hätte diese Erziehungsarbeit nicht leisten können.

Den Preis der vollendeten Ritterlichkeit gegenüber dem besiegten und gefangenen Gegner verdiente sich der Schwarze Prinz durch seine Haltung nach der Schlacht von Poitiers. Als König Johann gefangen vor ihn geführt wurde, sprang er herab vom Pferd und „ehrte ihn gar sehr“.⁵⁰ Am Abend gab er den gefangenen Franzosen ein Abendessen aus den erbeuteten Vor-

47. Siehe oben Seite 168.

48. „... et fut mis sur un eschauffaut devant le peuple et a tenailles de fer ardans lui furent arrachiées les deux mamelles et plusours autres membres du corps et puis lui furent coupées les deux cuisses et les deux braz et la teste...“. *Chronique Normande* du 14. siècle, ed. A. u. E. Molinier, Soc. de l'Histoire de France 1882 Paris S. 104; Froissart, V, S. 271-274.

49. Froissart, II, S. 87/88.

50. Froissart, V, S. 434.

räten.⁵¹ Der Prinz selbst bediente seine Gäste und weigerte sich, auf die Einladung König Johanns hin an dessen Tisch Platz zu nehmen. Er sei nicht würdig am Tische eines so großen Fürsten und eines so tapferen Mannes zu sitzen, der sich in der heutigen Schlacht so ausgezeichnet habe. Knieend bat er den König von Frankreich, gutes Muts zu sein, der König von England, sein Vater, werde ihm alle Ehre und Freundschaft erzeigen und sich mit ihm einigen, so daß sie für immer Freunde bleiben können. Wenn auch das Glück gegen ihn entschieden habe, so solle er sich doch freuen, denn ihm dem Könige gebühre der Preis des Tages als dem besten Kämpfer auf der französischen Seite. So erzählt Froissart die Geschichte, und wenn auch natürlich nicht dem Wortlaut der Reden nach, so wird dem Sinne nach seine Erzählung Glauben verdienen, zumal auch andere Chroniken die Höflichkeit des Prinzen rühmen.⁵² Freilich, auch im Bilde der strahlenden Ritterlichkeit des Schwarzen Prinzen fehlt der Schatten nicht: bei seiner Rückkehr nach England hat er es sich nicht versagt, seinen königlichen Gefangenen gleichsam im Triumph aufzuführen. Er landete in Plymouth und führte seinen Gefangenen von dort durch die Städte und volkreichen Plätze nach London. Der Einzug in die Hauptstadt wurde besonders prächtig gestaltet. Der Bürgermeister ritt mit zahlreicher Begleitung dem Prinzen entgegen; im Festzuge war jedes Handwerk vertreten und an der einheitlichen prächtigen Kleidung kenntlich. Es herrschte ausgelassene Fröhlichkeit; der Wein wurde in Strömen frei ausgeschenkt. Der Zug brauchte bei der Menge der Teilnehmer von London Bridge bis Westminster drei Stunden. Echte Ritterlichkeit hätte dem gefangenen Fürsten dieses Schauspiel erspart. König Johann aber mußte — schwarzgekleidet wie ein Erzdiakon, auf weißem Pferdesitzend — mit seinem 12jährigen Sohne und 13 seiner vornehmsten Mitgefangenen mitreiten. In der Antike pflegte der Trium-

51. Die Engländer hatten schon drei Tage vor der Schlacht ihre Vorräte erschöpft und hatten gehungert.

52. Froissart, V, S. 460 ff. *Chronicon Anonymi Cantuar.* S. 200: „et erga eos (die Gefangenen von Poitiers) idem princeps humaniter se habebat“. Ebenda S. 204: „Erga eum valde curialiter et humaniter se habebat“.. Reading S. 126: „....sumpto secum omni reverentia domino Johanne rege Franciae...“.

phator den gefangenen Feind gefesselt vor dem Triumphwagen aufzuführen. So sehr verschieden von der antiken Sitte war die Szene des Londoner Einzugs nicht. Auch der Schwarze Prinz brachte seinen Triumph sinnfällig zur Darstellung, ohne die Gefühle seiner Gefangenen zu schonen.

Während der Gefangenschaft verschafften die Engländer dem französischen Könige alle nur erdenkliche Bequemlichkeit. Er wohnte zunächst in dem prächtigen, dem Herzog von Lancaster gehörigen Savoypalaste in London, später im Schlosse zu Windsor. Dort durfte er jagen und sich auf jegliche Weise die Zeit vertreiben; nur mußte er die Nacht im Schlosse zubringen. Seine Söhne und Mitgefangenen, die in London wohnten, durften ihn häufig besuchen.⁵³ Die beiden Könige überhäufte einander mit Geschenken, wie die Haushaltrechnungen ausweisen.⁵⁴ Beim Friedensschluß nannten sie einander „Bruder“ und gaben große Feste. Beim Festmahl in Calais bedienten die Söhne Eduards und der Herzog von Lancaster barhäuptig den Tisch der beiden Könige.⁵⁵ Die völlig gleichberechtigte Teilnahme am Turnier wurde den Gefangenen gestattet.⁵⁶ Als König Johann in die Gefangenschaft zurückkehrte, wurde er mit allen Ehren eingeholt. König Eduard besuchte ihn häufig in seiner Wohnung und half ihm, im Spiel und in Gesprächen die Zeit vertreiben.⁵⁷ Auch die Gefangenen aus den früheren Schlachten Eduards hatten kein schweres Los. König David von Schottland z. B. wurde für alle größeren Feste des Jahres aus der königlichen Garderobe mit prächtigen Kleidern versorgt.⁵⁸ Auch

53. Froissart, VI, S. 18/19.

54. Wardrobe Accounts E 101/393 Nr. 15.

55. Froissart, VI, S. 320.

56. Siehe oben S. 101 ff.

57. Froissart, VI, S. 389.

58. Wardrobe Accounts 1347, gedruckt in *Archaeologia* Band 31, S. 92: „Domino David. Brus Regi Scotorum incarcerato in Turri London. per manus Th. Rous constabularii recipient. particulas ad unam robam . . . contra festum Natal. Domino anno Regis 21. Et ad unam cotam et unam cotam fur. de gris“. Wardrobe Accounts 1350, E 361/3 Nr. 49: „Et prefato David Bruys regi Scotiae ad linthiamina pro lecto suo predicto 80 ulnas telae de Reyns“. Ebenda Nr. 48 dorso: „Et David Bruys regi Scotiae . . . ad 3 cotas et sex par. caligarum fac. ad 2 robas furur. et unum capucium. .“.

König David durfte mit einer ganzen Reihe französischer Herren 1349 an einem Turnier teilnehmen.⁵⁹ Es war ein denkbar ritterliches Gefängnis, das den Gefangenen in England zuteil wurde.

Seine ritterliche Gesinnung hinderte freilich König Eduard nicht, die Gefangenschaft des Königs von Frankreich zur Erpressung eines ungeheuren Lösegeldes und als politisches Druckmittel zu benützen. Die endgültige Lösung der Gefangenen von Poitiers verzögerte sich ja lange über den Frieden von Bretigny hinaus; König Johann erlebte den Tag der Freiheit gar nicht mehr, da er nach der Rückkehr in die Gefangenschaft 1364 im Savoypalast zu London starb.⁶⁰ Den gefangenen König von Schottland weigerte sich Eduard überhaupt, freizulassen. Einer schottischen Gesandtschaft, die aus zwei Bischöfen und zwei Rittern bestand, wurde geantwortet, König David sei nicht nach ritterlichem Recht auszulösen, denn er sei kein rechtmäßiger Kriegführender gewesen und habe kein Recht zum Kriege gegen England gehabt; wie ein wilder Räuber habe er alles, was er berührt habe, mit Feuer und Schwert zerstört und müsse daher alles zuerst wiedererstaten, ehe er hoffen könne, Gnade in den Augen des Königs von England zu finden und freigelassen zu werden.⁶¹ Auch der Schwarze Prinz zögerte lange, den bei Najera zum zweiten Male von den Engländern gefangenen Bertrand Du Guesclin gegen ein Lösegeld freizulassen, aus dem einfachen Grunde, weil er den gefährlichsten seiner Gegner solange wie möglich vom Kriege fernhalten wollte. Erst als ihn Du Guesclin an seiner ritterlichen Ehre packte, verstand er sich dazu.⁶² Weniger glücklich war der berühmte Heerführer, der Captal von Buch, der zweimal gefangen wurde. Zwar durfte er sich in seiner ersten Gefangenschaft großer Bequemlichkeit

59. Galfridus le Baker S. 101.

60. Auch der tote Gegner erfuhr die größten Ehrungen. Übrigens haben auch die Franzosen ihre grimmigsten Feinde im Tode geehrt. Sowohl beim Tode des Schwarzen Prinzen als auch beim Tode König Eduards III. wurden in Paris feierliche Totenfeiern abgehalten. Nicht minder ritterlich mutet uns die Wehklage Montforts an der Leiche seines lebenslangen Gegners, Carl von Blois, an (Froissart, VII, S. 53).

61. Galfridus le Baker, S. 96/97.

62. Froissart, VII, S. 245/6.

erfreuen: er war frei, innerhalb von Paris zu tun und zu lassen, was ihm beliebte; auch lud ihn der König häufig zu den Mahlzeiten und zum Spiel am Hofe ein. Als er aber 1372 zum zweiten Mal von den Franzosen gefangen wurde, erwartete ihn ein hartes Schicksal; Eduard wollte ihn austauschen und machte wiederholt die verlockendsten Angebote: er hätte ihn gegen den Grafen von St. Pol und drei oder vier Ritter ausgetauscht, für die die Engländer unter andern Umständen mehr als 100 000 Gulden verlangt hätten. Doch der König von Frankreich wollte nicht darauf eingehen; der Captal schien ihm ein zu fähiger und zu gefährlicher Heerführer zu sein. Er wollte ihn nur frei lassen, wenn er Franzose werde; dann aber solle er reiche Länder erhalten und eine vornehme Heirat machen. Der Captal, der zu einer der England treuesten aquitanischen Familien gehörte, weigerte sich standhaft, das Angebot anzunehmen und verzweifelte schließlich an der Möglichkeit, jemals frei zu werden. Im Gefängnis zu Paris wurde er wahnsinnig und starb.⁶³ Wo also besonders starke politische oder militärische Interessen auf dem Spiele standen, da erwies sich die Belastungsprobe für die ritterliche Gesinnung als zu schwer.

Umgekehrt kam es auch vor, daß der Sieger seinen Gefangenen ohne Lösegeld gegen einen unbedeutenden Dienst freiließ, wo das eigene Interesse ihm ein solches Verfahren nahelegte. Während des Feldzugs von Crécy kämpfte Walter Manny in der Gascogne und als er von dem großen Siege seines Königs hörte, hatte er den dringenden Wunsch, zu ihm zu gehen. Er ließ daher seinen wertvollsten Gefangenen frei unter der Bedingung, daß ihm dieser beim Herzog Johann von der Normandie freies Geleit durch Frankreich verschaffe. Er bekam, was er wünschte, wurde aber trotz des Geleitsbriefes in Orléans gefangen und nach Paris geführt, wo er in große Gefahr geriet, weil der König erst nach langem Widerstehen den Geleitsbrief seines Sohnes anerkannte.⁶⁴ In ähnlicher Weise erließ 1355 König Eduard dem gefangenen Ritter Boucicaut das Lösegeld,

63. Froissart, VIII, S. 400/403.

64. Froissart, V, S. 97 ff.; S. 485 (Notes).

wenn er sich bereit erkläre, dafür dem Gegner eine Herausforderung zur Schlacht zu überbringen.⁶⁵

Nicht immer fiel es dem Sieger leicht, im Kampf mit der eigenen Leidenschaftlichkeit sich zu dem ritterlichen Standpunkt durchzuringen. Als Eduard III. während der Vorbereitungen zum Fest der Tafelrunde 1344 von der Hinrichtung des Herrn von Clisson in Paris hörte, da brauste er auf und wollte zur Vergeltung den gefangenen Ritter Hervis de Lion hinrichten lassen. Es gelang aber der Überredungskunst des Grafen von Derby, den König von seinem Vorhaben abzubringen, „pour son honneur garder et son coraige affrener“.⁶⁶ Walter Manny hatte bei der Einnahme von Bergerac ausdrücklich verboten, dem Baron Hugo von Mirepois Pardon zu geben, dessen Familie er wegen der Ermordung seines Vaters gram war.⁶⁷ Bei der Übergabe von Calais verlangte König Eduard, der einen alten Groll gegen die Stadt hegte wegen der Schädigung des englischen Handels durch ihre Bürger, zunächst die bedingungslose Auslieferung aller Verteidiger, der Ritter und der Bürger. Walter Manny, der die Unterhandlungen führte, überredete seinen König, die Strenge seiner Bedingungen zu mildern, indem er darauf hinwies, daß er sonst den Ruf des Edelmuts, den er auf der ganzen Welt genieße, verlieren werde und daß künftig seine eigenen Ritter nicht mehr gerne die Verteidigung einer Feste übernehmen werden, wenn ihnen ein gleiches Schicksal drohe; Eduard bestand aber darauf, daß wenigstens sechs der vornehmsten Bürger im Büßergewand ihm die Schlüssel der Stadt übergeben und auf Gnade und Ungnade ihm ausgeliefert werden sollen. So kam es zu dem denkwürdigen freiwilligen Opfer des Eustache de St. Pierre und seiner fünf Leidensgenossen; nur die kniefälligen Bitten der Königin Philippa hinderten Eduard daran, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und durch die Enthauptung der sechs Bürger ein Exempel zu statuieren. Die Erzählung des Jean le Bel und Froissarts ist zuverlässig, zumal sie nicht in Widerspruch steht zu den englischen Quellen, die alle das Er-

65. Ebenda S. 327.

66. Froissart, IV, S. 206—209.

67. Ebenda S. 223; S. 293/4.

barmen und den Edelmüt Eduards in den Vordergrund stellen und dabei verschweigen, daß es ihn einen schweren inneren Kampf gekostet hat, auf seine Rache zu verzichten und Milde zu üben.⁶⁸

Der Gesichtspunkt, den Walter Manny bei den Verhandlungen von Calais Eduard gegenüber geltend machte, daß nämlich harte Behandlung zu scharfen Wiedervergeltungsmaßregeln des Feindes führen müsse, wurde immer wieder da geltend gemacht, wo der Feldherr in seinem Zorn sich zu hartem Vorgehen hinreißen lassen wollte. So z. B. 1370 bei der Übergabe von Mont Paon, als der Herzog von Lancaster die Verteidiger auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert sehen wollte, weil sie ihn durch ihren Widerstand elf Wochen hingehalten hatten,⁶⁹ und 1342 in der Bretagne, als Ludwig von Spanien zwei englische Ritter zur Rache für den Tod seines Neffen enthaupten wollte und alle Ermahnungen des edlen Carl von Blois, der ihn an seine Ritterschule erinnerte und an die Schande, die ein solches Vorgehen ihm überall einbringen werde, in den Wind schlug.⁷⁰

Auch die milde Form der Gefangenschaft wurde nicht immer durchgeführt. Die Grafen von Salisbury und Suffolk, die 1340 gefangen genommen wurden, legte man in Fesseln, obwohl sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, und führte sie wie Räuber auf einem Karren durch alle Dörfer und Städte nach Paris, wo sie nur der Fürbitte des Königs von Böhmen die Rettung des Lebens verdankten.⁷¹

Doch das scheinen Einzelfälle gewesen zu sein; auch sind sie nicht einmal sicher bezeugt. Im allgemeinen war die Haltung

68. Jean le Bel, II, S. 135/6; Froissart, ed. Lettenhove V, S. 198 ff.; Avesbury S. 396; Knighton, II, S. 51/2; Reading S. 101 u. 105; Anonimale Chronicle S. 29; Galfridus le Baker, S. 91; Chronique Normande, ed. Molinier, S. 90. Zu der Kontroverse über Eustache de St. Pierre siehe Froissart, Chroniques, ed. S. Luce, IV, S. XXVII A 1.

69. Froissart, VIII, S. 75.

70. Froissart, IV, S. 53.

71. Murimuth, S. 105; Galfridus le Baker, S. 67. Des Galfridus Erzählung ist allerdings nicht unbedingt glaubwürdig, da ihm der Haß gegen König Philipp die Feder führt. Ein ähnlicher Fall von unwürdiger Behandlung von vornehmen Gefangenen wird aus dem Jahre 1370 erzählt. Anonimale Chronicle S. 64.

des 14. Jahrhunderts gegenüber den vornehmen Gefangenen vor allem im englisch-französischen Krieg ritterlich, obwohl dieser ritterlichen Haltung, wie wir gesehen haben, durchaus nicht immer ideale Motive zugrunde lagen. Froissart hat recht, wenn er das bei der Schilderung der Schlacht von Pont-Vaillan noch einmal besonders betont: „...et.. amenèrent les chevaliers engliès prisons qu'il tenoient, à Paris, et les recurent bellement sur leurs fois, et le laissièrent aller et venir et chevauchier partout sans villain regart ne contrainte ainsi que tout gentil homme par raisson doivent faire li uns de l'autre, et *sicomme Englès et Franchois en leur guerre ont eu toudis cel asaige; car mout courtois ont il estet li ungs à l'autre*“.⁷²

An zwei Stellen seines Werkes bemerkte Froissart, daß die edle ritterliche Schonung der Gefangenen nur bei den Franzosen und Engländern üblich gewesen sei. Besonders den Deutschen sagte er nach, sie seien grausam gegen ihre Gefangenen: „Sie werfen ihre Gefangenen in den Kerker und legen sie in Eisen, Ketten und Fesseln und bereiten ihnen körperliche Qualen, um ein größeres Lösegeld aus ihnen herauszupressen. Sie seien verflucht! denn sie sind Menschen ohne Mitleid und Ehre.. Man sollte ihnen keinen Pardon geben!“⁷³ Es klingt fast wie Greuelpropaganda im 14. Jahrhundert. Froissart kannte die deutschen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung und hat wohl vom Hörensagen geschrieben. Auf der andern Seite war die Gefangenenbehandlung in Deutschland zweifellos härter. Dieselbe Bemerkung über die Deutschen findet sich im Anschluß an die Schilderung der Schlacht von Poitiers.⁷⁴ Auch den Spaniern warf Froissart vor, daß sie ihre Gefangenen nicht menschlich behandeln.⁷⁵ In der Tat scheinen der Graf von Pembroke und seine Leute, die im Seegefecht bei La Rochelle in spanische Gefangenschaft gerieten, lange nicht ausgelöst und zum Teil in schwerem Kerker und in Fesseln gehalten worden zu sein.⁷⁶ Nach Walsingham kaufte Bertrand Du Gueselin auf seine Bitte

72. Froissart, VIII, S. 49 ff.

73. Ebenda S. 54.

74. Froissart, V, S. 462.

75. Froissart, VIII, S. 144.

76. Anonymalle Chronicle S. 71.

den Grafen von Pembroke den Spaniern ab und erlöste ihn so aus der harten Gefangenschaft.⁷⁷ Auch wollte König Peter nach dem Siege von Najera 1367 alle kastilischen Gefangenen als Verräter hinrichten lassen; nur die Einmischung des Schwarzen Prinzen brachte ihn von seinem Vorhaben ab.⁷⁸

Auch innerhalb Frankreichs und Englands galt die Sitte der ritterlichen Gefangenenbehandlung nur mit starken Einschränkungen. Gegen den innerpolitischen Feind kannte man keine Schonung. An der Leidenschaftlichkeit, mit der die inneren Gegensätze ausgefochten wurden, zerbrach das ritterliche Ideal. So forderte der Kampf der baronialen Opposition zur Zeit Eduards II. eine ganze Reihe von Opfern auf beiden Seiten, die entweder ermordet oder auf Grund eines meist sehr zweifelhaften Gerichtsverfahrens hingerichtet wurden: so Eduard II. selbst, Peter Gaveston, die beiden Spencer, Thomas von Lancaster und (nach Eduards III. Thronbesteigung) der Graf von Kent und Roger Mortimer. Und wieder unter Richard II. führte der Kampf um die Macht im Staate zum gewaltsamen Tode der höchsten Persönlichkeiten; ein Enkel und ein Sohn König Eduards III. waren unter den Opfern: König Richard und Herzog Thomas von Gloucester. Wenn der Adel Englands im 100jährigen Krieg dank der Mäßigung, mit der die Ritter gegeneinander verfuhrten, verhältnismäßig geringe Verluste erlitt, so forderten die Rosenkriege einen um so höheren Blutzoll. Die Erbitterung, mit der dieser blutigste aller englischen Bürgerkriege geführt wurde, machte selbst vor dem toten Gegner nicht halt. Als Heinrich VII. zur Regierung kam, war der alte englische Adel nahezu vernichtet. Auch in dieser Beziehung hebt sich die Regierungszeit Eduards III. vorteilhaft ab; Eduard war edelmütig und klug genug, den Erben seiner inneren Gegner zu verzeihen und sie in ihre angestammten Rechte und Besitzungen einzusetzen.

So umfaßt die Regierung Eduards III. eine Zeit, die trotz aller Einschränkungen, die wir zu machen hatten, im Vergleich mit der vorangehenden und der folgenden Periode englischer Geschichte human und ritterlich genannt werden kann.

77. Walsingham, II, S. 399.

78. Froissart, VII, S. 220/22.

Sechstes Kapitel.

Der Kreuzzug.

Die Entwicklung des Rittertums ist eng verknüpft mit der Geschichte der Kreuzzüge. Der Kreuzzug allein vermochte die beiden einander entgegengesetzten Tendenzen des Rittertums zu vereinen: die christlich-religiöse und die weltlich-diesseits-bejahende. Im Kreuzzug konnte der Ritter Gott und der Kirche dienen, wie er es bei der Ritterweihe versprochen hatte; zugleich aber konnte er seine Kampfgier, seine Abenteuerlust und seine Ruhmsucht befriedigen. Die eigentlich religiöse Kreuzzugsbegeisterung der Ritterschaft flaute im 13. Jahrhundert ab. Der Niedergang des Templerordens, die Verpflanzung des Deutschordens sind die deutlichen Anzeichen dafür. Der Kampf gegen die Ungläubigen im Heiligen Land war und blieb die beherrschende politische Idee des Rittertums bis zu seinem endgültigen Niedergang.¹ Im Ritterideal, wie es die Dichtung widerspiegelt, nahm der Kampf gegen die Ungläubigen einen breiten Raum ein. Da fällt nun auf, daß gerade in der Spätzeit, als keine praktische Möglichkeit mehr bestand, das Heilige Land wiederzuerobern, die englische Dichtung den idealen Ritter als Glaubensstreiter schildert. Der „verray parfit gentil knight“, den wir unter den Pilgern von Chaucers Canterbury Tales finden, verkörpert den Typ des asketischen, anspruchslosen Kreuzzugsritters; er hat vor Alexandria, in Granada, Algeziras, in Palmyra, Armenien und in Preußen gekämpft und insgesamt nicht weniger als 15 Schlachten mitgemacht.²

1. Vgl. Huizinga, Herbst des Mittelalters, S. 132.

2. Chaucer, the Complete Works, ed. Skeat, IV, S. 2 u. 3 (Verse 43-78).

Es beweist die Wirkung des Rittergedankens, daß auch im 14. Jahrhundert Kreuzzugspläne immer wieder die Gedanken der leitenden Staatsmänner beschäftigten, wenn auch gewiß andere weniger ideale Rücksichten mitgewirkt haben. England ist verhältnismäßig spät — erst mit Richard I. — in die allgemeine Kreuzzugsbegeisterung hineingezogen worden. Die räumliche Entfernung war die Ursache; in England vermochten politische und materielle Ziele nicht in dem Maße zum Kreuzzug zu verlocken, wie auf dem Festland. Praktische Rücksichten mußten Richard I. die Verfechtung seiner Rechte in Frankreich nahe legen. Seine Abenteuerlust, sein Rittertum wiesen ihm den Weg ins heilige Land. Wenn er bei der Rückkehr den sicheren Seeweg verschmähte und das verhängnisvolle Abenteuer in Deutschland geradezu suchte, so kam auch damit in ihm die Abenteuerlust des fahrenden Ritters zum Durchbruch. Von Richard I. an hörte die innere und äußere Anteilnahme Englands am Kampf gegen die Ungläubigen nicht mehr auf. Richard von Cornwall ging 1240 ins Heilige Land.³ Simon Montfort nahm 1248 das Kreuz,⁴ Heinrich III. 1255, allerdings ließ er sich gerne durch den Papst von der eingegangenen Verpflichtung befreien, um seine Kraft dem sizilischen Unternehmen seines Sohnes widmen zu können.⁵ Eduard I. machte Ernst mit seinem Kreuzzugsgelübde; obwohl ihm der Anschluß an den siebenten Kreuzzug mißglückt war, zog er auf eigene Faust nach Palästina. Es bezeichnete seine ritterliche Gesinnung, daß er zeit seines Lebens wünschte, noch einmal ins Heilige Land ziehen zu können. Schon 1288 soll er zum zweiten Male das Kreuz genommen haben.⁶ Drei Jahre später bekam er die üblichen Ablässe vom Papst zur Belohnung für sein Kreuzzugsversprechen.⁷ Nachdem ihn 1301 Papst Bonifaz VIII. und 1306 Papst Clemens V. an sein Versprechen erinnert hatten,⁸ erneuerte der alte König beim Ritterschlag seines Sohnes das Kreuzzugsgelübde,

3. Annales Londonienses S. 37.

4. Paris V, S. 1.

5. Ebenda V, S. 101; Rymer I, S. 322.

6. Rishanger, S. 116.

7. Rymer, I, S. 747.

8. Ebenda S. 929 u. 1006.

obwohl er fest entschlossen war, zunächst den Krieg gegen Schottland zu führen. Es war ein feierlicher Augenblick, als nach dem Gastmahl die neuen Ritter aufgefordert wurden, das Gelübde irgendeines „Factum Armorum“ abzulegen. Da legte Eduard den Schwur ab, zuerst sich an Robert Bruce zu rächen, der durch seine Freveltat (den Mord an Johann Comyn de Badenoch in der Klosterkirche von Dunfries) Gott und die Kirche beleidigt habe; darnach aber werde er niemals wieder gegen Christen Waffen tragen, sondern für immer ins Heilige Land ziehen.⁹ Gewiß dürfen derartige ritterliche Gelübde nicht immer ernst genommen werden; wurden sie doch allzu häufig gebrochen. Wir haben jedoch keinen Grund an Eduards Aufrichtigkeit zu zweifeln, zumal er ja durch die Tat bewies, wie ernst es ihm mit dem ersten Teil seines Gelübdes gewesen ist. Das Konzil von Vienne versuchte, die Kreuzzugsbegeisterung neu zu beleben; unter diesem Einfluß nahm sogar der gänzlich unkriegerische und unritterliche Eduard II. das Kreuz, ohne allerdings sein Versprechen je zu halten.¹⁰

Eduard III. hat zwar nie ein Kreuzzugsversprechen abgegeben; wohl aber spielen auch in seiner Politik Kreuzzugspläne eine Rolle. Als zwanzigjähriger hatte König Eduard den heißen Wunsch, zusammen mit König Philipp ins Heilige Land zu ziehen. Im März 1332 beriet das Parlament darüber.¹¹ Man lobte den Wunsch des jungen Königs und meinte nur, der Zeitpunkt (1334) sei zu früh; es sei vielleicht besser, erst das Jahr 1335 für den Kreuzzug in Aussicht zu nehmen, wenn es sich mit den Plänen des französischen Königs vereinen lasse. Später wurde allerdings der Plan wegen des drohenden Krieges abgelehnt. In den folgenden Jahren blieb der Kreuzzugsplan im Vordergrund des politischen Interesses. König Philipp von

9. Trivet, S. 408.

10. Wilkins, Concilia, II, S. 437/8 gibt eine darauf sich beziehende Bulle des Papstes Clemens wieder. Übrigens machte auf demselben Konzil Ramon Lull, der große Gelehrte und Missionar, der auch das Buch „le libre del Orde de Cavalieria“ geschrieben hat, den denkwürdigen Vorschlag, die Ungläubigen nicht zu bekämpfen, sondern zu bekehren. Vgl. Ewald Müller, das Konzil von Vienne in „Vorreformationsgeschichtliche Forschungen“ ed. Heinrich Finke, Heft 12, München 1934, S. 153 ff.

11. Rotuli Parl. II, S. 65/9; Froissart II, (Notes) S. 523.

Frankreich nahm 1333 das Kreuz und knüpfte Verhandlungen an mit dem König von Ungarn und mit Kaiser Ludwig wegen des Landweges.¹² Dann beschäftigte das englische Parlament sich wieder mit der Frage. Der Erzbischof von Canterbury wurde nach Frankreich gesandt, um ein gemeinsames Vorgehen der beiden Könige zu verabreden. Da Eduard aber an seine Teilnahme gewisse politische Bedingungen knüpfte, scheiterte die Mission des Erzbischofs.¹³ Von 1336 an verschlechterten sich wieder die Beziehungen zwischen den beiden Königreichen; Philipp begann, die Schotten zu unterstützen und in Aquitanien Unruhe zu stiften; Eduard nahm Philipps Todfeind, den Grafen Robert von Artois, bei sich auf. König Eduard ließ die für den Kreuzzug gesammelten Gelder beschlagnahmen; vergebens widerrief Papst Benedikt den Zehnten, der zur Vorbereitung des Kreuzzugs genehmigt worden war.¹⁴ Aber selbst als der Konflikt schon unvermeidlich schien, wurde der Plan eines gemeinsamen Zuges gegen die Ungläubigen nicht fallen gelassen. Es ist, wie wenn die Alternative zum Krieg zwischen England und Frankreich nur ein gemeinsamer Kreuzzug gewesen sei, da die vorhandene Kriegsbegeisterung sich irgendwie entladen mußte. Im Juli 1336 fertigte Eduard eine Gesandtschaft nach Frankreich ab, die mit König Philipp über den gemeinsamen Kreuzzug verhandeln sollte.¹⁵ Ein Jahr später machte Eduard noch einmal einen ausführlichen Vermittlungsvorschlag; er bot die Zahlung einer Geldsumme, die Verheiratung seines ältesten Sohnes mit einer französischen Prinzessin und die Teilnahme am Kreuzzug an.¹⁶ Im Jahre 1338 betonte Eduard noch einmal seine Bereitschaft zum Kreuzzuge in einem Briefe, der — an den Papst und ganz Frankreich gerichtet — den Zweck hatte, König Philipp vor der Welt ins Unrecht zu setzen.¹⁷ Überhaupt haben alle diese Vorschläge ihren diplomatischen Zweck. Eduard

12. Froissart, II, S. 339 ff.

13. Galfridus le Baker S. 53/56, Murimuth S. 73; Annales Paulini S. 362. (Bd. I, der Chronicles of the Reigns of Edward I. and Edward II.)

14. Murimuth, S. 78.

15. Rymer, II, S. 941.

16. Galfridus le Baker S. 61; Rymer, II, S. 994; Lanercost S. 298/304.

17. Lanercost, S. 298/304.

wollte Zeit gewinnen und zugleich seinen Gegner in den Augen der ganzen Christenheit moralisch ins Unrecht setzen. Dazu war der Vorschlag eines gemeinsamen Kreuzzugs das beste Mittel. Wenn auch die Begeisterung der ersten Kreuzzüge längst ausgebrannt war und zum Teil einer starken Skepsis in den Fragen des Glaubens überhaupt Platz gemacht hatte,¹⁸ so war der Kreuzzug doch immer noch populär genug, um dem Förderer des Kreuzzugsgedankens die allgemeinen Sympathien einzutragen. Wo immer es zwischen Christen zum Blutvergießen kam, da erheben die Chronisten die Klage, wieviel besser doch die streitenden Parteien gemeinsam gegen die Ungläubigen gezogen wären.¹⁹ Daß Eduard auf diese Stimmungen im Volke Rücksicht nahm, geht daraus hervor, daß er in einem Erlaß vom 28. August anordnete, die gesamte Bevölkerung des Königsreichs zu unterrichten von den Vorschlägen, die er dem König von Frankreich gemacht hatte, und von der Zurückweisung dieser Vorschläge durch seinen Gegner.²⁰

Es wäre aber falsch, zu glauben, Eduards Kreuzzugsvorschläge seien nur zynischen politischen Berechnungen entsprungen und überhaupt nicht ernst gemeint gewesen. Eduard war ein treuer Sohn der Kirche. Ein gefügiges Werkzeug freilich der päpstlichen Politik ist er nicht gewesen. Er hat sich nicht gescheut, mit Kaiser Ludwig dem Baiern, dem Erzfeind der

18. Vgl. H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, S. 264—274. Gerade die Niederlagen Ludwigs des Heiligen im Kampf gegen die Ungläubigen haben weiterhin den Glauben erschüttert. Siehe die *Chronica Fratris Salimbene de Adam* in MGH SS 32 S. 444: *Irasciebantur ergo qui in Francia remanserant, tunc temporis (1251) contra Christum, usque adeo ut nomen Christi super omnia nomina benedictum blasphemare presumerent. Nam petentibus illis diebus fratribus Minoribus et Predicatoribus a Gallicis elemosinam pro nomine Christi, stridebant dentibus super illos et illis videntibus, vocato aliquo paupere, dabant ei denarios, et dicebant: Accipe pro nomine Machometti, qui potentior Christo est.*

19. Besonders beredt ist Galfridus le Baker, der bei der Schilderung der Schlacht von Boroughbridge schreibt: „O daß doch die Banner des Königs und der Barone gegen die Feinde des Kreuzes Christi entfaltet worden wären, und nicht der Engländer gegen den Engländer, der Verwandte gegen den Verwandten, der Nachbar gegen den Nachbarn, der Ritter gegen den Kriegsherrn sich ereifert hätte“ (S. 13).

20. Rymer, II, S. 994.

Kurie, ein Bündnis abzuschließen; den Übergriffen päpstlicher Finanzpolitik in England hat er kräftigen Widerstand geleistet. In seinem Privatleben aber war er fromm. Die Garderoberechnungen des königlichen Haushalts führen im Jahre 1331 nicht weniger als sieben päpstliche Gnadenbullen auf, die in seinem Besitz sind.²¹ Nie versäumte er es, nach einem erfolgreichen Feldzug die verschiedenen Wallfahrtsplätze Englands zu besuchen, so z. B. nach der Einnahme von Berwick.²² Nach der Rückkehr aus der Bretagne 1343 machte er zu Fuß eine Wallfahrt nach Canterbury und dann zu Pferd Wallfahrten nach Gloucester und Walsingham.²³ Nach verschiedenen Wallfahrten besuchte er 1359 auch das Kloster Westminster und hielt dort eine längere Rede über die Frage, wo er beerdigt sein wolle; entgegen dem Vorschlag, er solle sich wegen der Reliquien der Heiligen Drei Könige in Cöln begraben lassen, erklärte er, er ziehe Westminster vor.²⁴ Nach dem Seesieg bei Sluis schrieb Eduard nach Hause, man solle Gott für seine Gnade danken und ihn bitten, ihm auch ferner zu helfen.²⁵ Ebenso bat er in einem ebenfalls in Frankreich an den Bischof von London geschriebenen Brief, er möge Bittprozessionen und Messen anordnen. Und als ihn auf der Rückkehr von der Bretagne ein furchtbarer Sturm überraschte und seine Flotte in alle Winde zerstreute und einige Schiffe zerstörte, da bewahrte er seine Ruhe und Heiterkeit, indem er die Jungfrau, die er sich zur besonderen Schutzpatronin erwählt hatte, anrief.²⁶

Seine Frömmigkeit zusammen mit seiner ritterlichen Begeisterung wies Eduard auf den Kreuzzug hin. Ohne allen Zweifel hatte er 1332 den ehrlichen Wunsch, ins Heilige Land zu ziehen. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß nicht auch wenige Jahre darauf seine Kreuzzugspläne zum Teil wenigstens dem ehrlichen Wunsche entsprungen sind, sich an dem großen

21. Public Record Office. Wardrobe Accounts, E 361/2 Nr. 10 dorso.

22. Murimuth S. 69; Annales Paulini S. 359.

23. Murimuth S. 135.

24. John of Reading S. 132. Der Chronist scheint Augenzeuge gewesen zu sein.

25. Avesbury S. 313.

26. Lanercost S. 340.

von Philipp VI. geplanten Zuge zu beteiligen. Freilich, kein Kreuzzug größeren Ausmaßes ist mehr zustande gekommen. Als Eduard III. 1345 wieder in den Krieg mit Frankreich eintrat, rechtfertigte er sich in einer ausführlichen Kundgebung, in der er betonte, er habe seinem Gegner die Versöhnung vorgeschlagen, um gegen die Feinde Christi ziehen zu können; denn immer sei ihm dieser Kampf am Herzen gelegen, dessen Vernachlässigung der christlichen Ritterschaft zur größten Schande gereiche.²⁷ Auch der Papst, der den Wiederausbruch des Krieges zwischen den beiden Reichen verhindern wollte, war auf Grund einer Unterhaltung, die er mit dem Grafen von Derby gehabt hatte, zu der Überzeugung gekommen, daß nur ein Kreuzzug die drohende Kriegsgefahr abwenden könne.²⁸ Die Ermahnungen des Papstes hatten so wenig Erfolg wie 1362/64 der Besuch des Königs von Cyprien an den europäischen Höfen; zwar nahm König Johann der Gute in Avignon das Kreuz; erfüllen konnte er aber sein Versprechen nicht, zumal er ja bald darauf in die englische Gefangenschaft zurückkehrte und dort starb.²⁹

Mit dem gleichen Ziel — Hilfe für den Kampf gegen die Türken zu erlangen — bereiste Kaiser Manuel Palaeologus ein Menschenalter später die europäischen Höfe. Er wurde von Heinrich IV. glänzend empfangen und mit reichen Kreuzzugsgeldern bedacht.³⁰ Gleich Eduard I. hegte König Heinrich IV. zeit seines Lebens den lebhaften Wunsch, die Ungläubigen aus dem Heiligen Lande zu vertreiben.³¹ Er hatte vor der Thronbesteigung auf seinen Irrfahrten seine Kreuzzugsbegeisterung schon zur Genüge bewährt. Daß auch Heinrich V. auf dem Totenbett geäußert hat, es sei seine Absicht gewesen, nach Herstellung des Friedens in Frankreich Jerusalem zu erobern, ist bekannt.³² Doch ist kein größeres Unternehmen gegen die Feinde des Christentums im Heiligen Lande zustande gekommen, das den Namen „Kreuzzug“ verdient hätte.

27. Murimuth S. 165.

28. Ebenda S. 183.

29. Reading S. 152/3; 156; Froissart, VI, S. 370/3.

30. Rymer, VIII, S. 174 und 299; Otterbourne, I, S. 231.

31. Wylie, England unter Henry, IV, Vol. IV, S. 105.

32. Huizinga, Herbst des Mittelalters, S. 133.

Der einzige Kreuzzug, der wirklich zustande kam, war das Zerrbild eines solchen: der Kreuzzug des Bischofs von Norwich im Jahre 1383. Das Schisma sah England auf der Seite von Papst Urban, während Frankreich dem Papste Clemens anhing. Als jener gegen die schismatischen Franzosen das Kreuz predigte, sah man darin in England eine günstige Gelegenheit, den Krieg gegen Frankreich zu erneuern. Der krieglerische Bischof von Norwich erbot sich, mit Hilfe der gesammelten Kreuzzugsgelder eine Armee aufzustellen und mit ihr einen „Kreuzzug“ in Flandern zu führen. Gegen den starken Widerstand des Adels, der dem ganzen Plane und vor allem der bischöflichen Kriegführung mißtraute, setzte er seinen Plan im Parlament durch. Dabei gab er sich nicht die geringste Mühe, die Fiktion des Kreuzzuges aufrechtzuerhalten. Um Einwänden zu begegnen, versprach er z. B., unter seinem eigenen Banner weiterzukämpfen und die Kreuzesfahne niederzuholen, wenn Frankreich sich zu Papst Urban bekehren sollte.³³ Der Kreuzzug endete mit einem Mißerfolg, und der Bischof wurde vom Parlament zur Rechenschaft gezogen.³⁴ Schon früher hatten die Päpste die Idee des Kreuzzuges in dieser Weise mißbraucht: gegen die Albigenser, gegen Friedrich II. war der Kreuzzug gepredigt worden. Das hatte mitgeholfen, das Vertrauen in die Führung des Papsttums zu erschüttern, die allgemeine Kreuzzugsbegeisterung abzukühlen. Für die Ritterschaft aber behielt der Kampf gegen die Ungläubigen seine Anziehungskraft.

Wenn auch im späteren Mittelalter kein eigentlicher Kreuzzug mehr zustande kam, so beweisen doch unzählige private Kreuzfahrten der Ritter, wie wichtig ihnen dieser Kampf war. Da die Gelegenheit, im Heiligen Lande selbst zu fechten, immer mehr beschränkt wurde, verfiel man auf den Ausweg, sich in Preußen am Kampfe des Deutschen Ordens gegen die Litauer zu beteiligen oder in Spanien gegen die Mauren zu kämpfen.

33. Rotuli Parl. III, S. 134a, 140a, 146a u. 147; Rymer, IV, S. 157, 164, 169; Higden, IX, S. 18, 21; Walsingham, Historia Angl. II, S. 84, 88—104. Adam de Usk, Chronicle S. 7. Der Protest eines predigenden Lollarden gegen diese Verhöhnung des Kreuzzugsgedankens bei Knighton, Bd. II, S. 178.

34. Rotuli Parl. III, S. 153b; Higden, IX, S. 25.

Gerade die englische Ritterschaft war bei diesen Zügen sehr zahlreich vertreten. Sobald Waffenruhe im Krieg gegen Frankreich eintrat, machten sich viele englischen Ritter auf, um in fernen Landen neuen Waffenruhm zu suchen. Ehrgeiz und Abenteuerlust waren die Hauptmotive zu diesen Fahrten. Gelegentlich hat auch eine innere Unruhe, das Bedürfnis, etwas für der Seele Heil zu tun oder eine Freveltat durch das gute Werk des Kreuzzuges zu sühnen, mitgewirkt.

Einen durchaus religiösen Anstrich hatte die Kreuzfahrt des schottischen Ritters Jakob Douglas. Sein Herr, Robert Bruce, König von Schottland, war gestorben ohne sein Gelübde, gegen die Feinde des Herrn und gegen die Gegner des christlichen Glaubens zu kämpfen, erfüllt zu haben. Daher bat er den Ritter, nach seinem Tode sein Herz herauszunehmen, einzubalsamieren und es ins Heilige Land zu tragen. Gewissenhaft führte Jakob Douglas den Auftrag aus. Wir besitzen noch die Niederschrift des Geleitsbriefes, der in England ausgestellt wurde für den „nobilis Vir Jakobus dominus de Douglas in Scotia versus Terram Sanctam in auxilium Christianorum contra Saracenos cum corde domini Roberti Regis Scotiae nuper defuncti . . profecturus“.³⁵ Zugleich empfahl ihn der König von England dem König Alfonso von Castilien.³⁶ Da Douglas vergebens versuchte, Anschluß an eine größere Expedition ins Heilige Land zu gewinnen, begab er sich zunächst nach Spanien, um einstweilen seine Zeit dort im Kampf gegen die Ungläubigen nützlich anzuwenden. Dort ereilte ihn sein Geschick. Als erster stürzte er sich auf die Feinde mit seinen 9 Begleitern und, während die Spanier zu folgen zögerten, wurde er umzingelt und getötet.³⁷ Seine Reise nach Spanien machte Schule; 1330 wollten viele Ritter aus England nach Granada zum Kreuzzug aufbrechen, als der dort abgeschlossene Waffenstillstand ihre Pläne vereitelte.³⁸ Graf Wilhelm von Hennegau übertrug 1342 die Regentschaft an seinen Onkel, da er im Sinne hatte, nach Granada zu

35. Rymer, II, S. 770/1.

36. Ebenda S. 771.

37. Froissart, II, S. 205/6; Galfridus le Baker S. 41.

38. Chronique de Richard Lescot, Religieux de Saint-Denis, ed. Jean Lemoine, Société de l'Histoire de France, Paris 1896, S. 24.

ziehen.³⁹ Unter den englischen Kreuzfahrern tat sich besonders Graf Heinrich von Derby, der spätere Herzog von Lancaster, hervor. Bei ihm trat das religiöse Moment zurück hinter dem ritterlich-weltlichen. Wenigstens war sein Auftreten nicht das eines asketisch-anspruchslosen Kreuzritters. Er hatte 800 Schwerbewaffnete und 2000 Bogenschützen in seinem Aufgebot. Nach dem Waffenstillstand von 1347 sollen seine Rechnungsbücher ausgewiesen haben, daß er über den Sold hinaus, den er vom König für seine Truppen empfing, 17000 Pfund aus seiner Privatschatulle zu den Kosten des Feldzugs zugeschossen habe.⁴⁰ Bei dem Besuch, den er 1354 dem Papst in Avignon abstattete, bewies er gegen alle eine so überwältigend üppige Gastfreundschaft, daß der Papst rühmte, er habe seinesgleichen nicht auf der ganzen Welt gesehen.⁴¹ Auch er begann die Reihe seiner Kreuzfahrten in Spanien.⁴²

Das beliebteste Ziel für derartige Fahrten wurde dann Preußen. Kaum war 1347 der Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, da hielt es Eduard III. schon für nötig, die Ausreise seiner Ritter nach Preußen und anderen Orten zu hindern, da der Waffenstillstand nur für kurze Zeit geschlossen sei, und daher seine Leute zur Verteidigung des Königreiches im Lande bleiben sollen. Er wies die Bürgermeister der Seehäfen und die Befehlshaber in Dover und Calais an, die betreffenden Ritter und Knappen zu verhaften und zu ihm zu schicken.⁴³ Graf Heinrich von Derby, der beim Tode seines Vaters Herzog von Lancaster geworden war, brach im Jahre 1351 auf dem Landwege nach Preußen auf, nachdem wiederum ein Waffenstillstand zwischen England und Frankreich den englischen und französischen Rittern das gewohnte Betätigungsfeld entzogen hatte. In den Niederlanden geriet er mit seinen Begleitern in Gefangenschaft und mußte sich und die Seinen mit einer hohen Summe lösen. In Deutschland bedrohte ihn der Anschlag des Herzogs von Braunschweig, der dann zu jener Zweikampfforderung füh-

39. Froissart, II, (Notes) S. 515.

40. Knighton, II, S. 54.

41. Ebenda S. 78.

42. Ebenda S. 28.

43. Rymer, III, S. 141.

ren sollte, von der oben die Rede war. In Preußen endlich harrete seiner eine große Enttäuschung: auch hier war inzwischen ein Waffenstillstand geschlossen worden, so daß er unverrichteter Dinge wieder heimziehen mußte.⁴⁴ Seine schrankenlose Freigebigkeit kennzeichnen Heinrich von Lancaster als einen Anhänger des Rittergedankens; auch bei seinen Kreuzfahrten werden wohl ritterliche Gesichtspunkte — Kampfbegier, Abenteuerlust, Ruhmsucht — maßgebend gewesen sein. Daß er aber auch ein frommer Mann gewesen ist, beweisen gerade die Vorbereitungen, die er auf diesem Gebiete für seine Preußenfahrt getroffen hat: Er ließ sich nämlich vom Papste die Erlaubnis geben, sich einen Beichtiger auszuwählen, der ihn in der Stunde des Todes absolvieren könne, einen tragbaren Altar zu besitzen, die Messe privat zu hören, auch in Ländern und Orten, die mit dem Interdikt belegt waren.⁴⁵ Auch andere Nationen sind bei den Preußenfahrten vertreten. Lange bevor sich ein Engländer dort hatte blicken lassen, hatte z. B. König Johann von Böhmen 1328 an einem Feldzug des Deutschen Ordens teilgenommen; politische Gesichtspunkte wiesen ihn darauf hin. Bei einem Mann aber, der wie er in ritterlich-romantischen Vorstellungen lebte und dessen Lebenslauf ganz dem Ideal des fahrenden, Abenteuer suchenden Ritters zu entsprechen scheint, ist anzunehmen, daß auch der ritterliche Charakter eines solchen Unternehmens eine starke Anziehungskraft ausübte.⁴⁶

Auf der Preußenfahrt wurden die nationalen Gegensätze leicht vergessen; das gemeinsame Ritterideal bewies seine einigende Kraft. So sind schon ein Jahr nach der Schlacht von Poitiers die bisherigen grimmigen Feinde, der Captal von Buch und der Graf von Foix, miteinander von Preußen zurückgekehrt.⁴⁷ Ja, die Waffenbrüderschaft wirkte sogar noch über die Zeit des Kreuzzuges hinaus und bewährte sich noch mitten im 100jährigen Kriege. Auf dem Zuge des Grafen von Buckingham traf der Marschall des Heeres, Fitzwalter, einen alten Waffengefährten von der Preußenfahrt her. Fitzwalter erreichte,

44. Knighton, II, S. 62; Galfridus le Baker S. 119/20.

45. W. H. Bliss, Entries, II, S. 458/9.

46. Vgl. E. Ficken, Johann von Böhmen, S. 72.

47. Froissart, VI, S. 55.

daß die Burg seines Freundes im Frieden gelassen und sein Land nicht verwüstet und sein Besitz nicht geplündert wurde, während der Burgherr zum Dank auf die Anregung des Marschalls hin dem englischen Heere freiwillig Wein lieferte.⁴⁸ Auf der anderen Seite fehlte es auch nicht an Reibungen, nachdem die Angehörigen der verschiedenen Nationen beieinander waren. Als der schottische Ritter, Wilhelm Douglas einmal eine Kirche in Königsberg betrat, unterbrach der Priester die Messe und erklärte, er werde in der Gegenwart von Schismatikern nicht zelebrieren. Wutentbrannt stürzte Douglas auf die Straße und in der Meinung, der Herr von Clifford sei schuld an dem Vorfall, griff er einige Engländer auf offener Straße an. Ein englischer Knappe, den er verwundete, stürzte sich mit entblößtem Schwert auf ihn und verwundete ihn seinerseits tödlich. Es sah aus, als ob ein 100jähriger Krieg en miniature ausbrechen sollte. Die Deutschen, Böhmen und die Leute von Geldern nämlich hielten zu den Engländern, während die anwesenden Franzosen deutliche Sympathien mit den Schotten bekundeten. Endlich gelang es einem Einheimischen, den drohenden Konflikt abzuwenden.⁴⁹ In England wurden die Preußenfahrten vor allem nach dem Frieden von Bretigny beliebt. 1363 befanden sich z. B. der Constabularius von England, Humphrey de Bohun und die Ritter Miles de Stapelton, Johann de Burley, Walter Devereux und Richard Waldegrave in Thorn⁵⁰ und nahmen auf ihre Ritterehre eine Schuld von 2600 Talern auf. 1364 kämpften zahlreiche Engländer mit den Ordensrittern zusammen in Litauen.⁵¹ Dabei wurde ein Bruder des Erzbischofs Scrope getötet.⁵² Auch Thomas Beauchamp, Graf von Warwick wollte nicht ausruhen auf den Lorbeeren, die er sich bei Poitiers erworben hatte. Er bot 1363 dem Papst seine Dienste an. Papst Urban lehnte zunächst ab, weil er mit seinen Feinden Frieden schließen wolle;

48. Froissart, IX, S. 281.

49. Higden, IX, S. 258/9.

50. Public Record Office, Ancient Deeds I, 1638, 1639, 1989; vgl. Anonimale Chronicle S. 170 (Notes).

51. Scriptores Rer. Pruss. II, S. 544.

52. Scrope and Grosvenor Roll, ed. N. H. Nicholas, London 1832, I, S. 146 und 188, II, S. 120.

später aber drängte er den Grafen, ins Heilige Land zu ziehen, und gab ihm zur Erleichterung seiner Reise Empfehlungen an den Grafen von Savoyen, den Dogen von Venedig und den päpstlichen Legaten, den Patriarchen Peter von Konstantinopel und verschiedene iltalienische Herren mit.⁵³ Inzwischen war der Graf mit dem Schwarzen Prinzen in die Gascogne gegangen.⁵⁴ Er scheint sich trotz päpstlicher Ermahnungen nicht mehr zum Zug nach Cypern entschlossen zu haben.⁵⁵ Dagegen finden wir ihn 1365 in Preußen.⁵⁶

Andere englische Herren scheinen aber bei der Eroberung von Alexandria durch den König von Cypern beteiligt gewesen zu sein.⁵⁷ Der Ruhm des Grafen von Warwick, der sich mehrerer Heidenbekehrungen, darunter auch nach der Chronik des Johann von Reading⁵⁸ der Bekehrung des Sohnes des Königs von Litauen rühmen konnte, ließ Humphrey Bohun, den jungen Grafen von Hereford nicht schlafen. Heimlich, nur von zwei Knappen begleitet, soll er sich nach Preußen aufgemacht haben, um sich ebensolchen Ruhm zu erwerben.⁵⁹

Schließlich ist noch der vornehmste aller englischen Preußenfahrer zu nennen, Graf Heinrich von Derby, der spätere König Heinrich IV. Über seine Preußenreise sind wir besonders gut unterrichtet, da seine Rechnungsrollen erhalten sind.⁶⁰ Zunächst war es seine Absicht gewesen, nach Afrika zu ziehen. Beunruhigende Nachrichten waren von dort gekommen über das Vordringen der Ungläubigen; viele Ritter und Knappen hatten

53. Bliss Entries, IV, S. 5, 9 u. 10.

54. Rymer, III, S. 754.

55. Bliss, Entries, IV, S. 10.

56. *Scriptores Rer. Pruss.* ed. Hirsch, II, S. 548 u. 550/1 und III, S. 84.

57. *Anonimale Chronicle* S. 51. Allerdings ist dort der Ritter Miles von Stapelton erwähnt, der gar nicht mehr am Leben war.

58. Reading, S. 172.

59. Reading S. 172. Daß er sich 1367 fern von der Heimat in fernen Gegenden befand, geht aus den Urkunden hervor. *Cal. of Patent Rolls* 1364—1367 S. 347, ebenda 1367—1370 S. 41; ebenda 1370—1374 S. 93.

60. H. Prutz, *Rechnungen über Heinrich von Derbys Preußenfahrten und Expeditions to Prussia and the Holy Land made by Henry Earl of Derby* 1391/2 ed. L. T. Smith, Camden Soc., London 1894.

König Richard um die Erlaubnis gebeten, dorthin ziehen zu dürfen, unter anderen der Graf von Devonshire, der Herr von Neville, der Meister des Johanniterordens.⁶¹ Im Mai hatte sich auch Heinrich von Derby nach Calais eingeschifft, nachdem er zuvor die Erlaubnis des Königs und seines Vaters, des Herzogs Johann von Lancaster, eingeholt hatte. Da er aber kein freies Geleit durch Frankreich erhalten konnte, mußte er unverrichteter Dinge wieder nach England zurückkehren.⁶² Vermutlich wollten die Franzosen den Ruhm des afrikanischen Feldzuges für sich allein behalten; der Herzog von Bourbon zog mit einem Heer hinüber, hatte aber wenig Erfolg.⁶³ Da entschloß sich der Graf von Derby, nach Preußen zu fahren. Er landete in Leba und zog über Danzig und Königsberg dem Heere des Ordens nach. Er kam gerade noch recht, um an dem siegreichen Gefecht an der Memel teilzunehmen, sowie an der darauffolgenden Belagerung von Wilna.⁶⁴ Nach Beendigung des Feldzuges brachte Heinrich noch den ganzen Winter in Preußen zu, um erst im April wieder nach England zurückzukehren. Außerdem machte er 1392 eine ähnliche Reise nach Rhodos. In England wirkte sein Beispiel ansteckend. Mitte Februar fuhrn Heinrich Percy und die Herren von Beaumont und Clifford nach Preußen; „denn sie wünschten, fremde Länder zu sehen“.⁶⁵ Im September brach der Onkel des Königs, Herzog Thomas von Gloucester, der uns als Graf von Buckingham und als Constabularius von England schon mehrfach begegnet ist, nach Preußen auf.⁶⁶ Der Graf von Stafford, Thomas Morley, der Marschall von Irland und die Ritter Richard Breton, Michael de la Pole, Robert Turk zogen mit ihm. Der Herzog von Gloucester erhielt zugleich die Vollmacht, im Namen des Königs mit dem Hochmeister zu verhandeln; zwischen dem Ordensland und England bestanden ja rege Handelsbeziehungen, die gelegentlich auch zu Reibereien

61. Higden, Polychronicon App. IX, S. 234.

62. Higden, Polichronicon App. IX, S. 235.

63. Ebenda S. 240.

64. Wylie, England unter Henry IV, Vol. IV, Append. teilt Aktenstücke mit, die in den Werken von Prutz u. Smith nicht enthalten sind.

65. Higden, IX, S. 246.

66. Rymer, VII, S. 705.

führten, so daß wir in den Urkunden häufig Gesandtschaften erwähnt finden. Gloucesters Expedition aber war vom Unglück verfolgt. Seine Flotte geriet in einen heftigen Sturm und wurde in alle Winde zerstreut. Einige Schiffe gingen verloren. Gloucester selbst gelang es endlich, in Schottland zu landen. Er gab in seiner Verzweiflung das ganze Unternehmen auf und kehrte kurz vor dem Weihnachtsfest wieder nach England zurück.⁶⁷

Das Scheitern der Unternehmung Gloucesters zeigt, mit wie großen Gefahren und Schwierigkeiten diese modischen Kreuzfahrten verbunden waren. Mancher Ritter ist bei diesen Zügen, deren politische und militärische Bedeutung äußerst gering war, umgekommen, so Clifford in Preußen 1391 und Roos 1393 auf Cypern.⁶⁸ Trotzdem haben vor allem die englischen Ritter weder Kosten noch Mühen und Gefahren gescheut, diese Züge durchzuführen. Gerade in ihrer politischen Zwecklosigkeit sind diese merkwürdigen Fahrten echte Kinder des Rittergedankens. Es galt in erster Linie, Kampfpausen auf den sonstigen Kriegsschauplätzen zu überbrücken. Die Kampflust der Ritterschaft war so ungestüm, daß man eben auf weiten Reisen den Krieg aufsuchte, wenn er nicht in der Nähe zu haben war. Daß es im Grunde gleichgültig war, wo und gegen wen man kämpfte, geht sehr deutlich aus einer Stelle bei Froissart hervor. Im Jahre 1367 schrieb der Schwarze Prinz dem Herrn von Albret, er möge nicht die verabredeten 1000 Lanzen, sondern nur 200 Lanzen zum spanischen Feldzuge mitbringen. Albret antwortete, diese Maßnahme treffe ihn sehr hart, denn er habe seine Leute eigens für den Feldzug behalten „et leur ay destournet leur prouffit à faire en pluseurs manières, car li aucun estoient meü et ordonner d'aler oultre-mer, en Prusse, en Constantinoble et en Jérusalem, ensi que tout chevalier et escuier qui se désirent à avancier font“⁶⁹. Auch die Abenteuerlust spielte eine Rolle; man wollte fremde seltsame Länder und Himmelsstriche sehen. Daneben war das religiöse Moment nicht ohne Bedeutung. Man wollte ein gutes Werk tun, wenn man eine solche Fahrt machte, und zugleich alle die Vorteile genießen, die die Kirche dem

67. Higden, IX, S. 262/3.

68. Higden, IX, S. 215; Walsingham, *Historia Anglicana*, II, S. 214.

69. Froissart, VII, S. 145.

Kreuzfahrer gewährte. Zugleich überstrahlte der Waffenruhm, den man auf dem Kreuzzug erwarb, allen andern Kriegsruhm. Der Zauber der großen Kreuzzüge umfing noch immer auch diese unbedeutenden Abbilder und gab ihnen einen besonderen Glanz. Daher schmückten auch die Chronisten die Schilderung der Preußenfahrten ihrer Helden mit recht unwahrscheinlichen Heldentaten aus. Der Gipfel des Erfolges war nach ihnen bezeichnenderweise nicht die Besiegung oder Vernichtung des Feindes, sondern seine Bekehrung. So soll der König von Cypern bei seinem Besuch in London den König von Litauen gefangen mit geführt haben und König Eduard soll einen andern vornehmen Heiden selbst aus der Taufe gehoben und ihm den Namen Eduard gegeben haben.⁷⁰ Von dem Grafen Thomas von Warwick wird gerühmt, er habe sich gegen die Heiden sehr menschlich und ehrenhaft betragen und viele zu Christus bekehrt und den Sohn des Königs von Litauen selbst aus der Taufe gehoben und mit seinem eigenen Namen getauft.⁷¹ Heinrich von Derby endlich verrichtete nach Higdens Polychronicon wahre Wunder an Tapferkeit auf seiner Preußenfahrt. Ihm war die Erzwingung des Memelübergangs zu verdanken; er pflanzte bei der Eroberung von Wilna als erster sein Banner auf den Mauern der Stadt auf. Die ungeheure Zahl von 11500 Gefangenen wird genannt, die der Hochmeister mit sich führte, um sie zu bekehren.⁷²

Den Preußenfahrten und den anderen ähnlichen Zügen kam keine eigentliche politische Bedeutung zu; sie machen den Eindruck von Fahrten irrender Ritter. Sie beweisen aber, daß die Kreuzzugsidee noch lebendig war. Von hier aus gesehen ist es nicht möglich, die immer wiederkehrenden Kreuzzugspläne der Fürsten als bloße Finten der Diplomatie abzutun, wenn auch der zynische Mißbrauch des Kreuzzugsgedankens vorkam, wie der Kreuzzug des Bischofs von Norwich beweist. Daß der Kreuzzugsgedanke nur noch in diesen unbedeutenden, politisch zwecklosen Fahrten verwirklicht wurde, ist ein erneuter Beweis für

70. Eulogium Historiarum, III, S. 233.

71. Reading S. 172.

72. Higden, IX, S. 243—45.

das weltfremde Moment im Rittergedanken. Das Vorrücken der Osmanen in Osteuropa stellte das Abendland vor eine ernste Aufgabe. Abgesehen von dem Kreuzzug König Sigismunds, der bei Nikopolis ein so verhängnisvolles Ende nahm (bei dem übrigens die sonst so kreuzzugsbegeisterten Engländer fehlten), schwang sich das Abendland zu keiner größeren Unternehmung gegen die ungeheure Gefahr auf. Man verschloß die Augen vor dieser Frage des Seins oder Nichtseins und träumte den Traum von der Wiedereroberung Jerusalems und von der Bekehrung der Heiden.

Schluß.

Es ist in den dieser Arbeit zugrunde liegenden Quellen begründet, wenn hie und da der Eindruck entsteht, als sei die ritterliche Romantik im England des 14. Jahrhunderts vor allem nur in den Hofkreisen lebendig gewesen. Der Lebensstil des königlichen Hofes läßt sich aus den eigentlich historischen Quellen leichter erkennen, als der der breiten Massen des ritterlichen Standes. Doch scheint mir die Betrachtung der Kriegführung gezeigt zu haben, daß die Wirkung des Rittergedankens auch in die Breite ging.

Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit brachte es mit sich, daß ein durchaus einseitiges Bild der Kultur des 14. Jahrhunderts entstand. Auf Grund der historischen Quellen im engeren Sinn kann nur ein kleiner Ausschnitt ritterlichen Lebens betrachtet werden. Daher ist diese Arbeit der Ergänzung bedürftig durch eine Betrachtung vom Standpunkt der Literaturgeschichte aus. Immerhin scheint mir die vorliegende Untersuchung gezeigt zu haben, daß der Rittergedanke auf das Leben der oberen englischen Schichten einen starken Einfluß gehabt hat, und zwar gerade in der Spätzeit, die uns in vielen anderen Stücken so „modern“ vorkommen will.

Bei der engen politischen Verbindung mit Frankreich ist es verständlich, daß das Musterland des Rittertums auf die Entwicklung in England sehr stark eingewirkt hat. Das Turnier ist

von Frankreich nach England gekommen. In der Geschichte des gerichtlichen Zweikampfes war die normanische Eroberung und das Vorbild der Gesetzgebung Ludwigs des Heiligen und Philipps des Schönen von großer Wirkung. Auf der andern Seite weist die Entwicklung in England eine gewisse insulare Selbständigkeit auf; das Turnier fand ungewöhnlich spät Eingang in England und sollte erst am Ende des 13. Jahrhunderts und im 14. Jahrhundert zur eigentlichen Blüte kommen. Und ganz im Gegensatz zum französischen Vorbild erlebte der richterliche Zweikampf in England unter dem Einfluß des Rittergedankens seine Neubelebung im 14. Jahrhundert. Wenn wir das späte Eindringen des Rittergedankens in England feststellen konnten, so stimmt dies mit den Ergebnissen literaturgeschichtlicher Betrachtungen überein.

Im 14. Jahrhundert ist dann England so „ritterlich“ wie nur irgendein Land. Weder vorher noch nachher war die Vorstellung vom allgemeinen übernationalen Rittertum so lebendig, wie in den ritterlichen Formen, die im ersten Teil des 100jährigen Krieges immer wieder zum Vorschein kamen. Daß England, wenn auch spät, so doch mit ganzer Stärke vom Rittergedanken erfaßt wurde, hat eine besondere Bedeutung, weil sich ja in England aus dem Rittergedanken das gentleman-Ideal entwickelte, das der Kultur einer neueren Zeit den Stempel aufdrücken sollte.

Literatur.

1. Quellen.

a) gedruckt.

- Abbreviatio Placitorum, Record Commission, London 1811.
Acts of Parliament of Scotland, ed. Thomas Thomson, Record Commission, London 1844.
Adam de Usk, Chronica, ed. Edward M. Thompson, London 1904.
Albericus von Trois-Fontaines, Chronica, ed. P. Scheffer-Boichorst in M. G. SS 23.
Annales Angliae et Scotiae, ed. H. T. Riley, Rolls Series, 1865.
Annales Londonienses, ed. William Stubbs in Chronicles of the Reigns of Edward I. and Edward II. Rolls Series, London 1882.
Annales Monasterii de Waverleia, ed. H. R. Luard in Annales Monastici, Rolls Series, London 1869.
Annales Paulini, ed. William Stubbs in Chronicles of the Reigns of Edward I. and Edward II., Rolls Series 1882, Bd. I.
Annales prioratus de Wigornia, ed. H. R. Luard in Annales Monastici, Rolls Series, London 1869.
Annales Ricardi II. et Henrici IV., ed. H. T. Riley, Rolls Series, London 1866.
Anominalle Chronicle, ed. Victoria H. Galbraith, Manchester 1927.
Anonymi Gesta Francorum, ed. H. Hagenmeyer, Heidelberg 1890.
Avesbury, Robert von, de Gestis mirabilibus regis Edwardi Tertii, siehe Robert
Belloc, Hilaire, The Book of the Bayeux Tapestry, London 1914.
Benedictus von Peterborough, Gesta Henrici II., ed. W. Stubbs, Rolls Series 1867.
The Black Book of the Admiralty, ed. Sir Travers Twiss, Rolls Series, London 1871—76.
Bliss, H. W., Calendar of Entries in the Papal Registers relating to Great-Britain and Ireland, Rolls Series, 1893—1912.
Blois, Peter von, Opera Omnia. Siehe Peter
Böhmer, Joh. Friedr., Regesta Imperii, Band VIII, ed. A. Huber, Innsbruck 1877.
Boudet, Marcellin, Nouveaux Documents sur Thomas de la Marche in der Zeitschrift *Moyen Age*, Jahrgang 1903.
Calendar of the Close Rolls, Rolls Series 1892 etc.
Calendar of Documents relating to Scotland, ed. Joseph Bain, Edinburgh 1881—88.
Calendar of Inquisitions post mortem, Rolls Series, London 1904—15.
Calendar of Letter Books, ed. R. R. Sharpe, London 1907.
Calendar of the Patent Rolls, Rolls Series, London 1891 etc.
Canterbury, Gervase of, siehe Gervase

- Chaucer, G., The complete Works of, ed. W. Skeat, Oxford 1894/7.
- Chronicon Anonymi Cantuariensis, ed. J. Tait, 1914.
- Chronicon Montis Sereni, ed. E. Ehrenfeuchter in M. G. SS. Band 33, 1874.
- Chronicon Turonense Magnum, ed. André Salmon in Recueil des Chroniques de Touraine, Tours 1854.
- Les Grandes Chroniques de France, ed. M. Paulin, Paris 1838.
- Les Chroniques de Normandie, ed. A. Hellot, Rouen, 1881.
- Chronique Normande du 14. siècle, ed. A. & E. Molinier, Société de l'histoire de France, Paris 1882.
- Coggeshall, Ralph von, Chronicon Anglicanum, siehe Ralph
- Commendatio lamentabilis in transitu magni Regis Edwardi, ed. W. Stubbs in Chronicles of the Reigns of Edward I. and Edward II., Rolls Series, London 1883.
- Cronica Fratris Salimbene de Adam, ed. O. Holder-Egger in MG SS. 32.
- Diceto, Radulfus de, Imagines Historiarum, siehe Radulfus
- Dillon, E., Collection of Ordinances of Chivalry, in Archaeologia, Jahrgang 1900.
- Eulogium Historiarum, ed. F. S. Haydon, Rolls Series, 1858—63.
- Extracta e variis Chronicis Scotiae, Abbotsford Club, 1843.
- Flores Historiarum, ed. H. R. Luard, Rolls Series, 1890.
- Fordun, Joh., Scotichronicon mit Continuation des Walter Bower, ed. Walter Goodall, Edinburgh 1759.
- Froissart, Jean, Oevres, ed. Kervyn de Lettenhove, Band 1—25, Brüssel, 1867—77.
- Chroniques, ed. S. Luce und Gaston Raynand, Société de l'histoire de France, Paris, 1869—1931, Band 1—12.
- Die Ausgabe ist noch nicht abgeschlossen. Wo ich den Herausgeber nicht besonders genannt habe, habe ich die Ausgabe von Kervyn de Lettenhove benützt.
- Galfridus Le Baker de Swinbroke, Chronicon, ed. E. M. Thompson, Oxford 1889.
- Gervase von Canterbury, historical Works, ed. W. Stubbs, London 1879/80.
- Gesta Abbatum Monasterii S. Albani, ed. H. T. Riley, Rolls Series 1867/69.
- Gloucester, Robert von, Chronicle, siehe Robert
- Gregory, William, Chronicle, in „Historical Collections of a citizen of London“, ed. James Gairdner, Camden Society, London 1876.
- Hall, Edward, Chronicle, ed. Henry Ellis, London 1809.
- Hemingburgh, Walter de, Chronicon, siehe Walter
- Higden, Ranulf, Polichronicon, Band 3—9, ed. R. Lumby, Rolls Series, London 1865—86.
- Historia Croylandensis, ed. W. Fulham in Rer. Angl. Script., Oxford 1684.
- Historia Gaufredi Ducis Normannorum et Andegavorum, ed. P. Marchegay et A. Salmon in Chroniques des Contes d'Anjou, Soc. de l'Histoire de France, Paris 1856.
- Historia vitae et regni Ricardi II., a monacho quodam de Evesham consignata, ed. Henry Hearne, Oxford 1729.

- Hoveden, Roger de, *Chronica*, siehe Roger
- Issues of the Exchequer, ed. Frederic Devon, London 1837.
- Jocelinus de Brakelonda, *Chronica*, ed. Thomas Arnold in *Memorials of St. Edmund's Abbey*, Rolls Series 1890/96.
- Johann von London, siehe *Commendatio lamentabilis* etc.
- Johann von Salisbury, *Opera*, ed. J. A. Giles in *Patres Ecclesiae Anglicanae*, Oxford 1847/48.
- Johann von Trokelowe, *Annales*, ed. H. T. Riley, Rolls Series, 1846.
- John of Reading, *Chronica*, ed. James Tait, Manchester 1914.
- Knighton, Henry, *Chronicon*, ed. H. R. Lumby, Rolls Series, 1889—95.
- Lanercost, *Chronicon de*, ed. Jos. Stevenson, Bannatyne Club, Edinburgh 1839.
- Laurière, Giles A., *Les Ordonnances des Rois de France*, Paris 1723.
- Le Bel, Jean, *Chronique*, ed. Jules Viard et Eugène Déprez, Société de l'Histoire de France, Paris 1904/05.
- Legg, L. G. Wickham, *English Coronation Records*, Oxford 1901.
- Lescot, Richard, *Religieux de Saint-Denis*, *Chronique*, ed. Jean Lemoine, Société de l'Histoire de France, Paris 1896.
- Liber Feodorum oder Testa de Nevill, ed. H. G. Maxwell Lyte, London 1920.
- Titus Livius Forojuliensis, *Vita Henrici V.*, ed. Thomas Hearne, Oxford 1716.
- MG = *Monumenta Germaniae historica*. SS = *Scriptores*.
- Mansi, Johannes Dominicus, *Sacrorum Conciliorum*, Nova Collectio, Florenz, 1759—98.
- Mathias von Neuenburg, *Chronicon* in MG. SS. Nova Series IV. 1924.
- Maynard, John, *Yearbooks*, London 1609.
- Monstrelet, Enguerrand de, *Chroniques*, ed. J. A. Buchon, Paris 1826.
- Morins, Richard de, siehe Richard
- Murimuth, Adam, *Continuatio Chronicarum*, ed. E. H. Thompson, Rolls Series, 1889.
- Newburgh, Wilhelm von, siehe Wilhelm
- Olim, ed. Comte de Beugnot, Paris 1839/48.
- Opus Chronicorum, ed. H. T. Riley, Rolls Series, 1866.
- Ordène de Chevalerie, ed. E. Barbazan et M. Méon in „*Fablaux et Contes*“, Paris 1808.
- ed. Will. Morris, London 1893.
- Otterbourne, Thomas, *Chronica*, ed. Thomas Hearne in *Duo Rerum Anglicarum Scriptores Veteres*, Oxford 1732.
- Paris, Matthaeus, *Chronica maiora*, ed. H. R. Luard, Rolls Series, 1872/83.
- Parliamentary Writs, ed. Fr. Palgrave, 1827/34.
- Patent Rolls of the Reigns of Henry III., Rolls Series, 1901/03.
- Peter von Blois, *Opera Omnia*, ed. J. A. Giles in *Patres Ecclesiae Anglicanae*, Oxford 1847.
- Peter von Vaux-le-Cernay, *Historia Albigensium*, publ. par Pascal Guébin et Ernest Lyon, Société de l'Histoire de France, Paris 1926.
- Peter von Zittau, *Chronicon Aulae Regiae*, in *Fontes Rerum Boh.* Band 4, Prag, 1871/84.

- Peterborough, Benedictus von, siehe Benedictus
- Proceedings and Ordinances of the privy council of England, ed. Harris Nicolas, Record Commission, 1834—37.
- Prutz, Hans G., Rechnungen über Heinrich von Derbys Preußenfahrten, Leipzig 1893.
- Radulfus de Diceto, Imagines Historiarum, ed. W. Stubbs, Rolls Series, 1876.
- Raine, J., The History and Antiquities of North-Durham, London 1852.
- Ralph von Coggeshall, Chronicon Anglicanum, ed. Joseph Stephenson, Rolls Series, London 1875.
- Reading, John of, siehe John
- Recueil Général des Anciennes Lois Françaises, ed. Isambert etc., Paris 1828.
- Registrum Moraviense, Bannatyne Club 1837.
- Religieux de St. Denis, Chronique, ed. Loid Bellaguet, Paris 1839—52.
- Richard de Morins, Annales prioratus de Dunstaplia, ed. H. R. Luard, in Annales Monastici, Rolls Series 1866.
- Rishanger, William, Chronica, ed. H. T. Riley, Rolls Series, 1865.
- Robert von Avesbury, de Gestis mirabilibus regis Edwardi Tertii, ed. E. M. Thompson, Rolls Series, London, 1889.
- Robert von Gloucester, Chronicle, ed. W. A. Wright, Rolls Series 1887.
- Robert von Torigny, Chronica, ed. Richard Howlett in Chronicles of the Reigns of Stephan, Henry II. and Richard I., Band IV, Rolls Series, 1889.
- Roger von Hoveden, Chronica, ed. William Stubbs, Rolls Series, 1868—71.
- Le Roman de Girard de Vienne, ed. Fr. G. Yeandle, New-York, 1930.
- Rotuli Hundredorum, temp. Henry III. et Edward I., Record Commission 1812/18.
- Rotuli Litterarum Clausarum, ed. Thomas D. Hardy, London 1833.
- Rotuli Parliamentorum, 6 Bände, undatiert, Index 1832.
- Rotuli Scotiae, Record Commission, London 1814—19.
- Rymer, Thomas, Foedera conventiones etc. Band I—IV. Record Commission 1816/69.
- Foedera, 2. Aufl. ed. Georg Holmer, Oxford 1727/29.
- Wo Rymer Band I—IV zitiert ist, ist immer die Ausgabe der Record Commission gemeint; im übrigen wurde die Ausgabe von G. Holmer benutzt. Unentbehrlich bei der Benützung Rymers ist T. D. Hardy Syllabus of documents in Rymer's Foedera, Rolls Series, 1869-85.
- Salachronica, ed. Thomas Gray 1836.
- Salisbury, Johann von, siehe Johann
- Scriptores Rerum Prussicarum, ed. Theodor Hirsch u. a., Leipzig 1861—74.
- Scrope and Grosvenor Roll, ed. N. H. Nicholas, London 1832.
- Segar, William, Honor Military and Civil, London 1602.
- Smith, John, The Berkeley MSS, ed. by John Maclean, Bristol and Gloucester, Archaeol. Society, Gloucester 1883/5.
- Smith, L. T., ed., Expeditions to Prussia and the Holy Land, made by Henry, earl of Derby, Camden Society 1894.
- Statutes of the Realm, ed. A. Anders etc. Record Commission 1810—1828.

- Stow, John, *Annales or General Chronicle of England*, London 1615.
 — *A Survey of the cities of London and Westminster* ed. C. L. Kingsford, Oxford 1908.
 Torigny, Robert von, siehe Robert
 Trevet, Nicholas, *Annales sex regum Angliae*, ed. Thomas Hog, engl. Hist. Society, London 1845.
 Trokelowe, Johann von, siehe Johann
 Usk, Adam de, siehe Adam
 Vaux-le-Cernay, Peter von, siehe Peter
 Vergil, Polydore, *Anglica Historia*, Basel 1556.
 Walter de Hemingburgh, *Chronicon*, ed. H. C. Hamilton, Engl. Hist. Society, London 1848/9.
 Walsingham, Thomas, *Historia Anglicana*, ed. H. T. Riley, Rolls Series, 1863/4.
 Wilhelm von Newburgh, *Historia Rerum Anglicarum*, ed. Richard Howlett in *Chronicles of the Reigns of Stephan, Henry II. and Richard I.*, Rolls Series, 1884/5.
 Wilkins, David, *Concilia Magnae Britanniae et Hiberniae*, London 1737.
 Wykes, Thomas, *Chronicon*, ed. H. R. Luard in *Annales Monastici*, Rolls Series 1869.
 Wyntoun, Andrew, *The Original Chronicle*, ed. F. I. Armours. Scottish Text Society Edinburgh, 1903/08.
 Yearbooks of Edward I, ed. A. J. Horwood, Rolls Series, London 1864.
 Zittau, Peter von, siehe Peter

b) ungedruckt.

Public Record Office London:

Exchequer-Urkunden, Wardrobe Accounts.

(Vgl. Public Record Office, Lists and Indexes, Band 9, S. 102 und Band 35, 1912; sowie T. F. Tout, *Chapters of the administrative History of England*, I, S. 47 ff.)

British Museum London:

Harleian Mss. Nr. 69 und 3424.

Vgl. Catalogue of the Harleian MSS., Record Commission, 1808/12.)

College of Arms, London:

Arundel MS. 26.

(Vgl. W. H. Black, *Catalogue of the Arundel MSS. in the library of the College of Arms*, London 1829.)

2. Darstellungen.

Archaeologia, Zeitschrift, herausgegeben von der Society of Antiquaries, London 1777 ff.

Arnold, Thomas: *Life and Correspondence*, 1845.

Batty, J.: *Spirit and Influence of Chivalry*, 1890.

Beltz, F. G.: *Memorials of the Garter*, 1841.

Brunner, Heinrich: *Deutsche Rechtsgeschichte*, 2. Band, 2. Aufl. neu bearbeitet von Schwerin, 1928.

- Buckle, Henry Thomas*: History of Civilization in England, London 1858.
- Cabell, J. B.*: Chivalry, 1928.
- Canell, A.*: Le Combat Judiciaire en Normandie, Caen 1858.
- Cartellieri, O.*: Am Hofe der Herzöge von Burgund, Basel 1926.
- Clephan, R. C.*: The Tournament, its Periods and Phases, London 1919.
- Cornish, F. W.*: Chivalry, London 1901, 2. Aufl. 1908.
- Coulin, Alexander*: Der gerichtliche Zweikampf im altfranzösischen Prozeß und sein Übergang zum modernen Zweikampf. 1. Teil. Berlin 1906.
- Verfall des offiziellen und Entstehung des privaten Zweikampfes in Frankreich in „Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte“, herausg. von Otto Gierke, 99. Heft. Breslau 1909.
- Coulton, George G.*: Chaucer and his times, London 1908.
- Social Life in Britain, 1918.
- Czeppan, Richard*: Die Schlacht bei Crézy, Berl. Diss. 1906.
- Delbrück, Hans*: Geschichte der Kriegskunst, Teil 3, Berlin 1907 (Band 1 und 2, 3. Aufl. 1920/21).
- Denis, J.*: A Key to the Regalia, London 1820.
- Digby, A.*: Broad Stone of Honour, 1822.
- Dodd, W. G.*: Courtly Love in Chaucer and Gower, 1925.
- E. H. R. = English Historical Review.
- Ehrismann, Gustav*: Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems. Zeitschrift für deutsches Altertum und Literatur, Band 56, 1919.
- Erben, Wilhelm*: Die Schlacht bei Mülldorf, in Veröffentlichungen des Historischen Seminars der Grazer Universität, Heft 1, 1923.
- Schwertleite und Ritterschlag, in Zeitschrift für historische Waffenkunde, Band 8, Heft 5/6, 1919.
- Erdmann, Karl*: Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, in Forschungen zur Kirchen- & Geistesgeschichte, ed. E. Seeberg, Band VI, Stuttgart 1935.
- Ficken, Emil*: Johann von Böhmen, Göttinger Diss. 1932.
- Freemann, Edward Augustus*: History of the Norman Conquest, 3. Aufl. 1877.
- The Reign of William Rufus and the Accession of Henry I, Oxford 1882.
- Gautier, Léon*: La Chevalerie 1883, 3. Aufl. 1895.
- H. Z. = Historische Zeitschrift.
- Harcourt, L. W. V.*: His Grace the Steward, London 1907.
- Hecht, Hans u. L. Schücking*, Die englische Literatur im Mittelalter, im Handbuch der Literaturwissenschaft, Teil 16, 1927/31.
- Hefele, C. J. von*: Conciliengeschichte, 1885—1890.
- Huizinga, J.*: Herbst des Mittelalters (Deutsche Übersetzung), Drei-Masken-Verlag, München, 2. Aufl., 1928.
- Hunt, William, ed.*: The Political History of England, London 1905 etc.
- James, G. P. R.*: History of Chivalry, New-York 1843.
- Kekule von Stradonitz, Stephan*: Der Ursprung des Hosenbandordens, in „der deutsche Herold“, Band 55, Heft 2, 1924.
- Kluckhohn, Paul*: Die ritterliche Kultur in Deutschland, in „Das Mittelalter in Einzeldarstellungen“, Leipzig/Wien 1930, S. 140—152.
- Köhler, G.*: Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit. Breslau 1886 etc.

- Lippmann, Kurt*: Das ritterliche Persönlichkeitsideal in der englischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts, Leipziger Diss. 1933.
- Maßmann, Ernst Heinrich*: Schwertleite und Ritterschlag, dargestellt auf Grund der mittelhochdeutschen literarischen Quellen. Hamburger Diss. 1932.
- Meller, Walter Clifford*: A Knights Life in the Days of Chivalry, 1924.
- Morris, J. E.*: The Welsh Wars of Edward I., Oxford 1901.
- Müller, Ewald*: Das Konzil von Vienne, in „Vorreformationsgeschichtliche Forschungen“, ed. H. Finke, Heft 12, München 1934.
- Naumann, Hans*: „Höfische Kultur“, in der Deutschen Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, ed. Paul Kluckhohn und Erich Rothacker, Buchreihe 17, 1929.
- Neilson, George*: Trial by Combat, Glasgow 1890.
- Nicolas, N. H.*: History of the orders of Knighthood of the British Empire, London 1841—42.
- Observations on the institution of the Most Noble Order of the Garter, in Archaeologia, Bd. 31, Jahrgang 1840.
- Nisbet, Alexander*: A System of Heraldry, 2. Aufl., Edinburgh 1804.
- Oman, Charles*: The Art of War in the Middle Ages, 2. Auflage, 1924.
- Palmer, Charles F. R.*: History of the Marmion Family, London and Tamworth 1875.
- Pike, L. C.*: History of Crime in England, London 1873—76.
- Prestage, Edgar*, herausg. von, Chivalry, Studies to illustrate its historical significance and civilising influence, by Members of King's College, London 1928.
- Prutz, H.*: Kulturgeschichte der Kreuzzüge, Berlin 1883.
- Riley, H. T.*: Memorials of London, 1868.
- Round, J. Horace*: The King's Serjeants and Officers of State, 1911.
- Salomon, R.*: Zur Geschichte der englischen Politik Karls IV., in Historische Aufsätze, Karl Zeumer dargebracht, Weimar 1910.
- Scott, Sir Walter*: Essay on Chivalry, Prose Works, Band V, Paris 1827, S. 629—58.
- Schnitthener, P.*: Lehenskriegswesen und Söldnertum im abendländischen Imperium des Mittelalters in HZ 150, 2, 1934.
- Schofield, William Henry*: Chivalry in English Literature, Cambridge Harvard University, 1912.
- Schultz, Alwin*: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Band 1 und 2, Leipzig 1879/80, 2. Aufl. 1889.
- Shears, F. S.*: Froissart, London 1930.
- Stubbs, William*: Lectures on European History, ed. Hassell.
- Tout, T. F.*: Some neglected Fights between Crécy and Poitiers, in E. H. R. Vol. 20 (1905).
- Das Treffen von Morlaix in E. H. R. vol. 19.
- Trevelyan, G. M.*: England in the Age of Wycliffe, London 1900.
- Wylie, James Hamilton*: The History of England under Henry IV., London 1884/98.
- The Reign of Henry V., Cambridge 1914/19.
-

D 1 .H5 no.307



3 8198 311 854 101

Das Schicksal der Ranke-Biblio UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

D 1 .H5 no.310



3 8198 311 854 143

Studien über das Rittertum in UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

D 1 .H5 no.308



3 8198 311 854 127

Die Sachsenkriege Karls des Gr UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

D 1 .H5 no.309



3 8198 311 854 135

Der englische Botschafter Sir UI main
THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO

RES.	FAC.	8	4	2	1	36	35	34	33
D									
1									
H5									
no.307-310									

Historische Studien

7
4
1
2
C

D

1

H5

Historische Studien

no.307-310

